

8 Zur ›Erfindung‹ und Verhandlung des Genders – Analyse des medialen Diskurses

8.1 Beschreibung des Korpus medialer Daten

Wie bereits im vorigen Kapitel beschrieben, liegen der Auswahl der zu analysierenden Texte Fokussetzungen aus meiner spezifischen Perspektive zugrunde. Die Diskursanalyse nach Foucault möchte eigentlich »ein Aussagenfeld [...] möglichst im Ganzen und bis auf die Wurzel explorieren« (Römer 2017: 3). Allein aus forschungspraktischen Gründen ist dies nicht umsetzbar; ein Zugang zu allen Aussagen im Feld ist unmöglich. Mit Busse & Teubert (1994: 4) sind mit Blick auf Korpora für die Diskursanalyse zwei Arten von Korpora differenzierbar: Das virtuelle Korpus umfasst all jene Aussagen, die in einer Art gespeichert sind, dass sie theoretisch einer Analyse zugänglich wären und eine Annäherung an das gesamte Aussagenfeld ermöglichen. Das konkrete Korpus umfasst hingegen die Textauswahl, die untersucht wird, etwa auch in dieser Arbeit.¹ Die Begründung der Textauswahl wurde bereits in Kap. 7.8 näher erläutert. Im Folgenden werde ich das sich daraus ergebende Untersuchungskorpus beschreiben.

Das Korpus wurde aus Beiträgen von *Süddeutscher Zeitung* (SZ), *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (FAZ), *Die Welt*, *Bild* und *tageszeitung* (taz) gebildet.² Insgesamt ergab die Recher-

-
- 1 Daneben gibt es auch noch die Denkfigur eines imaginären Korpus. Dieses umfasst alle jemals getätigten Aussagen zu einem Diskursthema, d.h. auch die flüchtigen, nicht mehr existenten und somit einer Analyse nicht einmal in einem theoretischen Sinne zugänglichen. Diese Denkfigur wird verschiedentlich ebenfalls Busse & Teubert (1994) zugeschrieben, findet sich allerdings nicht in diesem Text. Römer (2017: 45) verweist darauf, dass sie vielmehr Herrmanns (1995) zuzuschreiben ist. Mit der Denkfigur wird auch der Einbezug mündlicher Daten, bspw. der Diskussionen, die ich während der Arbeit an diesem Text geführt oder mitgehört – oder eben auch nicht – habe und welche die Analysen und Interpretationen unter Umständen beeinflusst haben könnten, möglich. Somit wird die potenzielle Unbegrenztheit des Diskurses noch einmal unterstrichen.
 - 2 Im Folgenden werden die Belege anhand dieser Abkürzungen sowie dem jeweiligen Datum der Publikation zitiert. Da alle Daten aus dem Diskursausschnitt des ersten Halbjahres 2021 stammen, wurde auf eine extra Erwähnung des Jahres verzichtet. Sofern es mehrere Beiträge gleichen Datums gibt, werden fortlaufende Buchstaben zur Unterscheidung verwendet, bspw. FAZ 11.01.a und FAZ 11.01.b.

che in den Archiven der jeweiligen Zeitungen 330 Beiträge, die sich wie folgt aufschlüsseln lassen.³

Tab. 2: Tabellarische Übersicht über die Verteilung der Beiträge des Korpus

	Hauptdiskurs	Nebendiskurs	Gesamt
Bild	30	/	30
Frankfurter Allgemeine Zeitung	68	18	86
Süddeutsche Zeitung	48	17	65
Tageszeitung	40	17	57
Die Welt	71	21	92
			330

(Eigene Darstellung)

In den Archiven von *Welt* und *FAZ* wurde für die Recherche sowohl auf die Print- als auch auf die Online-Ausgabe zugegriffen. Dies führte bei diesen Zeitungen zu Textdopplungen in den Suchergebnissen, da derselbe Text oftmals sowohl online als auch analog abgedruckt veröffentlicht wurde. Diese Dopplungen wurden nicht in das Korpus aufgenommen, wenngleich Überschriften, die sich unterschieden⁴, notiert und in die Analyse der Topoi mit aufgenommen wurden. Bei der *Bild*-Zeitung gibt es online keine Leserbriefe, sodass alle Beiträge rein redaktionell sind. Alle der in das Korpus aufgenommenen Beiträge der *Bild* beschäftigen sich zudem vorrangig mit der (Debatte um die) genderbewusste(n) Sprache, sodass sie dem Hauptdiskurs zugeordnet wurden.

Deutlich wird anhand der in Tabelle 2 aufgeführten Zahlen, dass das Thema in allen Zeitungen über verschiedene Formate hinweg verhandelt wird. In der *taz* (14 bzw. ca. 25 % der untersuchten Beiträge der *taz*) und *Welt* (10 bzw. ca. 11 %) werden anteilig betrachtet weniger Leserbriefe zum Phänomenbereich abgedruckt als in der *FAZ* (33 bzw. ca. 38 %) und *SZ* (26 bzw. ca. 41 %). Gastbeiträge zum Thema werden nur in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (6 bzw. ca. 7 %) sowie *Die Welt* (4 bzw. ca. 4 %) abgedruckt, Interviews finden sich in unterschiedlichem, wenngleich insgesamt geringem Maße in allen Zeitungen, vor allem aber bei der *Welt* (9 bzw. ca. 10 %). Anders als es bspw. Fix (2012: 141) in

3 Das Urheberrecht der Zeitungen verunmöglicht die erneute vollständige Publikation der Texte im Rahmen dieser Arbeit. Einige der Texte, auf die sich die Analyse stützt, sind bspw. über die Webseite der Bildzeitung öffentlich zugänglich, andere dagegen nur digital archiviert und zugänglich über Forschungsdatenbanken, auf die über die Universitätsbibliothek Freiburg zugegriffen werden konnte.

4 Dieses vergleichsweise selten vorkommende Phänomen wird an einer Stelle in den Daten sogar explizit verhandelt: »Alles begann mit einem Aufmacher in der Welt, Anfang Januar, Überschrift: ›Der Duden wird jetzt zur Dudin«. Online lautete sie, investigativ angespitzt: ›Wie der Duden heimlich gegendert wird.« (SZ 06.03.).

ihrer Untersuchung zu Leserbriefen festhält⁵, schreibe ich auch Leserbriefen, zumindest für den in dieser Arbeit untersuchten Diskurs und das Untersuchungsinteresse der Arbeit, insofern Handlungspotenzial zu, als sie teilhaben an Prozessen der Enregistrierungen von geschlechterbewussten Sprachformen und mit den jeweiligen Zuschreibungen und Positionierungen, ebenso wie die redaktionellen Beiträge, dazu beitragen, dass sich bestimmte Verständnisse geschlechterbewusster Sprache und des geschlechtsübergreifenden Maskulinums herausbilden. Argumentationsmuster und sonstige Analysekategorien von Interesse sind in den Beiträgen dabei über die Textsorten hinweg vergleichbar und werden daher in der Untersuchung größtenteils zusammengefasst; wo textsortenspezifische Unterschiede deutlich wurden, werden diese angeführt und analysiert. Zwar gelten Leserbriefe und Gastbeiträge als stärker meinungsorientierte Textsorte als Berichte und Reportagen, die Unterschiede, insbesondere mit Bezug auf verwendete Topoi und das darin zum Ausdruck kommende Wissen aber sind eher graduell (vgl. Spieß 2011b: 267).

Die meisten der untersuchten Äußerungen in den untersuchten Daten sind – auch aufgrund der Rahmung als Diskussion – relativ klar und eindeutig als metasprachliche Äußerungen zu kategorisieren. Es geht explizit um Einschätzungen zu verschiedenen Formen genderbewussten Sprachgebrauchs, wenn bspw. Leser*innen in Zuschriften ihren Unmut über die (Nicht-)Nutzung ausdrücken oder redaktionelle (Gast-)Beiträge geschlechterbewussten Sprachgebrauch evaluieren. Auch wird zuweilen metadiskursiv die Debatte selbst verhandelt. Beispiele dafür zeigen sich unter anderem beim Irrelevanz- (vgl. Kap. 8.4.3) oder Gefahrentopos (vgl. Kap. 8.4.8), wenn darüber gesprochen wird, dass es irrelevant oder sogar gefährlich sei, derart viel und emotionalisiert über genderbewussten Sprachgebrauch zu debattieren, weil dadurch andere, wichtigere Themen aus dem Blick gerieten. Ähnlich verhält es sich mit der konzeptuellen Metapher *STREIT IST KRIEG* (vgl. Kap. 8.5.2.1), mit der die Debatte charakterisiert wird. In all diesen und weiteren Fällen wurden die Texte dem Hauptdiskurs zugeordnet. Als diesem zugehörig wurden auch solche Texte kategorisiert, die sich mit der sogenannten ›Identitätspolitik‹ und deren sprachlichem Ausdruck beschäftigen. Genderbewusste Sprache hat in diesem Zusammenhang einen Schibboleth-Charakter, wird also als sprachliches Symbol und Ausdruck einer – in den Texten unterschiedlich aufgefassten und definierten – identitätspolitischen Debatte sowie *Political Correctness* interpretiert, zu der sich in den Texten positioniert und die damit bewertet wird (vgl. Becker 2022: 319).⁶ Der Großteil des Korpus besteht demnach aus Texten, in denen die Debatte um genderbewussten Sprachgebrauch den Hauptdiskursstrang des Textes ausmacht. Insbesondere sie stehen in den späteren Abschnitten des Kapitels im Fokus, in denen die Argumentationsmuster und

5 »Da der Leserbrief, wenn er auch Widerspruch üben, also rasonieren kann, mit keinerlei praktischer Handlung verbunden ist, wäre es falsch, ihn zum instrumentalen Sprachspiel zu rechnen. In seinem Fall besteht die Handlung allein in der (möglicherweise sogar anonymen) Publikation in einer Zeitung. Sein Merkmal ist also das ganz unabhängig von praktischen Handlungen ablaufende Rasonieren.« (Fix 2012: 141).

6 Zum Schibboleth-Charakter geschlechterbewusster Sprache und insbesondere des Asterisks vgl. auch weiter unten Kap. 8.2 zum Gegenstand des Diskurses sowie Mau et al. (2023: 185–199).

Metaphern in der Debatte und ihr Zusammenspiel mit den indexikalischen Zuschreibungen analysiert werden.

Eine Besonderheit des Korpus liegt darin, dass auch Texte mit aufgenommen wurden, in denen genderbewusster Sprachgebrauch nur Teil eines Nebendiskursstranges ist und bspw. der Illustration und Charakterisierung von Personen dient. Auch, und in einigen Fällen gerade in diesen Belegen zeigen sich indexikalische Zuschreibungen der verschiedenen untersuchten Formen besonders deutlich, wenn beispielsweise die genderbewusste Sprechweise eines Protagonisten in einem Artikel über Landwirtschaft dazu dient, ein bestimmtes Bild einer Persona zu evozieren und diese in bestimmtem Verhalten und Kontexten zu verorten (vgl. zur genaueren Analyse des Zitats Kap. 8.2.2).⁷

- 1) Franziska Hanka, eine junge Ökologin mit Dreadlocks, und Leon Bucher, bärtig, tätowiert, der seinen Job im Prozessmanagement zugunsten der Ökobewegung verlassen hat. Im Kugelsüdhanghof treffen Welten aufeinander, Berliner Nachhaltigkeitszene auf Allgäuer Verwurzelung: Leon Bucher hat ein Buch mit dem Titel »F*ck the System« dabei, **er gendert beim Sprechen, mit kurzer Pause vor dem »innen«**. (SZ 21.06.a; Hervorhebung P. M.)

Solche Artikel wurden aufgenommen, um potenziell bereits bestehende Indexikalitäten genderbewussten Sprechens, d.h. die damit diskursiv verbundenen und durch Äußerungen evozierten Personen und Verhaltenstypen analysieren zu können.⁸ Diese Aspekte werden im folgenden Kapitel genauer beschrieben, das den eigentlichen Diskursgegenstand ausführlicher untersucht und mithilfe von Spitzmüllers (2013) Modell metapragmatischer Positionierung differierende Zuschreibungen aufzeigt. Zudem belegen Texte, die sich dem Nebendiskurs zuordnen lassen, dass genderbewusster Sprachgebrauch als polarisiertes und polarisierendes Thema offensichtlich Nachrichtenwert für die Zeitungen hat. Dies zeigt sich besonders deutlich an Interviews, in denen eine einzige, oftmals inhaltlich nicht zum Rest des Fragenkatalogs kongruente Frage zu genderbewusstem Sprachgebrauch gestellt wird, woraufhin die Antwort auf diese (ausschnittsweise) zur Überschrift des Artikels gemacht wird (vgl. z.B. Welt 29.05.a). In diesem Zusammenhang zeigen sich Medien einmal mehr als besondere Akteure im Diskurs, die spezifische Konstruktionen, Indexikalitäten und Deutungsmuster ermöglichen, an ihrer Konstruktion aber gleichzeitig in hohem Maße beteiligt sind. Der Grund für diese besondere Rolle liegt in »bestimmten systemlogischen Kriterien der Aufmerksamkeitsregung und steuerung durch Nachrichtenwerte wie Neuigkeitswert, Konfliktwert, Betroffenheitswert oder Prestigewert« (Spieß 2012: 77). Genderbewusste Sprache und die jeweiligen

7 Neben Themen wie Landwirtschaft bzw. Ökologie wird auch in Artikeln, in denen es um Personalia und Inhalte von Parteien, vor allem bei *Bündnis 90/Die Grünen* aber auch bei *CDU/CSU*, geht, geschlechterbewusster Sprachgebrauch in Nebendiskurssträngen verhandelt. Oftmals dient die berichtete jeweilige Positionierung auch in diesen Fällen der Charakterisierung von Protagonist*innen oder wird als irrelevantes, aber dennoch präsent Thema beschrieben, neben dem andere Themen, die im Fokus des Artikels stehen, an Aufmerksamkeit verlieren (vgl. zu diesem Phänomen auch Kap. 8.4.3 zum Irrelevantanztopos).

8 Vgl. zum Zurückgriff auf solche Zeitungstexte zur Analyse der Formung sprachlicher Ideologien bei Metasprachdiskursen im »beiläufigen Modus« auch Androutsopoulos (2007: 130).

Positionierungen dazu scheinen als Aufhänger (und ›Aufreger‹) für die Zeitungen zu gelten. Von Redecker (2016: 4) erklärt analog dazu die hohe Frequenz von Beiträgen in deutschen Medien zu Gender Studies und deren negativer Bewertung darin: »Just as sex sells, ›antigender‹ grips attention.«

8.2 Die ›Erfindung‹ des Genders: Enregistrierung von Gendern und geschlechtsübergreifendem Maskulinum – zum Gegenstand des Diskurses

Zu Beginn der Analyse ist im Folgenden zu klären, um welchen Gegenstand es in der medialen Debatte eigentlich geht, d.h. was letztlich von den unterschiedlichen Akteur*innen debattiert wird. Mit einem Blick auf Spitzmüllers (2013) Modell metapragmatischer Positionierung (s. Kap. 7.7) lässt sich diese Frage dahingehend spezifizieren, wie der zentrale debattierte und im Zuge der Debatte enregistrierte Sprachgebrauch genauer definiert werden kann. In den medialen Debatten werden in der Regel Diskussionen unter Überschriften wie »Soll man gendern?« (Schreiner & Lemke 2021) oder »Was spricht FÜR und GEGEN das Gendern?« (Geo 2021; Hervorhebung im Original) geführt. Es gilt daher, in diesem Unterkapitel zu klären, was »das Gendern« im Diskurs eigentlich meint, bevor im Folgenden die Zuschreibungen und Enregistrierungen, die damit einhergehen, analysiert werden können.

Als Begriff – bzw. genauer: als Verb – wurde *Gendern* vermutlich von Diewald & Steinhauer (2017) in dem im Duden-Verlag erschienenen »Handbuch geschlechtergerechte Sprache. Wie Sie angemessen und verständlich gendern« verbreitet. In dem Text bezeichnet das nominalisierte Verb unterschiedliche Verfahren genderbewussten Sprachgebrauchs, unter die beispielsweise auch die verschiedenen Stile, die Kotthoff (2020) zur Typisierung vorschlägt, fallen. Dass *gendern* bereits vorher, im Jahr 2013 als Verb genutzt wurde, belegt bspw. eine Glosse von Pusch (2013); der Großteil der untersuchten Texte bezieht sich für die Worterklärung aber auf den Text von Diewald & Steinhauer von 2017.

Auch Michaux, Méndez & Apel (2021: 34) fassen unter *Gendern* verschiedene Verfahren, die sie in schriftliche und mündliche Ausformungen weiter differenzieren. Sie beziehen sich dabei auf Strategien der Feminisierung, der Neutralisierung von Geschlecht oder weitere Verfahren mit Sonderzeichen, die die Binarität des Geschlechtersystems durchbrechen sollen. Im populärwissenschaftlichen Ratgeber »Richtig gendern für Dummies« spricht Rocktäschel (2021: 26) ebenso davon, dass es verschiedene Arten des *Genders* gibt und stellt »einige der gängigsten Arten zu gendern« vor. Sowohl in der Forschung als auch in populärwissenschaftlichen, vermittelnden Texten bezeichnet *Gendern* demnach verschiedene Formen und wird sowohl nominal als auch als Verb verwendet.

Im medialen Diskurs hingegen wird vielfach über *das Gendern* (Schreiner & Lemke 2021) oder »dieses Gendern« (z.B. Welt 18.05.b) gesprochen, womit die Vorstellung einer klar umrissenen, singulären und abgrenzbaren »Sondersprache« (Spitzmüller 2013: 284) aufgerufen wird. Die verschiedenen Formen genderbewusster Sprache, die beispielsweise Diewald & Steinhauer (2017) oder Michaux, Méndez & Apel (2021) aufführen und unter *Gendern* fassen und von denen Rocktäschel (2021) explizit schreibt, dass es

nicht eine richtige Art gebe, werden dagegen in der medialen Debatte meist nicht aufgegriffen. Vielmehr wird im Zuge von Homogenisierungsprozessen *das Gendern* oder *die Gendersprache* konstruiert, mit denen sich vor allem auf als nicht-binär intendierte Formen und im Speziellen auf die Verwendung des Asterisks und des Glottisschlags bezogen wird.⁹ Über Ikonisierung (vgl. Irvine & Gal 2000: 37–38) wird der Stern dann zu einem Platzhalter, einem Schibboleth für Gendern und die damit verbundenen sozialen Gruppen. Die wiederholte mediale Verhandlung des Asterisks als emblematisch für *das Gendern* ähnelt dabei einem Prozess, wie ihn Wong (2023: 712) für einen Hongkonger Dialekt festhält: »Through mediatization, certain uptake formulations are continuously recycled while others become muted and recede to the background.« Durch den speziellen Fokus der medialen Debatten und kontinuierliche Wiederholung wird somit die Gleichsetzung von genderbewusster Sprache und Asterisk bestärkt, während andere Formen, wie bspw. Binnen-I, Beidnennung oder Neutralisierungen nicht mehr wahrgenommen und somit nicht mehr aufgegriffen und diskutiert werden (vgl. dazu auch Zacharski 2024). Hettler (2018: 22; Fußnote) erklärt mit Bezug auf Labov, dass für linguistische Lai*innen bestimmte, besonders auffällige Varianten zu Stereotypen werden. Mir scheint, dass für den Asterisk in der medialen Debatte etwas Ähnliches passiert. Damit zusammenhängend kann auch die erhöhte Salienz dieser Formen als Faktor angeführt werden: Die wiederholt bewerteten Sonderzeichen sind materiell, d.h. graphisch und morphologisch (und im Mündlichen auch phonologisch und prosodisch über die Veränderung der Silbenstruktur) deutlich markiert, weil sie in die Wortform eingreifen. Dadurch sind Sprachwandelprozesse in diesem Bereich besonders salient (und werden potenziell schneller abgelehnt), weil sie auf tieferliegenden sprachlichen Ebenen stattfinden (vgl. Nübling et al. 2017: 14).¹⁰ Androutsopoulos (2007: 149) erklärt, dass »nicht alle Aspekte der Sprachstruktur gleichermaßen wahrnehmbar und somit ›ideologisierungsg geeignet‹ sind« – der Asterisk scheint für den medialen Diskurs besonders geeignet.

Mit Bezug auf Januscheks (1989) »Erfindung der Jugendsprache« und Androutsopoulos' (2011) »Erfindung des Ethnolekts« schlage ich daher vor, von einer Erfindung *des Genders* bzw. *der ›Gendersprache‹* im medialen Diskurs zu sprechen (vgl. auch Meuleneers 2024a).¹¹ Diese Vorstellung eines spezifischen Sprachgebrauchs wird über

9 Wenngleich auch der Doppelpunkt und der Gap Erwähnung finden, ist der Asterisk für die Schriftsprache in den untersuchten Texten doch emblematisch für »das Gendern«. Vgl. für diese Beobachtung auch Harnisch (2024).

10 Dass »Gendern« grundsätzlich als saliente Form des Sprachwandels gelten kann, stellen Adler & Roessel (2023: 37) in ihrer Erhebung fest. Sie führen die Nennung allerdings auch auf einen möglichen Einfluss der medialen Debatte zurück. In einer offenen Befragung zum Thema wahrgenommener Sprachveränderungen gaben rund 27 % aller Befragten Antworten, die der Kategorie Gendern zugeordnet wurden. Interessanterweise überwiegen dabei neutrale bzw. teils/teils-Bewertungen, wenngleich in absoluten Zahlen die meisten negativen bis sehr negativen Bewertungen in dieser Kategorie zu finden sind (vgl. Adler & Roessel 2023: 36). Adler & Plewnia (2021) wiederum konnten in ihrer repräsentativen Umfrage zu Spracheinstellungen nur ein geringes angeführtes Interesse der Mehrheit linguistischer Lai*innen am Thema geschlechterbewusster Sprache feststellen.

11 Der Vorteil des Terminus *Erfindung* ist dabei, auf spezifische Kontexte, Agenden und zugrundeliegende Konzeptualisierungen hinzuweisen, in denen diese ›Sondersprachen‹ produziert, reguliert

die mediale Konstruktion hervorgebracht (vgl. Androutsopoulos 2011: 98) und dann in den der Analyse zugrundeliegenden Texten näher beschrieben, argumentativ verhandelt und sich dazu positioniert – es ist also der im Modell Spitzmüllers (2013) zentral gesetzte Sprachgebrauch, der Verbindungen zu Personen- und Verhaltenstypen indiziert und zu dem sich positioniert wird (s. Abbildung 2). Im Zuge dieses Prozesses wird ein komplexeres Bild, das verschiedene Formen genderbewussten Sprachgebrauchs umfasst, wie sie bspw. in den verschiedenen Stilen nach Kotthoff (2020) oder in den Ratgebern und Leitfäden deutlich werden, zu einem einzigen homogenisiert: Gendern wird mit der Verwendung des Asterisk gleichgesetzt (vgl. auch Stefanowitsch 2021). Damit einher geht auch, dass mögliche Variation sowie einige Personen und Aktivitäten unsichtbar gemacht werden (vgl. Irvine & Gal 2000: 38). Die Verwendung der Beidnennung beispielsweise wird nicht als Gendern verstanden, wie unter anderem in der Berichterstattung der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* über die Grünen deutlich wird: »Die großgedruckte Anrede ›liebe Wählerinnen und Wähler‹ zu Beginn und am Ende des Programms wird nicht gegendert.« (FAZ 07.06.a) Ähnliches zeigt sich auch in einem Leserbrief in der taz: »Ich [...] muss meine Abneigung gegen die sprachliche Verballhornung des Genders zum Ausdruck bringen. ›Sehr geehrte Damen und Herren‹ – ›Liebe Leserinnen und Leser‹ etc., was ist daran ›diskriminierend u./o. unemanzipiert?‹« (taz 23.01.a)

Diese Gleichsetzung von Gendern und Asterisk zeigt sich unter anderem auch in den Überschriften der Zeitungsartikel, in denen bspw. vom »Krieg der Stern*innen« (FAZ 06.02.) gesprochen wird. Die *Bild*-Zeitung erläutert neue »Gender-Regeln für alle bei der Stadt« (Bild 15.06.b) mit Bezug auf eine Entscheidung der Stadträte in Hamburg und erklärt, dass »Beispiele für Gender-Sprache« unter anderem »Mitarbeiter*innen statt Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter« oder »Dipl.-Ing.*in statt Diplom-Ingenieur und -Ingenieurinnen« seien. Anders als in der *Bild*-Zeitung verwendet die *Süddeutsche Zeitung* den Begriff »geschlechtergerechte Sprache«¹², setzt diese aber ebenfalls mit dem Asterisk bzw. Glottislaut gleich, wenn es heißt: »Sie [eine »aufgezogene Gewitterfront«; P. M.] richtet sich gegen den Siegeszug der geschlechtergerechten Sprache, die mittlerweile sogar bei Claus Kleber im ›Heute Journal‹ angekommen ist, wenn der von ›Bürger*innen‹ spricht.« (SZ 06.03.) Auch die Liste der *Keywords* (s. dazu Kap. 8.3) zeigt deutlich auf, dass insbesondere der Asterisk in der Debatte verhandelt wird: Unter den 50 Wörtern mit der größten *Keyness* finden sich »gendersternchen«, »sternchen« oder »genderstern« – erst »formen« auf Listenplatz 58 verdeutlicht, dass auch, wenngleich deutlich seltener, über andere Varianten genderbewussten Sprachgebrauchs gesprochen wird. Die medialen Illustrationen, auf die an dieser Stelle nur cursorisch eingegangen werden soll, verstärken diese Gleichsetzung und Homogenisierung ebenfalls. In der Bebilderung der Artikel wird vor allem auf den Stern zurückgegriffen. Dies geschieht teilweise im intendierten Sinne, indem Text(ausschnitt)e als Illustration dienen, in denen Personenreferenzen, in die ein Asterisk vor dem femininen Suffix eingesetzt ist, zu sehen ist; z.T. aber auch in

und konstituiert werden (vgl. Makoni & Pennycook 2006: 12). Dieses Kapitel widmet sich dem Kontext medialer Diskurs und den sich darin befindlichen Akteur*innen auf Pro- und Kontra-Seite, während das nächste Kapitel sich auf Daten aus Leitfadeninterviews stützt.

12 Zu den Unterschieden in der Bezeichnung genderbewussten Sprachgebrauchs s. Kap. 8.3.4.

einer ›verspielteren‹ Illustration, wenn bspw. in der *Süddeutschen Zeitung* auf Landesfahnen Asteriske eingefügt werden, um genderbewussten Sprachgebrauch in verschiedenen Sprachen zu thematisieren (vgl. SZ 12.05.).

Dass dies nicht nur für den Untersuchungszeitraum gilt und die (print)medialen Diskurse zu dieser Homogenisierung beitragen, zeigt sich auch in der Berichterstattung zu einer Umfrage des *Westdeutschen Rundfunks* zur Akzeptanz und Verwendung genderbewussten Sprachgebrauchs, die Ende 2022 durchgeführt wurde. *Erasure* und *homogenization* der Formen genderbewusster Sprache im Sinne Irvine & Gal (2000) und das schnelle Ablaufen dieser beiden Prozesse im Diskurs werden auch im folgenden Exkurs zu dieser Umfrage deutlich. Die analysierten Daten sind nicht Teil des Untersuchungskorpus, sollen aber die These der Homogenisierung auch mit Blick auf einen späteren Zeitpunkt noch einmal stärken.

8.2.1 Die Umfrage des WDR und ihre verschiedene Formen homogenisierende mediale Aufnahme – ein Exkurs zur Diachronie der Beobachtungen

Am 06. Februar 2023 veröffentlichte der WDR eine repräsentative Umfrage von *infratest dimap*¹³ zum Thema genderbewussten Sprachgebrauchs (vgl. WDR 2023). Der Artikel, in dem die Umfrageergebnisse berichtet wurden, war dabei mit »So gendern die Deutschen« (WDR 2023) überschrieben. Abgefragt wurden bei mehr als 1.000 Teilnehmenden unter anderem die persönliche Einschätzung der Relevanz sowie die Akzeptanz verschiedener Formen. Das Ergebnis zeigte, dass genderbewusster Sprachgebrauch für knapp 2/3 der Befragten wenig bis gar nicht relevant ist. Die Abfrage verschiedener Formen genderbewussten Sprachgebrauchs wird in diesem ersten Artikel ausführlich berichtet: Einzelne Zwischenüberschriften nehmen expliziten Bezug auf verschiedene Möglichkeiten geschlechterbewusster Personenreferenzen und erklären, dass mehr als 50 % der Befragten Doppelnennungen nutzen und mehr als 2/3 der an der Umfrage Teilnehmenden diese akzeptieren (vgl. auch Müller-Spitzer & Ochs 2024). Nicht-binäre Formen werden im Bericht als davon abweichend berichtet: »Bei der Benutzung von Symbolen wie Sternchen oder Doppelpunkt [...] gehen die Meinungen schon weiter auseinander. 35 Prozent finden das gut, 59 Prozent hingegen nicht.« (WDR 2023)¹⁴ Daneben wird der Glottisschlag als mündliche Variante genderbewusster Sprachformen als »Sprechpause, die sogenannte ›Gender-Gap‹« (WDR 2023) beschrieben, die von 27 % mit gut oder sehr gut, von 69 % dagegen als weniger oder gar nicht gut bewertet wurde.

13 Einige Umfrageergebnisse und die dazugehörigen Fragen finden sich unter: <https://www.infratest-dimap.de/umfragen-analysen/bundesweit/umfragen/aktuell/gendergerechte-sprache/> (zuletzt 30.11.2024). Die Fragen legen dabei nahe, dass trotz der Verwendung von Formulierungen wie »alle Geschlechter« der Umfrage eine binäre Lesart von Geschlecht zugrunde liegt. So lautet eine Frage beispielsweise: »Momentan gibt es eine gesellschaftliche Debatte darüber, ob wir uns in unserer Sprache darum bemühen sollten, Frauen und Männer gleichermaßen einzubeziehen – also sprachliche Formen und Formulierungen zu benutzen, die alle Geschlechter sichtbar und hörbar machen. Wie ist Ihre Haltung dazu?«.

14 In der dazugehörigen Frage wurden Stern, Doppelpunkt, Unterstrich und Schrägstrich als Varianten genannt.

In der darauffolgenden Berichterstattung werden die Umfrage und die Reaktion des WDR – Programmdirektor Jörg Schönenborn empfahl, den Glottisschlag nicht mehr zu nutzen, wenn er beim Publikum nicht gut ankäme (vgl. WDR 2023) – vielfach aufgegriffen. In den Artikeln und anderen medialen Beiträgen, die über einen News-Crawler¹⁵ gesammelt wurden, wird dann in der Regel bereits in der Überschrift davon gesprochen, dass die Mehrheit der Deutschen Gendern ablehne. Auch wenn einige der Artikel im Text auf die Unterschiede in der Bewertung der verschiedenen abgefragten Formen eingehen, beziehen sie sich in Überschriften und Teasern auf die Werte zu als nicht-binär deklarierten Formen. Bei *Bild-TV* beispielsweise wird genderbewusster Sprachgebrauch bereits in der Anmoderation zum Bericht über die Umfrage implizit über die übergeneralisierte Verwendung des Glottisschlags (»Die Mehrheit der Deutsch*innen hat gar keine Lust aufs Gendern« [Bild 2023]) mit den nicht-binären Formen gleichgesetzt.¹⁶

In der Berichterstattung des Medienportals *turiz* wird Beidnennung gendergerechter Sprache gegenübergestellt¹⁷: Auch hier wird die mehrheitliche Ablehnung von Gendern bzw. gendergerechter Sprache in Medien berichtet, aber festgestellt, dass »[m]it der Doppelnennung von männlichen und weiblichen Formen in den Medien [...] hingegen zwei Drittel der Befragten gut leben« (Riegel 2023) können – Beidnennungen scheinen demnach keine Form genderbewussten Sprachgebrauchs zu sein. Ähnlich wird die Umfrage im, laut Selbstbeschreibung, »queere[n] News und Infotainment-Portal« Schwulissimo gerahmt:

-
- 15 Dabei handelt es sich um den News Reader (<https://news.feed-reader.net/>), eine, laut Website, »eigenständige, unabhängige Nachrichtensuchmaschine, die aktuelle Nachrichten aus ausgewählten, deutschsprachigen Quellen im Internet sammelt«. Geographischer Schwerpunkt sind dabei Quellen – von »alternativ bis traditionell« – aus der DACH-Region. Gesucht wurde mit dem Schlagwort *Gendern*.
- 16 Zu übergeneralisierten Formen und ihrem ridikülisierenden und abwertenden Potenzial s. Kap. 8.3.5.
- 17 Weitere Belege zu diesem Phänomen finden sich auch in den Daten des Untersuchungskorpus dieser Arbeit: In einem Leserbrief der FAZ (01.02.2) wird erklärt, dass »eine überwiegende Mehrheit der Sprecherinnen und Sprecher des Deutschen das Gendern ablehnt« – auch an dieser Stelle wird »Sprecherinnen und Sprecher des Deutschen« offensichtlich nicht als »das Gendern« aufgefasst. Diese Opposition zeigt sich auch in einem Antrag der Partei Alternative für Deutschland, genauer: ihres Kreisverbandes der Stadt Hoyerswerda. In einem Antrag der dortigen AfD-Fraktion an den Stadtrat Hoyerswerda forderte die AfD unter dem Titel »Keine gendergerechte Sprache in der Stadtverwaltung & Co« den Oberbürgermeister dazu auf, sicherzustellen, dass in der Stadtverwaltung und den städtischen Betrieben in Schriftverkehr und offiziellem gesprochenen Wort die Regeln der amtlichen deutschen Rechtschreibung befolgt würden. Begründet wird dies u.a. mit einem Topos der Mehrheit sowie der Demokratie (vgl. dazu Kap. 8.4.10): Da demokratisch gehandelt werden müsse, dementsprechend der Mehrheitswille zähle und Umfragen zufolge »die Mehrheit der deutschen Bürgerinnen und Bürger die sogenannte gendergerechte Sprache« (AfD-Fraktion Hoyerswerda 2023) ablehne, solle sie untersagt werden. Die Beidnennung der Bürgerinnen und Bürger scheint die Fraktion dabei nicht als in der gendergerechten Sprache inbegriffen anzusehen. Dass auch Partizipien u.U. nicht als Möglichkeit genderbewussten Sprachgebrauchs wahrgenommen werden, legt ein anderer Antrag, in diesem Falle der AfD-Bundestagsfraktion (2023), nahe: Die »Gendersprache« sei demnach von der »überwiegenden Mehrheit der Sprechenden« nicht akzeptiert und solle entsprechend untersagt werden.

- 2) Auch zeigt sich im Vergleich zu 2020, dass immer mehr Bundesbürger sowohl beim Lesen wie auch beim Hören von der Gendersprache genervt sind – auch hier lehnt eine gestiegene Mehrheit dies ab. Deutlich eher akzeptiert (69 % der Befragten) wird dagegen die Doppelnennung von männlichen und weiblichen Formen, also zum Beispiel ›Ärzte und Ärztinnen‹. (Schwulissimo 2023)

Im Medium Junge Freiheit, das unter anderem als »Sprachrohr einer radikalnationalistischen Opposition« (Botsch 2017) gilt, wird unter der Überschrift »WDR rudert beim Gendern zurück« zudem nur über den Asterisk gesprochen und erklärt, dass auf diesen in Zukunft verzichtet werde – Gendern ist in diesem Artikel mit dem Stern gleichgesetzt: Über andere Formen wird gar nicht mehr gesprochen und diese werden somit gelöscht (vgl. Junge Freiheit 2023).

Auch in der Berichterstattung zur Umfrage trägt die Bildauswahl der Artikel zur Gleichsetzung bei: Neben Bildern von Jörg Schönenborn werden in der überwiegenden Anzahl der Fälle Bilder gewählt, auf denen der Genderstern zu sehen ist – auf Schildern in Schaufensterscheiben, »*innen« gelegt aus Buchstaben oder beispielhafte Personenreferenzen, in denen der Stern eingesetzt wird. Bei der Rheinischen Post beispielsweise wird der Onlineartikel mit einem Bildausschnitt illustriert, auf dem ein Text zu sehen ist; im Fokus und gelb hervorgehoben ist dort »Mitarbeiter*innen« zu lesen. Die Bildunterschrift dazu lautet: »Beispiel für ›geschlechtersensiblen Sprachgebrauch‹ (Symbolbild).« (Rheinische Post 2023) Geschlechterbewusste Sprache wird in den meisten der Artikel somit auch in den Daten dieses Zeitabschnitts sowohl im Text als auch in Illustrationen mit den salienten grafischen Formen, insbesondere aber mit Asterisk und Glottisschlag gleichgesetzt.

In der binären Polarisierung der untersuchten medialen Debatten, auch abseits der Berichterstattung zur WDR-Umfrage, wird *dem* Gendern in der Regel ein vermeintlich ›normaler‹¹⁸ Sprachgebrauch gegenübergestellt, der mit der Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums, also dem traditionellen Stil (vgl. Kotthoff 2020: 1), gleichgesetzt wird. Häufig geschieht das in einer expliziten Kontrastierung zum *Genderstern*, wenn beispielsweise ein Leserbrief in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* mit »Generisches Maskulinum und Gender-Stern« (FAZ 12.01.b) überschrieben ist. Es zeigt sich also sowohl für das dieser Arbeit zugrundeliegende Untersuchungskorpus als auch für die Berichterstattung zur WDR-Umfrage eine Löschung und Homogenisierung im Diskurs: Gendern bezieht sich auf Personenreferenzen mit Stern und Glottisschlag.

Nachdem nun der Gegenstand des Diskurses, d.h. die verschiedenen Sprachgebräuche im Zentrum des Spitzmüller'schen Modells (2013) – geschlechterbewusster Sprachgebrauch als gleichgesetzt mit dem Asterisk und geschlechtsübergreifendes Maskulinum – erläutert wurden, sollen im Folgenden die jeweiligen Typisierungen von und Zuschreibungen zu ebendiesen ›Sondersprachen‹ (vgl. Spitzmüller 2013: 284), die in den expliziten metasprachlichen Äußerungen deutlich werden, analysiert werden.

18 S. Kap. 11.2.11 zum Topos der Normalität in der Argumentation.

8.2.2 Typisierungen der konstruierten ›Sondersprachen‹ geschlechtsübergreifendes Maskulinum vs. Gendern

In den analysierten medialen Texten zeigen sich verschiedene Zuschreibungen sowohl von Befürworter*innen als auch Gegner*innen genderbewussten Sprachgebrauchs, die sich beide jeweils mit dem geschlechtsübergreifenden Maskulinum als auch dem Gendern befassen, wenngleich das geschlechtsübergreifende Maskulinum seltener typisiert und verhandelt wird. Grundsätzlich zeigen sich explizite Positionierungen, die sich auf einem polarisierten Spektrum bewegen und vor allem deutlich pro oder deutlich kontra sind.

8.2.2.1 Geschlechtsübergreifendes Maskulinum

Von der Pro-Seite¹⁹ wie auch von den Kritiker*innen des Genders gibt es relativ wenig Zuschreibungen zum geschlechtsübergreifenden Maskulinum, das in den Debatten nur »generisches Maskulinum« genannt wird, wie weiter unten auch mithilfe der *Keywords* gezeigt wird. Das geschlechtsübergreifende Maskulinum gilt als normaler Sprachgebrauch, als die Variante, an die Sprecher*innen des Deutschen gewöhnt sind (vgl. auch Wizorek 2022: 4) und wird entsprechend wenig zugeordnet. Die Pro-Seite verbindet die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums mit alten Männern²⁰ (vgl. FAZ 06.02.) sowie »konservative[n] Blogs und Zeitungen« (SZ 06.03.). Insbesondere Parteien wie AfD, CDU und CSU (vgl. z. B. taz 15.06.a, b) werden in diesem Zusammenhang angeführt. Die Verwendung wird auch als defensives bzw. verteidigendes Verhalten konzeptualisiert (vgl. SZ 11.03.b) und mit Angst und Verunsicherung assoziiert. Mehr indexikalische Zuschreibungen allerdings finden sich darüber hinaus in den Daten nicht.

Noch weniger Typisierungen und Zuschreibungen zu Personen- und Verhaltenstypen, die geschlechtsübergreifende Maskulina verwenden, zeigen sich in den Aussagen der Kritiker*innen genderbewusster Sprache. Die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums wird vor allem Personen zugeschrieben, die selbstbewusst genug seien, sich in jeder Form wiederzufinden oder sich »hinter dem generischen Maskulinum [...] selbstbewusst« (SZ 13.02.c) zu verbergen. Implizit – und teilweise auch explizit – wird damit eine Outgroup von Menschen konstruiert, denen Selbstbewusstsein fehle und die daher das Bedürfnis nach sprachlicher Abbildung hätten: »Wortungetüme wie ›Leser*innen‹ zeugen vielleicht auch nur von einem Minderwertigkeitskomplex« (taz 23.01.a). In dieser Zuschreibung zeigt sich die Aufwertung der eigenen Gruppe, die sich durch ein besonderes Selbstbewusstsein auszeichne und

19 Die Label pro und kontra folgen an dieser Stelle den medialen Debatten, in denen die Befürworter*innen genderbewussten Sprachgebrauchs als pro gelten, während kontra für diejenigen verwendet wird, die sich gegen diesen aussprechen (vgl. auch Stefanowitsch 2021).

20 Eine Differenzierung zwischen cis und trans Männern findet sich in der Debatte dabei nicht; gerade in Verbindung mit dem ebenfalls mehrfach belegten Phrasem *Alte weiße Männer* aber kann davon ausgegangen werden, dass es sich um die Normvorstellung eines cisgeschlechtlichen Mannes handelt, dem die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums zugeschrieben wird.

eine damit einhergehende Abwertung der Fremdgruppe durch ein Stigmawort²¹ wie Minderwertigkeitskomplex.

Zudem wird das geschlechtsübergreifende Maskulinum der Mehrheit der Sprecher*innen, dem »Volk« (Bild 13.04.) bzw. den »Bürger[n]« (FAZ 16.06.b) zugeschrieben (vgl. zum Topos der Mehrheit auch Kap. 8.4.10), die mit spezifischen, stereotypen Tätigkeiten – Abendbrot, Freiwillige Feuerwehr, Biertrinken im Sportverein – und der entsprechenden stereotyp deutschen »imagined community« (Anderson 2006 [1983]) verbunden werden: »An den Abendbrottischen in Deutschland, bei den Stammtischen der freiwilligen Feuerwehren oder beim Bier im Sportverein spricht kaum jemand mit Gender-Hicks.« (Welt 14.05.) Diese Typisierung unterstützt die Konzeptualisierung eines »normalen« Sprachgebrauchs und wiederum eine Abwertung des Genders als anormal. In dieser Anormalität sind Konzeptualisierungen von geschlechterbewusster Sprache als unnatürlich und künstlich sowie unterbrechend (»Hicks«) bereits angelegt, die weiter unten in der Analyse der Topoi (s. Kap. 8.4) und Metaphern (s. Kap. 8.5) noch ausführlicher behandelt werden. Genderbewusste Sprache wird zudem als außerhalb der deutschen Gemeinschaft, die sich an dieser Stelle klischiert durch Abendbrot, Alkoholkonsum und Vereinstätigkeit auszeichnet, dargestellt. Die wenigen Typisierungen des und Zuschreibungen zum geschlechtsübergreifenden Maskulinum in den Daten lassen sich auf Basis dieser Konzeptualisierung erklären: Was normal ist, muss nicht weiter beschrieben und definiert werden. Es ist vielmehr Ausgangspunkt und Vergleichsfolie für die Kontrastierung gegen alles Abweichende, Anormale oder Künstliche. Dieser kontrastierende Sprachgebrauch ist in den medialen Debatten das Gendern, zu dem sich entsprechend deutlich mehr Typisierungen finden: Es wird beispielsweise über den »Kampf [...] Normalo gegen Gendersternchen« (taz 19.06.a) gesprochen und erklärt: »[n]ormale Menschen reden nicht so« (Welt 03.06.b) – so bedeutet in diesem Kontext mit Glottisschlag.

Die höhere Zahl an Typisierungen des Genders ist angesichts des Fokus der medialen Debatten auf Fragen wie »Soll man gendern?« (Schreiner & Lemke 2021) einerseits nicht besonders überraschend, zeigt aber andererseits wiederum, dass es differierende Zuschreibungen zu *dem* Gendern gibt. Wer genderbewussten Sprachgebrauch nutzt oder ablehnt, verspürt anscheinend eine höhere Notwendigkeit, diesen zu typisieren und damit auch Einfluss auf das durch den Sprachgebrauch hervorgerufene Selbst- und Fremdbild zu nehmen bzw. dies zumindest zu versuchen.

8.2.2.2 Gendern

In dem bereits oben angeführten Zitat aus einer Reportage der *Süddeutschen Zeitung* (21.06.a) finden sich kondensiert einige der frequentesten Zuschreibungen, weshalb ich es an dieser Stelle noch einmal gesondert betrachte:

- 3) Franziska Hanka, eine junge Ökologin mit Dreadlocks, und Leon Bucher, bärtig, tätowiert, der seinen Job im Prozessmanagement zugunsten der Ökobewegung verlassen

21 Stigmawörter werden von Hermanns (1994: 20) als solche Wörter definiert, durch die »Personen, Gegenstände, Sachverhalte irgendwie »stigmatisiert« werden. Implizit wird durch sie dabei die eigene Gruppe durch die Stigmatisierung einer Outgroup aufgewertet und in ihrer Gruppenidentität gestärkt (vgl. Spitzmüller 2005: 159).

hat. Im Kugelsüdhanghof treffen Welten aufeinander, Berliner Nachhaltigkeitsszene auf Allgäuer Verwurzelung: Leon Bucher hat ein Buch mit dem Titel »F*ck the System« dabei, er gendert beim Sprechen, mit kurzer Pause vor dem »innen«. (SZ 21.06.a)

In der Reportage wird genderbewusster Sprachgebrauch also mit Jungsein assoziiert. Darüber hinaus wird es aber insbesondere auch einer alternativen (»Dreadlocks«, »bärtig, tätowiert«), nachhaltigkeitsbewegten und systemkritischen (»ein Buch mit dem Titel »F*ck the System«) Szene zugeschrieben. Zudem wird ein Stadt-Land-Kontrast eröffnet, bei dem genderbewusster Sprachgebrauch der Stadt zugeschrieben wird.

Wer sich für genderbewussten Sprachgebrauch ausspricht, schreibt diesen auch in den anderen Texten des medialen Korpus einer »jungen Zielgruppe« (FAZ 25.03.a) sowie »den Jüngeren« (FAZ 06.02.) zu; es handele sich um eine »Gendersternchen-Generation« (Welt 15.05.b): »Gendern sei nur bei alten Menschen ein Problem, die Jungen würden das ganz selbstverständlich machen.« (Welt 03.06.b)

Von der Pro-Seite wird Gendern über metapragmatische Aussagen dabei als Verhalten typisiert, das z.T. mit Hochwertwörtern²² verbunden wird: Die Verwendung genderbewussten Sprachgebrauchs gewährleiste Inklusivität, da damit »möglichst alle angesprochen und niemand durch Sprache ausgeschlossen« (FAZ 06.02.) werden soll.²³ Zudem wird Feminismus mit genderbewusstem Sprachgebrauch verbunden: »Sie bezeichnet sich als Feministin, gendert konsequent.« (taz 19.06.b) – Feministin-Sein und genderbewusster Sprachgebrauch werden an dieser Stelle als zusammengehörig konzeptualisiert. Auch in einem Interview mit Petra Gerster in der taz wird diese Assoziation deutlich:

- 4) Aber gegen das Gendern mit Sternchen sperrte ich mich lange, weil ich fand, gesprochen funktioniere das nicht. Dann brachte Claus Kleber im letzten Jahr die Minipause ab und zu in seinen Moderationen im ›heutejournal‹ unter und kam dabei sehr selbstverständlich rüber. Da ist er mal feministisch an mir vorbeigezogen [...]. (taz 18.01.)

Dass auch Geschlecht für die Verwendung von genderbewusstem Sprachgebrauch relevant zu sein scheint (vgl. zu diesem Zusammenhang auch Kap. 8.4.5.4 zu nicht-minimalen Selbstreferenzen), zeigt sich insbesondere in Charakterisierungen derjenigen, die es ablehnen; vor allem handelt es sich den Texten des Korpus zufolge um Männer (vgl. auch z.B. Welt 26.05.c, taz 27.01.b): »Für so manchen Mann scheint das Gendern eine große Zumutung zu sein.« (taz 06.02.)

22 Hermanns (1994) grenzt Hochwertwörter von Fahnenwörtern ab. Während Fahnenwörter bestimmte Bedeutungen in der Ingroup tragen und somit die Gruppenidentität hervorheben und diese und die jeweiligen Ziele stärken, gelten Hochwertwörter als solche, die gesamtgesellschaftlich verwendet werden und in dieser Gemeinschaft insgesamt geteilte Grundwerte bezeichnen, wie bspw. *Freiheit* oder *Demokratie* (vgl. Hermanns 1994: 18).

23 In diesem Zitat zeigt sich bereits die auch in weiteren Belegen zu findende weitgehende Gleichsetzung von Referenz und Adressierung. In der Regel wird in den medialen Daten nicht zwischen den beiden unterschieden und Befürwortung der Verwendung unter anderem auf die Adressierung möglichst aller Geschlechter zurückgeführt. Das zeigt sich bspw. auch an den bereits angeführten Adressierungskonstruktionen wie Liebe Bürgerinnen und Bürger, die vermeintlich geändert werden müssten, um geschlechterbewusster Sprache zu entsprechen. Auch hierin zeigt sich wiederum die Gleichsetzung von geschlechterbewusster Sprache mit dem Asterisk.

Von denjenigen, die es ablehnen, wird Gendern vor allem mit Minderheiten und Gruppen, die abgewertet werden, assoziiert. Genderbewusste Sprache ist, der Kontra-Seite zufolge, »linke Identitätspolitik« (FAZ 07.03.) oder wird »gern benutzt in der linken Szene« (Bild 03.04.) und in »linken Zeitschriften« (FAZ 06.02.). Dass Gendern indexikalisch mit Links-sein verbunden ist, wird auch anhand einer Negation deutlich: »Die Autoindustrie steht nicht im Verdacht, politisch am linken Rand des Landes zu stehen: [...] Umso überraschter war die Republik, als Audi ankündigte, künftig auf eine »gendersensible Schreibweise« zu setzen: Aus »Audianern« werden »Audianer_innen«.« (FAZ 25.03.a) Die indexikalische Verbindung von Links-sein und der Verwendung genderbewusster Sprache scheint demzufolge stark genug zu sein, um sie aufzurufen und Audi – als dem wirtschaftsliberalen und nicht links im Sinne von einem kapitalismuskritischen Lager zugehörig – dagegen zu kontrastieren.

Gendern wird zudem von den Gegner*innen als Verhalten einer »elitären Minderheit« (Bild 30.06.) und von »privilegierte[n] Milieus« (FAZ 21.03.a) angesehen – die eigene Position ist somit bei der Mehrheit verortet und ermöglicht auf dieser Basis eine Abwertung der Forderung nach genderbewusster Sprache als irrelevant und Anliegen nur weniger Menschen, wie die Analyse der daran anschlussfähigen Argumentation auf Basis der Topoi der Mehrheit in Kap. 8.4.10 und der Minderheit in Kap. 8.4.11 noch einmal zeigen wird. Diese Minderheit gilt dabei als universitäts- und politiknah. Vor allem öffentliche Institutionen, wie Universitäten, Schulen und/oder staatliche Einrichtungen sowie (öffentlich-rechtliche) Medien²⁴ werden als Orte mit der Verwendung genderbewussten Sprachgebrauchs assoziiert; insbesondere von Gegner*innen desselben: »Es handelt sich hier um eine Ideologie, die von einer kleinen Minderheit in Unis, Verwaltung und jetzt auch in den öffentlich-rechtlichen Medien gegen den Willen der Mehrheit durchgesetzt wird.« (Bild 10.01.) Zu dieser Minderheit gehören laut Zuschreibungen der Kontra-Seite »Autoren, Verwaltungsdirektoren, Universitätspräsidenten, Talkmasterinnen, Duden-Redakteurinnen« (FAZ 04.03.). Diese seien »unbedarfte Anhänger an Schaltstellen der Veränderung respektive der Macht«: »Diese Schaltstellen seien einerseits die deutschen Universitäten [...]. Diese Schaltstellen sind andererseits einflussreiche Sendeanstalten« (FAZ 11.06.).

- 5) Der sogenannte Gendersprech ist mittlerweile auch in den Nachrichten und Informationsformaten des öffentlichrechtlichen Rundfunks angekommen. (Bild 16.01.)
- 6) Zwei der Oberjournalisten der Republik, Frau Slomka und Herr Kleber, haben an prominenter Stelle, im »HeuteJournal« des ZDF, den Knacklaut in die Aussprache bestimmter Wörter eingeführt. (Welt 17.05.b)
- 7) Seit gut einem Jahr gendern Journalisten der öffentlichrechtlichen Fernsehanstalten in ihren Sendungen und TalkshowFormate [sic!]: zum Beispiel Anne Will in der ARD, Petra Gerster (»heute«) und Claus Kleber (»heuteJournal«) im ZDF. (Welt 23.05.)

Die Verortung des Genders in Universitäten, staatlichen Einrichtungen und Medien wird dabei mit der Zuschreibung eines elitären Verhaltens in Verbindung gebracht: »Die

24 Wie Kollokationsanalysen zeigen, treten diese Institutionen auch in Kombination auf. Beispielhaft ist dies an den Kollokationspartnern zum Lexem »Universitäten« im Subkorpus der *Welt* zu sehen: »Schulen«, »Einrichtungen«, »staatlichen« »Behörden« und »Ministerien«.

sogenannte gendergerechte Sprache wird meines Erachtens von einer lautstarken Minderheit propagiert, die in den Medien stark vertreten ist.« (SZ 16.03.a) Dieser postulierte Elitarismus geschlechterbewussten Sprachgebrauchs ist diskursives Deutungsmuster einer vermeintlich entstehenden Kluft zwischen der »bürgerliche[n] Mitte« (Welt 14.05.) bzw. »den ›kleinen Leuten‹ (also allen anderen)« (FAZ 16.06.b) und einer politischen Elite: Umfragen, die die breite Ablehnung des Genders verdeutlichten,

- 8) zeigen eine wachsende Kluft, eine Entfremdung von Volk und politisch-medialer Klasse. Während nicht nur Parteien wie die Grünen und Stars des Rundfunks, sondern auch staatliche Organe von Stadtverwaltungen bis zum Bundesverfassungsgericht ohne Grundlage eine vermeintlich geschlechtergerechte Sprache einführen, wenden sich viele Bürger mit Grausen ab. (FAZ 16.06.b)

Neben Bildungseinrichtungen und im Speziellen Universitäten werden insbesondere Berlin und damit metonymisch die Bundespolitik sowie die dazugehörige Vorstellung einer Politikelite von Gegner*innen des Genders mit diesem verbunden: »Da ist irgendwo Berlin«, sagt Kurze. Der Ort, wo sie über gendergerechte Sprache diskutierten, als sei es das wichtigste Thema überhaupt, sagt Kurze. »Meine eigene Partei [CDU; P. M.] will noch grüner sein als die Grünen.« (SZ 02.06.) Besonderes Interesse an und die Verwendung sowie Verbreitung geschlechterbewusster Sprache wird also insbesondere solchen Akteur*innen zugeschrieben, denen gesellschaftlich gemeinhin sowieso Macht zugeschrieben wird: Politiker*innen, Wissenschaftler*innen sowie Journalist*innen.

Als Politikelite, die sich besonders vehement für das Gendern aussprache und es nutze, gilt dabei in den Daten die Partei *Bündnis 90/Die Grünen* (vgl. unter anderem Bild 14.04.; Bild 29.05.; Welt 14.05.; Welt 23.04.): »Doch Grünen-Politikern ist das offensichtlich egal. Sie fühlen sich in der Rolle der selbsternannten Sprachpolizei pudelwohl.« (Bild 27.05.b) Aber auch SPD und der Partei *Die Linke* wird dieser Sprachgebrauch zugeschrieben (vgl. Bild 13.04; Welt 15.06.e), wenngleich diese Zuschreibung in einigen Texten, insbesondere mit Verweis auf Umfragen, infrage gestellt wird (vgl. Welt 06.06.b; taz 20.04.), wie es eigentlich auch für *Die Grünen* denkbar wäre: In einer Umfrage aus dem Mai 2021 lehnte eine knappe Mehrheit von 48 % der Befragten unter Parteianhänger*innen der Grünen die Nutzung gendebewussten Sprachgebrauchs in Medien und der Öffentlichkeit eher bzw. voll und ganz ab (gegenüber 47 %, die diesen eher bzw. voll und ganz befürworteten) (vgl. infratest dimap 2021). Den Grünen wird mit der Zuschreibung, Verfechter*innen des Genders zu sein, dabei vor allem auch ein oppressives Verhalten zugesprochen (vgl. zum Topos des Zwangs auch Kap. 8.4.12): »Die Grünen sind – auch wenn es um Gendersprache oder Diskursfreiheit an Universitäten geht – in der Regel auf der Seite der Unfreiheit.« (Welt 11.03.)²⁵

Auch in Verbindung mit der Typisierung, dass es sich bei Verwender*innen des geschlechtsübergreifenden Maskulinums um Menschen mit ausreichend Selbstbewusstsein und bei Verfechter*innen des Genders um »Sprachaktivisten« (FAZ 01.02.c) oder

25 Jäckle (2022) und Spitzmüller (2023) zeigen ebenfalls, dass vor allem den Grünen geschlechterbewusster Sprachgebrauch zugeschrieben wird. Gleichzeitig thematisieren diese, anders als *Die Linke* und *Volt*, geschlechterbewusste Sprache in den von Jäckle (2022) untersuchten Programmen gar nicht.

»Extremisten des Genderismus«²⁶ (FAZ 17.03.a) handle, wird diesen negativ konnotiertes Verhalten zugeschrieben: Es habe »etwas Selbstgerechtes« und sei »Selbstüberschätzung [...]«, wenn versucht wird, sich durch Sprechpausen und Sternchen in jedem dritten Satz als Weltverbesserer und fortschrittliche Sprecherin auszuweisen« (FAZ 13.03.a). In Verbindung dazu wird Befürworter*innen genderbewusster Sprache wiederholt Ideologie bzw. ideologisches Handeln (vgl. z.B. Welt 26.05.b, Welt 28.05.a, Bild 26.05.b) zugeschrieben. Es handle sich beim Gendern um »Umerziehung und letztlich die Zerstörung unserer deutschen Sprachkultur« (Welt 14.05.), denn »über die Sprache will man in die Köpfe. In sie soll ein neues, vermeintlich politisch korrektes Denken eingepflanzt werden.« (Bild 13.04.) Diese Zuschreibung eines umerziehenden und gewaltvollen Verhaltens schließt an Zuschreibungen von Zwang und eines »autoritären« (taz 20.02.b) sowie repressiven, Orwell'schen Verhaltens an, wie es auch in Bezeichnungen wie »Sprachpolizei«²⁷ (Bild 27.05.b, FAZ 28.01.) zum Ausdruck kommt: »Das Aufzwingen einer Sprache, die keine rechtliche Grundlage hat, erinnert doch stark an Unrechtssysteme wie das der DDR oder an Dystopien wie ›1984‹ von George Orwell.« (Bild 07.05.) Der Verweis auf Orwell bzw. die Typisierung von genderbewusstem Sprachgebrauch als Orwell'sches Verhalten ermöglicht über die Annahme eines geteilten Wissens um die totalitäre Dystopie im Roman 1984 die Konstituierung der Outgroup der Befürworter*innen als totalitär und oppressiver Big Brother (vgl. Albers 2021). Passend dazu werden die Befürworter*innen auch als »Krieger*innen im Krieg der Sternchen!« (SZ 30.01.) bezeichnet. Wiederum in Verbindung mit der Vorstellung, dass es sich nur um eine elitäre Minderheit handle, die tatsächlich Wert auf genderbewussten Sprachgebrauch lege und der Idee, dass diese Zwang ausübe, wird erklärt, dass an Universitäten und in der Politik Konformismus herrsche, gegen den sich niemand aufzulehnen wagt:

- 9) Wer aus der wissenschaftlichen Elite an den Universitäten und wer unter den politischen Entscheider*innen wagt es angesichts des allgegenwärtigen Drucks von Sprach-Ideologen überhaupt noch, den Gesslerhut nicht zu grüßen und öffentlich zu diesem sprachwissenschaftlichen Unsinn auf Distanz zu gehen? (FAZ 12.01.a)
- 10) An deutschen Universitäten ist eine Atmosphäre der Konformität und Intoleranz entstanden – mit Vorschriften zum Sprachgebrauch bis hin zur Frage, wer auftreten darf. (Welt 11.04.)

26 »Extremisten« legt dabei bereits eine Assoziation von Befürworter*innen des Genders mit politischem Extremismus nahe und auch »Genderismus« diskreditiert genderbewussten Sprachgebrauch als Ideologie. Vgl. dazu auch den Sammelband von Hark & Villa (2015), die den Begriff »Anti-Genderismus« zur Analyse des Phänomens prägen und darin den Beitrag von Maihofer & Schutzbach; zum Begriff »Genderismus« auch Dietze (2015: 125), die erklärt, dass es sich um einen Sammelbegriff handle, »um alle möglichen Frauenfördermaßnahmen von der Quote bis zu gesetzlichem Gender-Mainstreaming zu diskreditieren«; zum Ideologietopos s. Kap. 8.4.4.

27 Das Lexem zeigt erneut die Verbindung zu Diskursen rund um »Political Correctness« auf (vgl. Kemper o.J.). Zudem zeigt sich in der Typisierung der Befürworter*innen als *Polizei*, dass Kritiker*innen sich unterdrückt und in einem repressiven Regime wännen, das top-down geschlechterbewusste Sprache umsetze: Während die Polizei in demokratisch verfassten Gesellschaften als Staatsgewalt zum Schutz der Demokratie und im Interesse der Bürger*innen agieren sollte, wird sie in diesen Belegen als rein repressive, illegitime Institution dargestellt.

Implizit wird damit weiter die Vorstellung gestärkt, dass es sich um eine eigentlich nur geringe Zahl an Befürworter*innen handle, die aber über ausreichend Macht verfüge, sodass sich alle ihrem Duktus anpassten und die Wissenschaftsfreiheit darunter leide, da man »seinen Kotau vor Diversität, Gender und europäischer Universalschuld [macht] und versucht, dahinter verborgen doch noch etwas von dem zu machen, was einem eigentlich wichtig ist« (FAZ 05.05.).²⁸

Diese Typisierung der Verfechter*innen des Genders als undemokratische, aktivistische, extremistische »Propagandisten« (FAZ 01.02.c) und totalitär sowie gewaltvoll legt die Argumentation mithilfe der Topoi der Mehrheit und Minderheit sowie Gefahr an:

- 11) Und wer anderen ohne Rücksicht seine Sicht als die allein selig machende verordnen will, der hat ein Problem mit der liberalen Demokratie. (FAZ 05.06.)
- 12) Eine Demokratie, die sich als pluralistisch versteht, lebt vom Diskurs und von unterschiedlichen Meinungen. Das Überstülpen einer vermeintlich gerechten Sprechweise birgt allerdings gesellschaftliches Sprengmaterial. (Welt 22.06.)

Daneben wird das Verhalten der Befürworter*innen über eine Diskursverschränkung mit dem Diskurs zu *Cancel Culture* (vgl. Kap. 8.3.2.3) als exkludierend typisiert:

- 13) Gegen einen Kommunikationswissenschaftler, der in einem Beitrag für das Forum einer Fachzeitschrift die Praxis des Genders kritisiert, wird eine Unterschriftenliste organisiert, in der 82 Fachkollegen fordern, derartige Beiträge nicht mehr zu drucken. (FAZ 05.05.)
- 14) Oder unsere Literatur wird bis zur Unkenntlichkeit verhunzt, damit sie den fragwürdigen Ansprüchen einer verbissenen Gruppierung genügt, die am Ende nur noch aussortiert und das genaue Gegenteil von dem bewirkt, was sie eigentlich will. (FAZ 28.01.)
- 15) Ausschließen mit vermeintlich inklusiver Sprache. (FAZ 25.05.a)
- 16) Was einschließen soll, schließt aus. (Welt 06.06.b)
- 17) Aktivisten der Identitätspolitik wollen allen gerecht werden. Doch ausgerechnet ihr eigenes Vokabular macht das unmöglich und schließt Menschen aus. (Welt 30.03.)

Im Kontext der Behauptung von zwangvollem Verhalten der Befürworter*innen des Genders wird diesen nicht nur Totalitarismus zugeschrieben, sondern ihr Verhalten wird auch als ideologisch und missionarisch kategorisiert und auf dieser Grundlage abgelehnt: »Aber eine missionarisch-moralische Verordnung von oben – das geht gar nicht! Geschieht aber trotzdem.« (SZ 09.03.a) Über die Behauptung missionarischen Verhaltens und Zuschreibungen wie »Moralprediger« (Welt 15.06.b), »sektenartige Züge« (FAZ 01.02.b) an die Befürworter*innen, ihre Beschreibung als »elitäre Gendergemeinde« (Welt 25.06.) oder »Gendergemeinde« (FAZ 18.06.b) wird darüber hinaus die Assoziation von mit Religion Verbandelten aufgerufen, mit der die Topoi der Realitätsferne (vgl. Kap. 8.4.14) sowie der Ideologie (vgl. Kap. 8.4.3) unterstützt werden können. Darüber hinaus werden auch die grenzziehenden Aspekte von Religion – wer ist Teil der Gemeinde bzw. Sekte, wer nicht – und die gewalttätigen, imperialen Züge im Kontext

28 Ausführlicher zum hierin anklingenden Grundmuster von Verschwörungserzählungen einer vagen, aber besonders mächtigen Minderheit s. auch Kap. 8.4.11 zum Elitentopos.

von Missionierung mit Befürworter*innen geschlechterbewussten Sprache assoziiert. Damit zeigt sich mit der Charakterisierung von Befürworter*innen als fanatische Gläubige auch der Topos des Zwangs (vgl. Kap. 8.4.12), wenn in der *Welt* von »sprach- und identitätspolitische[n] Kreuzzüge[n] einer bekehrungssüchtigen Linken« (Welt 19.06.) zu lesen ist.

Genderbewusster Sprachgebrauch ist, in der Negation über eine parodistische Zuspitzung, Teil der Evokation einer sich »besonders richtig« verhaltenden Person, die aber nicht normal (zum Topos der Normalität vgl. Kap. 8.4.13) sei: »Wer Diesel fährt, sich ein Einfamilienhaus wünscht, Nackensteaks grillt und das Gendersternchen verweigert, ist kein guter Mensch.« (Welt 17.05.a) Aus der Überschrift des Artikels²⁹, aus dem dieses Zitat stammt, ergibt sich, dass »Normalos« all dies täten – also Diesel führen, sich ein Einfamilienhaus wünschten, Nackensteaks grillten und Gendern ablehnten. Wer sich für den Genderstern einsetze, tue dies nicht, sei aber in der Selbstwahrnehmung, so scheint die parodierende Zuspitzung nahezulegen, ein »guter Mensch«.

All diese Zuschreibungen tragen letztlich dazu bei, dass der Asterisk Schibboleth-Charakter hat; er symbolisiert das jeweilige Verständnis der »Gendersprache«, vor allem aber auch die indexikalisch damit verbundenen Personen- und Verhaltenstypen und kann entsprechend als Symbol und Emblem, bspw. für den »Gegenentwurf zum »alten, weißen Mann« oder einen »progressive[n] Geist« aufgerufen werden:

- 18) Der progressive Geist macht sich zunächst nur im sternefunkelnden Schriftbild bemerkbar. (FAZ 07.06.a)
- 19) Als junge afrodeutsche Politikerin ist sie der Gegenentwurf zum »alten, weißen Mann«. Ein Beispiel: Sie macht beim Sprechen kleine Pausen für den Genderstern. (SZ 15.05.b)
- 20) Der Genderstern ist ein sprachlicher Gesslerhut, mit dem signalisiert wird, dass sein Träger einer von den Proponenten vertretenen Geschlechterideologie folgt. (FAZ 08.01.)

Die voranstehenden Ausführungen zeigen insgesamt, dass im medialen Diskurs die »Sondersprachen« *Gendersprache* bzw. *Gendern* und *geschlechtsübergreifendes Maskulinum* (re)produziert und zum Gegenstand des Diskurses gemacht werden. Für genderbewussten Sprachgebrauch haben Asterisk und Glottisschlag dabei eine symbolische Funktion – vor allem ihre Verwendung gilt als Gendern, während andere Sprachformen wie Binnen-I, Beidnennung oder Neutralisierungen nicht als solches verstanden werden. Die dabei zu beobachtenden Zuschreibungen in den medialen Texten zu den jeweiligen Sprachgebräuchen – Gendern und geschlechtsübergreifendes Maskulinum –, insbesondere aber zu genderbewusster Sprache, sind vor allem von der jeweiligen Positionierung abhängig und für diese funktional, wie in den folgenden Kapiteln noch detaillierter deutlich wird. Während Befürworter*innen geschlechterbewusste Sprache als sensibles, um Inklusion bemühtes und demokratisches Verhalten konzeptualisieren, verstehen Kritiker*innen diese als totalitäres Verhalten einer jungen, politisch linksstehenden und akademischen Elite und Minderheit. Es zeigen sich insgesamt vielfach

29 Vollständig lautet sie: »Moralisierung des Lebensstils. Ein tonangebendes Milieu verachtet die Normalos« (Welt 17.05.a).

explizite Zuschreibungen. Mit der Erfindung der ›Gendersprache‹ (vgl. Meuleneers 2024a) als ›Sondersprache‹ wird dabei eine bestimmte Funktion erfüllt: Die Vorstellung eines indexikalischen Konstrukts ermöglicht Positionierung gegenüber diesem Konstrukt und den indexikalisch damit verbundenen Personen und Handlungen (vgl. Spitzmüller 2013: 284). Diese Positionierungen und Argumentationen können auf verschiedenen sprachlichen Ebenen untersucht werden. In den folgenden Kapiteln soll dies mit einem erweiterten Bezug auf die verwendete Lexik sowie die Argumentationstopoi geschehen. Darüber hinaus werden konzeptuelle Metaphern des medialen Diskurses im Zusammenhang mit den Typisierungen der je im Zentrum stehenden und bewerteten Variante der ›Gendersprache‹ sowie der Debatte analysiert.

8.3 Analyse der Lexik des Diskurses

Die Analyse der lexikalischen Ebene ist insofern besonders produktiv, als sich im Wort Wandel und Wertungen abzeichnen. Lexikalische Einheiten dienen unter anderem der Referenz auf verschiedene Sachverhalte und Handlungen. Vor dem theoretischen Hintergrund der den Zeichen inhärenten Perspektivierung (vgl. Kap. 7.2) kann diese Referenz dabei immer auch Wertungen enthalten, sodass ihre Analyse gerade in einem Diskurs, in dem sich (zu einem Sprachwandelphänomen) positioniert und Positionierungen argumentativ legitimiert werden (sollen), besonders relevant erscheint (vgl. Spieß 2011a: 140). Spitzmüller & Warnke (2011: 139) beschreiben Wörter auch als »zentrale Bausteine unserer Weltaneignung und Weltgestaltung« sowie als »basale Elemente von Aussagen« und heben somit die Relevanz ihrer Untersuchung hervor.

Auflexikalischer Ebene scheint zudem das »ideological monitoring« (Kroskrity 2004: 509), also die Aufmerksamkeit für ideologische Aufladung, besonders groß zu sein, so dass Variation auf dieser Ebene zum einen erwartbar und zum anderen metapragmatisch besonders interessant ist:

Since most speakers exhibit more awareness of the words of their language rather than its grammatical pattern, the lexicon is more of a linguistic site for language ideological intervention – new, local forms may emerge and be iconized to a specific community or puristic practices may develop to proscribe loanwords from outside it. (Kroskrity 2022: 117)

Die einem Diskurs zugrundeliegenden Einstellungen, Werte und Topoi zeigen sich entsprechend oftmals kondensiert in Begriffen und Bezeichnungen (vgl. Spitzmüller 2005: 157) – die Untersuchung der Lexeme deutet bereits die in Kapitel 8.4 durchgeführte Argumentationsanalyse an, da in verwendeten Schlüsselbegriffen kondensierte Argumentationen durchscheinen: »Komprimiert und lautstark drücken sich in ihnen Positionen zu (oft vage bleibenden) Sachverhalten aus.« (Klein 2010: 8)

Zur Untersuchung der lexikalischen Ebene kann dabei auf ein bestehendes Instrumentarium zurückgegriffen werden. Während auch die im vorigen Kapitel herausgearbeiteten Typisierungen der je verhandelten Sprachform auf einer lexikalischen Analyse

beruhten, sollen im Folgenden *Keywords* (vgl. Reisigl & Ziem 2014: 86) sowie Nominationskonkurrenzen im Diskurs (vgl. Spieß 2011b: 210–211) analysiert werden.

8.3.1 Grundlagen der Keyword-Analyse

Mit der Analyse der *Keyness* eines Wortes bzw. von Wörtern wird untersucht, welche Wörter in einem analysierten Text häufiger als im Vergleich zu Referenztexten erwartbar vorkommen. Sogenannte »Keywords« (Baker 2010) (auch »key words« vgl. Scott & Tribble 2006 oder Schlüsselwörter)³⁰ sind also Wörter mit ungewöhnlich hoher Frequenz, wobei das Maß an »Außergewöhnlichkeit« statistisch über Wahrscheinlichkeitstests und im Vergleich zu einem Referenzkorpus berechnet wird – die Wahl des Vergleichskorpus ist daher besonders relevant (vgl. Bubenhofer 2015: 498; Pojanapunya & Todd 2018: 143). Die *Keyness* (vgl. Scott & Tribble 2006: 55–56) eines Wortes ist eine Qualität von Wörtern in einem spezifischen Text oder einem Korpus an Texten im Vergleich zum Referenzkorpus. Sie zeigt an, was im Text relevant ist: »What the text ›boils down to‹ is its keyness, once we have steamed off the verbiage, the adornment, the blah blah blah.« (Scott & Tribble 2006: 56) Im Gegensatz zu einfachen Frequenzlisten zeigt der Vergleich mit einem Referenzkorpus an, was für den untersuchten Text und seine Bedeutung relevant ist. Eine einfache Frequenzberechnung von Wörtern in Korpora würde sonst u.U. vor allem Artikel oder Pronomen als Ergebnis hervorbringen (vgl. Baker 2010: 26). Es handelt sich bei der *Keyword*-Analyse also um ein datengeleitetes Vorgehen (vgl. Bubenhofer 2015: 499), mit dem für das Korpus medialer Daten überzufällig häufige Schlüsselwörter und entsprechend relevante Themenfelder oder Auffälligkeiten herausgearbeitet werden sollen, die erste Ansatzpunkte für die darauffolgenden qualitativen Analyseschritte liefern (vgl. Pojanapunya & Todd 2018: 134; vgl. für einen Vorschlag der Methodentriangulation von Diskursanalyse, Kritischer Diskursanalyse und Korpuslinguistik auch Brown 2024). Dies macht die *Keyness*-Analyse der medialen Daten, insbesondere mit Blick auf mögliche unterschiedliche Schwerpunktsetzungen und Diskursverschränkungen und somit die in der zweiten Forschungsfrage thematisierten Phänomenbereiche im Untersuchungszeitraum interessant. Die auf den für das Korpus aufgefundenen Schlüsselwörter aufbauende qualitative Analyse besteht im Folgenden aus der Untersuchung der in den Texten gewählten Lexeme – sowohl in Bezug auf das gesamte Korpus als auch für die einzelnen Subkorpora der Zeitungen –, die daraufhin auch unter dem Gesichtspunkt von Nominationskonkurrenz (Kap. 8.3.4) und ihrer Funktionalisierung für Abwertung und Ridiküli-

30 Wie Bubenhofer (2015: 497) verwende auch ich in dieser Arbeit im Folgenden *Keywords* und *Schlüsselwörter* synonym. Hermanns (1994: 43) versteht *Schlüsselwörter* denn auch vergleichbar als »Wort, das ein Verständnis ›aufschließt‹ und ›erschließt‹«, wenngleich nicht bei allen der Begriffe aus den Daten, die eine hohe *Keyness* aufweisen, davon ausgegangen werden kann, dass sie das »Selbstverständnis und die Ideale einer Gruppe oder einer Epoche ausdrücken, [s]ie Denkgewohnheiten diskursbestimmend markieren und [ihre] [...] kontextuelle und konnotative Bedeutung dominant ist«, wie Spitzmüller & Warnke (2011: 142) es für *Schlüsselwörter* festhalten. Die Kollokationsanalyse zeigt, dass einige Lexeme (vgl. dazu Kap. 8.3.4 zur Nominationskonkurrenz) eher als Schlagwörter begriffen werden können, da in ihnen politische Auseinandersetzungen deutlich werden und sie auf die öffentliche Meinungsbildung einwirken können (vgl. Spitzmüller & Warnke 2011: 143).

sierung (Kap. 8.3.5) betrachtet werden und die im Anschluss erfolgende Untersuchung der Argumentationen vorbereitet.

Für die vorliegende Untersuchung wurden die *Keywords* der analysierten Texte mithilfe des Programms AntConc (Anthony 2022) und der log-Likelihood-Funktion berechnet³¹ (vgl. zu diesem Vorgehen auch Scott & Tribble 2006: 59; Baker 2010; kritisch Pojanapunya & Todd 2018; für Anwendungsbeispiele Meier-Vieracker et al. 2023 und Creutziger & Reuber 2021). Dabei wurde in zwei Schritten vorgegangen: Im ersten Schritt wurden die bereinigten Textkorpora³² der jeweiligen Zeitungen mit dem Korpus »News 2021« der Leipzig Corpora Collection als Referenzkorpus analysiert. Dazu wurde auf die 1.000.000 Version des Korpus zurückgegriffen, da das Referenzkorpus laut Scott & Tribble (2006: 65) idealerweise mindestens 5x so groß sein sollte wie das Untersuchungskorpus, um möglichst viele *Keywords* zu identifizieren. Das Textkorpus der untersuchten Zeitungstexte enthält ca. 222.000 Token. In der Leipzig Corpora Collection werden über im Internet frei verfügbare Dokumente korpusbasierte Wörterbücher erstellt. Für das in diesem Fall genutzte Vergleichskorpus geschah dies auf Basis von Zeitungsdaten. Dies ermöglicht, Verzerrungen aufgrund der Textsorte soweit als möglich³³ zu vermeiden (vgl. Quasthoff & Richter 2005 für eine Beschreibung des Projekts und der verwendeten Texte). Im zweiten Schritt wurden Subkorpora mit Texten der jeweiligen Zeitungen gebildet, die mit einem Referenzkorpus aus den Texten des Untersuchungskorpus der anderen Zeitungen verglichen wurden, um Unterschiede zwischen den Medien analysieren zu können.

-
- 31 Diese ist Pojanapunya & Todd (2018: 145) zufolge die am häufigsten genutzte und im Vergleich zum chi-Quadrat-Test zuverlässigere Variante. Zudem erlaubt die Log-Likelihood-Berechnung eine bessere Signifikanz-Abschätzung insbesondere bei kleineren Werten (vgl. Creutziger & Reuber 2021: 5). Beide Tests berechnen auf der Grundlage einer Nullhypothese, d.h. der Annahme einer rein zufälligen Verteilung, die Wahrscheinlichkeit des ermittelten Wertes, in diesem Falle der Frequenz eines Wortes.
- 32 D.h., dass Metadaten wie bspw. Datum, Name der Zeitung, oder der Autor*innen sowie Ort entfernt wurden, um zu vermeiden, dass z.B. »F.«, »A.« und »Z.« als Top-Keywords bei der Untersuchung der Artikel der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* ermittelt wurden, da sich diese im Paratext über jedem Artikel finden.
- 33 Da die der Datenbank der Leipzig Corpora Collection zugrundeliegenden Quellen aus urheberrechtlichen Gründen nicht detailliert aufgeschlüsselt werden, muss an dieser Stelle aus forschungspraktischen Gründen davon ausgegangen werden, dass die Quelltexte der Datenbank vergleichbar mit denen des Untersuchungskorpus sind, da es sich um ähnliche Textsorten handelt.

8.3.2 Keywords aller Zeitungen im Vergleich zum Referenzkorpus der Leipzig Corpora Collection

Tabelle 3 zeigt eine Auswahl der Wörter mit der höchsten *Keyness*³⁴, die sich aus dem Vergleich aller Zeitungstexte des Korpus mit dem Referenzkorpus der Leipzig Corpora Collection ergeben. In der Forschungsliteratur gibt es keinen Konsens über einen ›cut-off‹ Punkt, bis zu dem hin Wörter als *Keywords* gelten können. Grundsätzlich zeitigt die Untersuchung größerer Korpora mehr Begriffe mit hoher *Keyness*. In einigen Studien, denen ich mich hier anschließe, werden daher die Top 50 der Wörter genauer analysiert (vgl. Pojanapunya & Todd 2018: 144; Baker 2010: 26). Bedingung für die Aufnahme als *Keyword* ist dabei in der Regel auch, dass das Wort mit einer bestimmten Frequenz (von meist 2, 3, 5 oder auch 10 Belegen) im Zielkorpus vorkommen muss (vgl. Pojanapunya & Todd 2018: 144). Je höher der Wert für »*Keyness* (Likelihood)«, desto höher ist die *Keyness* des Wortes, d.h., dass der Unterschied in der Frequenz des jeweiligen Wortes zwischen den beiden Korpora besonders groß ist (vgl. Pojanapunya & Todd 2018: 146). Je niedriger der p-Wert, der in der Tabelle und bei AntConc als »*Keyness* (Effect)«, d.h. als Effektstärke, bezeichnet wird, desto weniger wahrscheinlich ist das besonders frequente Auftreten des Wortes im Zielkorpus das Ergebnis von Zufall (vgl. Baker 2006: 125). Ein niedriger p-Wert deutet also darauf hin, dass ein Wort tatsächlich als Schlüsselwort für die jeweiligen analysierten Texte (immer im Vergleich zum Referenzkorpus) gelten kann.

Tab. 3: Ausgewählte *Keywords* des Gesamtkorpus

Type	Keyness (Likelihood)	Keyness (Effect)
sprache	5.540.936	0.008
gendern	2.611.398	0.003
duden	1.796.865	0.002
gender	1.741.296	0.002
maskulinum	1.326.475	0.001
generische	1.018.310	0.001
gerster	921.744	0.001
gendersternchen	793.699	0.001
gendersprache	716.340	0.001
gendergerechte	678.754	0.001
geschlecht	670.187	0.001

34 Von der Analyse ausgeschlossen und daher auch nicht aufgeführt, sind solche Begriffe aus der Liste der 50 Wörter mit der höchsten *Keyness*, die laut AntConc (Anthony 2022) eine hohe *Keyness* aufweisen, deren Effektstärke aber > 0,01 ist. Da es sich bei diesen zudem häufig um Funktionswörter wie bspw. *sie*, *nicht* oder *ist* handelt, deren Interpretationen mir in Bezug auf ihre diskursive Funktion in Bezug auf den Untersuchungsgegenstand auch nach Betrachtung der Kontexte und Kollokationen nicht sinnvoll erscheint, wird auf sie nicht weiter eingegangen.

Type	Keyness (Likelihood)	Keyness (Effect)
innen	602.660	0.002
sternchen	570.253	0.001
männliche	554.966	0.001
pronomen	532.945	0.001
generischen	527.814	0.001
identitätspolitik	517.656	0.001
genderstern	485.620	0.001
frauen	476.924	0.003
rechtschreibung	448.747	0.001
sprachgebrauch	443.799	0.001
geschlechtergerechte	435.028	0.001
ploß	433.357	0.001
hornscheidt	431.807	0.000
gesellschaft	421.806	0.002
wagenknecht	413.483	0.001
weibliche	407.815	0.001
geschlechter	395.176	0.001
männlich	336.785	0.001
thierse	335.476	0.000
wort	322.430	0.001
grammatisch	314.284	0.000
genders	301.400	0.000
petra	288.083	0.001
wörter	280.308	0.000
razum	279.748	0.000
gleichberechtigung	273.530	0.001
genus	273.411	0.000
plural	271.618	0.000

(Eigene Darstellung)

Im Folgenden sollen die Schlüsselwörter aus der Tabelle näher analysiert werden. Da das Textkorpus, das dieser Untersuchung zugrunde liegt, nicht dem Umfang großer Korpora entspricht, die bei anderen, vorrangig quantitativen Analysen eingesetzt werden, sollten Reihenfolge und Signifikanzwerte an dieser Stelle nicht überschätzt werden. Dennoch ergeben sich aus der Analyse der *Keyness* von Einzelwörtern Tendenzen, die mir in Bezug auf den Untersuchungsgegenstand lohnend für eine nähere Betrachtung erscheinen. So zeigen sich *Keywords*, die die Ergebnisse aus Kapitel 8.2 zur ›Erfindung‹ und

Zuschreibung der Gendersprache stützen, wie bspw. die hohe *Keyness* von »genderstern« und »gendersternchen«, die die Beobachtung des Debattenfokus und der Gleichsetzung von geschlechterbewusster Sprache mit dem Asterisk stützt. Auch lassen sich bereits Tendenzen der Argumentation ausmachen, die in Kapitel 8.4 im Rahmen der Toposanalyse weiter ausgeführt, in ihrer lexikalischen Dimension aber auch bereits in diesem Kapitel angesprochen werden sollen, unter anderem die Personalisierung der Debatte, d.h. der Einfluss von Einzelpersonen auf und in diskursive(n) Ereignisse(n). Zudem erlauben die *Keywords* eine Betrachtung von Diskursverschränkungen der Debatte um geschlechterbewussten Sprachgebrauch mit anderen, teilweise verbundenen Diskursen.

Von Interesse sind neben den jeweiligen Wörtern auch die Kontexte und Kollokationen, in denen diese Begriffe zu finden sind. Kollokationen sind zwei oder mehr Wörter – dann Kollokationspartner genannt –, die »häufiger als eine zufällige Verteilung erwarten ließe« (Flinz & Perkuhn 2018: 961) in Nachbarschaft zueinander auftreten. Im Folgenden werden zuerst Schlüsselwörter des gesamten Korpus eingehender untersucht, wobei ich mich in entsprechenden Unterkapiteln mit der Lexik der Debatte bzw. der Beschreibung geschlechterbewusstem Sprachgebrauch selbst, Akteur*innen des Diskurses sowie Diskursverschränkungen beschäftige. Im Anschluss werden die Schlüsselwörter der jeweiligen Subkorpora in den Fokus genommen und Unterschiede zwischen den Quellen herausgearbeitet.

8.3.2.1 Die Debatte und geschlechterbewusste Sprache selbst

Einige der *Keywords* der Tabelle sind angesichts der analysierten Texte und des zugrundeliegenden Themas wenig überraschend. Dass unter anderem »sprache«, »gendern« und »gender«, aber auch »geschlecht«³⁵ sowie »sprachgebrauch« im Vergleich besonders frequent sind und eine hohe *Keyness* haben, ergibt sich bereits aus dem Analysegegenstand sowie aus den Suchoperatoren, mithilfe derer die jeweiligen Zeitungstexte in das Korpus aufgenommen wurden (vgl. Kap. 7.8). Da gezielt Texte, die den Diskurs zu genderbewusstem Sprachgebrauch zum Thema haben, aufgenommen wurden, kann die hohe *Keyness* dieser Begriffe im Vergleich zum Referenzkorpus von Nachrichtentexten aber als Indiz dafür interpretiert werden, dass die Auswahl zutreffend ist.

Einige der Schlüsselwörter legen nahe, dass es sich beim Diskurs in den Zeitungstexten auch um eine metasprachliche Debatte handelt – neben »wort« und »wörter« sowie »plural« ist das vor allem »sprache«. Kontext und Kollokatoren zu »wort« und »wörter« zeigen, dass Veränderungen in der Semantik konstatiert werden. Mit »genus« als *Keyword* wird vorrangig ein Zusammenhang zwischen Genus und Sexus negiert bzw. eine analytische Trennung der beiden Kategorien angemahnt und dabei über die Verwendung linguistischer Termini Diskursautorität behauptet. Ähnliches zeigt sich im Kontext der Verwendung des *Keywords* »grammatisch« – der Großteil der Belege gehört zu Äußerungen, die die »grammatisch falsche Gendersprache« (Welt 12.06.a) ablehnen und somit die Diskursautorität deutscher Grammatik aufrufen. Zudem wird das Maskulinum als »genus commune« (z.B. Welt 06.06.c) bezeichnet und somit seine vermeintliche Funktionalität für die geschlechtsübergreifende Referenz erklärt.

35 S. zur ausführlicheren Analyse der Relevanz von Geschlecht im Diskurs auch Kap. 8.4.5.4 zu nicht-minimalen Selbstreferenzen.

Kollokatoren zu »sprache« legen – neben thematisch erwartbaren Kollokationspartnern wie »gendergerechte«, »geschlechtergerechte« oder »gendersensible« und »Gender« (zu »Gendersprache« als Bezeichnung s. Kap. 8.3.4) – nahe, dass Veränderungen der Sprache in den Zeitungstexten konstatiert werden. Viele der Belege, in denen davon gesprochen wird, dass Sprache sich verändert, sprechen sich dabei für genderbewussten Sprachgebrauch aus: »Die Sprache verändert sich von ganz allein.« (SZ 06.03.); »Sprache verändert sich, und das ist auch gut so.« (FAZ 14.02.b) In diesem Zusammenhang wird Sprache eine Eigenständigkeit und eine damit zusammenhängende autonome Entwicklung zugestanden, die Veränderung hin zur Nutzung genderbewusster Formen als etwas Natürliches und somit Ungefährliches, gegen das sich nicht gewehrt werden müsse, konzeptualisiert (vgl. dazu auch Kap. 8.5 zur verwendeten Metaphorik). Gleichzeitig wird die Veränderung von Sprache auch von Gegner*innen des Genders konstatiert, die das Zustandekommen ebenjener Veränderung als auf Verordnungen und Zwang beruhend, ablehnen: »Dass sich Sprache verändert, weiß ich. Aber das darf nicht auf dem Verordnungs- und Anordnungsweg geschehen.« (SZ 19.06.c)

Identifikation mit der Sprache zeigt sich über das gemeinsame Auftreten von Sprache und Possessivpronomina, wie *unser*: »[...] unsere Sprache ist uns eins der liebsten, teuersten Dinge.« (taz 19.03.) Das Possessivum wird einerseits genutzt, um Veränderungen an dem eigenen Gut Sprache abzulehnen, da es »um unsere Sprache beziehungsweise um unseren Sprachgebrauch« (Welt 30.05.c) gehe und somit die In-Group derjenigen zu konstituieren, die sich gegen genderbewussten Sprachgebrauch aussprechen – wie es beispielsweise Friedrich Merz tut, wenn er in einem zitierten Tweet rhetorisch fragt »Wer gibt diesen #Gender-Leuten eigentlich das Recht, einseitig unsere Sprache zu verändern?« (Welt 19.04.) oder in einem Leserbrief erklärt wird: »Die Sprache gehört ihren Sprechern; es sind 130 Millionen, die Deutsch als Mutter- oder Zweitsprache sprechen [...]; den Sprechern vorzuschreiben, wie sie ihre Sprache zu gebrauchen haben, ist ein aussichtsloses Unterfangen.« (FAZ 04.03.)

Andererseits äußern – wenngleich weniger frequent – Diskursteilnehmende über das Possessivum positive(re) Einstellungen gegenüber genderbewusstem Sprachgebrauch, indem sie für »unsere Sprache« Verantwortung übernehmen: »[...] je mehr Menschen wir in unsere Sprache einbeziehen, desto mehr geben wir ihnen Raum für ihre Befindlichkeiten im Realen« (taz 13.03.). Der metaphorische Besitz der Sprache ermöglicht es in diesem Fall, davon zu sprechen, Menschen explizit in Sprache einzubeziehen, indem sie verändert wird. In beiden Fällen zeigt das Possessivum eine Verfügungsgewalt bzw. Recht auf Bestimmung über die Sprache auf.

Von *der* oder *unserer deutschen Sprache*, d.h. Possessiva in Verbindung mit der adjektivischen Zuschreibung *deutsch*, wird dabei auffälligerweise fast nur in Belegen gesprochen, die gegen genderbewussten Sprachgebrauch argumentieren. Es geht dabei unter anderem um das »Regelwerk« (Welt 30.05.e) sowie die »Grammatik« (bspw. Welt 06.06.c; Welt 07.04.) der bzw. »unserer deutschen Sprache«, denen Gendern nicht entspreche. Die Nutzung des Singulars und definiten Artikels evoziert dabei das Bild einer einzigen richtigen (National-)Sprache. Nationalidentität und Sprache werden an dieser Stelle

miteinander verbunden (vgl. auch Stukenbrock 2005).³⁶ In diesem Zusammenhang wird auch eine Superiorität »der deutschen Sprache« gegenüber anderen Sprachen – gerne mit Verweis auf »große Autoren deutscher Sprache«³⁷, wie »Goethe, Schiller, Heinrich Heine, Thomas Mann, Stefan Zweig und alle großen Autoren der deutschen Sprache« (Welt 15.05.a) – erklärt: »Die Grammatik der deutschen Sprache erlaubt uns, Nuancen und Feinheiten auszudrücken, wie es sonst nur in wenigen Sprachen der Fall ist.« (Welt 14.05.) Aufgrund dieser Verbindung wird genderbewusster Sprachgebrauch abgelehnt, der als Gefahr für den Nationalstaat bzw. die Gesellschaft konzeptualisiert wird, wie sich in der Analyse des Gefahrentopos (vgl. Kap. 8.4.8) noch zeigen wird. Auch das *Keyword* »Gesellschaft« wird in entsprechenden Kollokationen genutzt. Die Kollokation »der deutschen Sprache« ermöglicht darüber hinaus als Nominalphrase auch die Abgrenzung gegenüber der als anders und eben nicht als deutsch verstandenen »Gendersprache«, wie bereits aufgezeigt wurde.

Dass »frauen« ein Schlüsselwort mit hoher *Keyness* ist, »männer« aber nicht, zeigt, dass der Phänomenbereich genderbewusster Sprachgebrauch vor allem mit Frauen verbunden wird (vgl. auch bspw. die in Kap. 6.4 referierte Studie von Hofbauer 2022). Geschlecht ist im Diskurs also relevant, besonders ausgeführt wird es aber anscheinend vor allem mit Bezug auf Frauen. Die *Keyness* des Wortes kann im Begründungszusammenhang genderbewusster Sprache verortet werden, auch Frauen in der Sprache sichtbar zu machen und somit zur Gleichberechtigung beizutragen – dieser Zusammenhang wird auch in den analysierten Texten immer wieder aufgenommen und sowohl bestärkt als auch negiert:

- 21) Ich freue mich so sehr, für mich, meine Töchter, alle Frauen und alle Trans* Personen, endlich mit gemeint zu sein. (taz 27.01.b)
- 22) Wer, wenn nicht die taz, könnte ganz souverän einräumen, mit dem Anspruch total gescheitert zu sein, mittels Gendersprach [sic!] Frauen und Mädchen substanziell zu helfen. (taz 13.02.b)

An dieser Stelle deuten sich bereits unterschiedliche zugrundeliegende Sprachideologien sowie Topoi der (Ir)Relevanz (vgl. Kap. 8.4.3) bzw. (In)Effektivität (vgl. Kap. 8.4.6 bzw. 8.4.7) rund um die Frage, was Sprache im Kontext Gleichberechtigung leisten kann, an. Darüber hinaus wird in den Texten aber auch über Ungleichbehandlung von Frauen abseits von Sprache gesprochen; der Diskurszusammenhang von genderbewusster Sprache und Geschlechterungleichheit bzw. »gleichberechtigung«, einem weiteren *Keyword*, bestätigt sich also auch an dieser Stelle:

- 23) Es ist schon mal ein Erfolg, dass wir zwei Frauen in der Stadtspitze sind. (SZ 22.05.)
- 24) Die Situation der Frauen in der Wirtschaft ist natürlich eine andere. (SZ 22.05.)

36 Stukenbrock (2005: 68) zeigt in der Arbeit »Sprachnationalismus«, dass in den von ihr analysierten Quelltexten ein »naturegegebener Zusammenhang zwischen Sprache und Nation vorausgesetzt wird«. Zum Zusammenhang von Sprache, Kultur und (National-)Identität in sprachpolitischen Fragen, insbesondere bei der AfD vgl. auch Lobin (2021, 2024).

37 Genannt werden, das nur nebenbei bemerkt, in diesem Leserbrief dem Maskulinum »Autoren« entsprechend, nur Männer: eben Goethe, Schiller, Heinrich Heine, Thomas Mann und Stefan Zweig.

- 25) Die Realität ist vielleicht schon einen Schritt weiter als die Debatte, doch Esther Sedlacek muss immer noch Fragen zum Thema Frauen und Fußball beantworten. ›Ich wäre froh, wenn wir irgendwann gar nicht mehr drüber sprechen müssten,‹ sagt sie. ›Genauso wie ich froh wäre, wenn wir irgendwann keinen Weltfrauentag mehr brauchen würden. Ist aber noch nicht so.‹ (SZ 18.06.)
- 26) Gerade wir junge Frauen sind oft Zielscheibe, einfach, weil man uns gerne als Zielscheibe hat. (SZ 15.05.a)

»männliche« als *Keyword* bezieht sich einerseits auf Beispiele für die Duden-Entscheidung, wenn bspw. der Eintrag für »Mieter«, als »eine männliche Person, die etwas gemietet hat« (z.B. FAZ 21.03.b) angeführt wird. Andererseits werden damit maskuline Sprachformen, oftmals in Abgrenzung zu femininen, beschrieben, die allerdings auch »weibliche« genannt werden:

- 27) Allerdings reicht im Deutschen ein Stern pro Wort aus, um männliche und weibliche Form gemeinsam unterzubringen [...]. (SZ 19.06.e)
- 28) Ginge es nach der Sprachwissenschaftlerin, sollten im Grundgesetz dann sowohl die männliche als auch die weibliche Form verwendet werden. (Bild 16.01.)

Ähnliches lässt sich für das Schlüsselwort »weibliche« nach Betrachtung des Kontextes festhalten. Auch hier wird auf den Duden verwiesen und es werden beispielhaft Einträge angeführt. Die Kollokation »männliche und weibliche Form« findet sich in Verwendungen wie in den beiden oben angeführten Zitaten 27) und 28) vielfach in den Daten. An dieser Stelle zeigt sich, dass in der Debatte oftmals kein terminologischer Unterschied zwischen maskulinem und femininem Genus und *männlich* und *weiblich* gemacht wird.³⁸ In der medialen Debatte scheinen sich eigene Terminologien herausgebildet zu haben, die unabhängig von linguistischen Beschreibungen im Phänomenbereich sind.

Im Kontext von Geschlecht ist das *Keyword* »pronomen« ebenfalls relevanter Bestandteil der Debatte um genderbewussten Sprachgebrauch in den analysierten Texten. Dabei geht es vor allem um ihre Verwendung bei Personenreferenzen und Probleme, die Genuszuweisung bzw. -kongruenz im Genussystem bedeuten können, wenn bspw. auf nicht-binäre Menschen Bezug genommen wird. In diesem Kontext geht es unter anderem um Vorschläge von sowie um die Person Lann Hornscheidt selbst, aber auch um Neopronomen als Teilbereich genderbewussten Sprachgebrauchs. Als *Keyword* belegt »pronomen« somit wiederum, dass es sich auch um eine metapsprachliche Debatte handelt und Erkenntnisse und Fragestellungen der Grammatik in Teilen durchaus einbezogen werden. Sichtbar wird dies an den in vielen Texten des Korpus zu findenden erläuternden Sequenzen zu Problemen bei der pronominalen Wiederaufnahme zur Referenz auf nicht-binäre Personen.

38 Dass dennoch der Zusammenhang von grammatischem und gesellschaftlichem, extralinguistischem Geschlecht verneint wird, ist auch vor dem Hintergrund dieser Beobachtung erstaunlich bzw. paradox (vgl. auch Lind & Nübling 2022: 123). Die Verwendung von männlich und weiblich stärkt vielmehr den Genus-Sexus-Nexus (vgl. Kotthoff & Nübling 2018: 85–86) – es scheint nicht nur eine Verbindung, sondern vielmehr eine terminologische Gleichsetzung stattzufinden.

Dass »gender« ein Schlüsselwort ist, ist vor allem der Trennung von Komposita wie »Gender-Sprache« und »Gender-Sternchen« mit Bindestrich geschuldet. Darüber hinaus werden aber auch Diskursverschränkungen mit gleichstellungsbezogenen Themen deutlich, wenn beispielsweise über »Gender Studies« (z.B. Welt 15.06.c) – vgl. auch die Rolle, die Lann Hornscheidt einnimmt, ausführlicher dazu im folgenden Unterkapitel – oder den »Gender Pay Gap« berichtet wird. Der Diskurs um geschlechterbewusste Sprache wird somit auch im Untersuchungszeitraum im Kontext von Gleichstellung verortet, was angesichts des Aufkommens der Debatte im Zuge der Feministischen Linguistik einleuchtet.

8.3.2.2 Akteur*innen der Debatte und Personalisierung des Diskurses

Anhand einzelner Schlüsselwörter der Tabelle sowie ihrer Kollokationspartner werden verschiedene Akteur*innen im Diskurs benannt. Damit zeigt sich eine Tendenz zur Personalisierung des Diskurses um geschlechterbewusste Sprache.

»Verein« als Kollokationspartner von »Sprache« bspw. zeigt, dass der Verein Deutsche Sprache (VDS) als »ideology broker« (Blommaert 1999: 9), d.h. als diskursrelevanter Akteur wahrgenommen wird – alle Belege für »Verein« stehen in diesem Zusammenhang. Der Verein Deutsche Sprache ist der »einflussreichste und größte Sprachschutzverein im deutschen Sprachgebiet« (Pfalzgraf 2024a: 3) und wird entsprechend auch in den Zeitungsdaten als relevant wahrgenommen. Seine Mitglieder bzw. seine Position werden in verschiedenen Quellen wiederholt zitiert. Insbesondere im Zusammenhang mit der Entscheidung des Dudens werden Positionierungen der Vereinsmitglieder wiedergegeben. Kollokationen zu Verein zeigen, dass der Verein Deutsche Sprache sich dabei vor allem als »Sprachretter« (z.B. SZ 06.03.) und im »Widerstand« (z.B. Welt 11.04.) gegen den Duden inszenieren kann. Dies stimmt mit den (sprach)politischen Zielen des Vereins und insbesondere seiner Rolle im vermeintlichen »Kampf gegen Gendersprache« (vgl. Kap. 8.5.2 zur Kriegs- und Kampfesmetaphorik), unter anderem durch die vereins-eigene Arbeitsgruppe *Gendersprache* oder der, auch medial viel beachteten Petition (vgl. Lobin 2021: 58) gegen »diesen Gender-Unfug« (Pfalzgraf 2024a: 2) überein. In dieser, im März 2019 auf der Website des Vereins veröffentlichten Petition wurde zum »Widerstand« gegen »zerstörerisch[e] Eingriffe in die deutsche Sprache« (VDS 2019) aufgerufen. Lobin (2021: 68) bezeichnet den VDS denn auch als »Kampfverband«. War der Fokus in der Gründungszeit noch dem Kampf gegen Anglizismen gewidmet, ist der Fokus der Vereinsarbeit inzwischen geschlechterbewusster Sprachgebrauch.³⁹ Gegen diesen argumentiert der VDS vor allem sprachpuristisch (vgl. Pfalzgraf 2024a) und bedient wissenschaftsfeindliche (Lobin 2016) und »nationalistische Tendenzen« (Niggemeier 2016).⁴⁰

Dass »duden« sich als *Keyword* ergibt, kann anhand einer Analyse der Kontexte des Begriffs auf verschiedene Gründe zurückgeführt werden. Einerseits zeigt sich, dass es

39 Vgl. für Forschung zum Verein Deutsche Sprache Wirth (2010) und die Arbeiten von Pfalzgraf (2006, 2008, 2024b).

40 Zur Rolle des VDS und insbesondere der Petition im Rahmen der Untersuchung von »Genderismus«-Diskursen als Scharnier zwischen neuer Rechter und konservativen und liberalen Milieus s. auch Beck (2020: 62) oder Neusius (2021).

sich bei der Entscheidung der Duden-Redaktion, im Online-Duden Beiträge zu femininen Formen gesondert aufzuführen und die maskulinen (nicht ausschließlich, aber auch) als eine männliche Lesart evozierend zu explizieren, um ein *diskursives Ereignis* (vgl. Jäger 2001: 48) handelt. Diese Entscheidung des Dudens zum Jahreswechsel 2020/2021 wird wiederholt in den Zeitungen aufgegriffen und verhandelt. Darüber hinaus werden der Duden und dessen Entscheidungen, bspw. auch die Bücher und Ratgeber zum Thema genderbewusster Sprachgebrauch herauszugeben, angegriffen, indem beispielsweise erklärt wird, dass der Duden mit seiner Entscheidung das geschlechtsübergreifende Maskulinum abschaffe (vgl. FAZ 01.02.c). Andererseits deutet die *Keyness* des Wortes »duden« Argumentationen an, die sich auf Autoritäten stützen, um die eigene Position und Bewertung des jeweiligen Sprachgebrauchs zu stützen (s. zum Autoritätstopos auch Kap. 8.4.5). Der Duden wird in diesen Fällen als Autorität herangezogen, mit der der jeweiligen Meinung mehr Nachdruck verliehen werden kann, weil bspw. im Duden nachgeschlagen wurde, wie ein bestimmtes Wort definiert sei (vgl. FAZ »Gendern als Akt der Aggression«) oder was seine Bedeutung sei: »Was bedeutet das deutsche Wort ›Arzt‹? Schlagen wir nach bei ›www.duden.de‹« (FAZ 11.01.b). Der Duden wird somit als Autoritätsinstanz in sprachlichen Fragen aufgerufen, wenngleich diese Autorität auch in Frage gestellt wird und kann als »ideology broker« (Blommaert 1999: 9) verstanden werden.⁴¹ Dass es sich um eine relevante Instanz in sprachlichen Fragen handelt, wird allerdings auch über die Ablehnung von Entscheidungen des Dudens deutlich: Indem die Veränderungen der Online-Ausgabe kritisiert werden, weil mit ihnen das geschlechtsübergreifende Maskulinum seine Funktion verliere, wird dem Duden implizit ebendiese Macht und Autorität zur Abschaffung zugeschrieben.⁴² Auch Acke (2019: 309) hält für Einträge in Wörterbüchern fest, dass diese als sprachnormetablierend gelten können, selbst wenn es sich um eine Ableitung aus konkretem Sprachgebrauch handle und nicht um eine explizite Normsetzung, da »Wörterbücher als Autoritäten in Bezug auf die Sprache gelten«.

In einem ähnlichen Zusammenhang wird immer wieder auch auf den Rat für deutsche Rechtschreibung verwiesen, dessen Erwähnung in den Zeitungstexten für den Großteil der Belege des Schlüsselworts »rechtschreibung« verantwortlich ist. Auch die Kollokationsanalyse belegt dies: In unmittelbarer Umgebung des Wortes (d.h. in einem Abstand von je fünf Wörtern nach rechts und links) treten am häufigsten »deutsche«, »rat« und »für« auf. In vielen der Textstellen werden dieser, seine Zusammensetzung und Aufgabe als normsetzendes Gremium sowie seine Beschlüsse zum Status des Asterisks erläutert (vgl. z.B. SZ 19.06.a). Insbesondere auf letzteren Beschluss wird allerdings auch zur Stärkung der eigenen ablehnenden Haltung verwiesen; auch der Rat bzw. allgemeiner die amtliche Rechtschreibung gelten als Autoritätsinstanzen, die für die amtliche Regelung der Orthographie verantwortlich seien (vgl. zu diesem Phänomen

41 Vgl. zur Rolle von Lexika als Akteur*innen in sozialen Transformationsprozessen und in Bezug auf Geschlechterstereotype auch Müller-Spitzer (2023).

42 Auch wenn die Leiterin der Duden-Redaktion, Kunkel-Razum, in den Interviews, die sich in den Daten finden, immer wieder betont, dass der Duden keine »Sprachmacht« (Welt 07.02.) habe und die normsetzende Instanz für den deutschsprachigen Raum der Rat für deutsche Rechtschreibung sei (vgl. zur Rolle des Rats auch Hennig 2024: 216–217).

auch Hennig 2024). Seine Verlautbarungen zu genderbewusstem Sprachgebrauch werden daher wiederholt herangezogen, bspw., dass der Rat für deutsche Rechtschreibung Sonderzeichen bisher nicht als zum Kernbestand deutscher Grammatik zählend wertet:

- 29) Dabei hat der Rat für deutsche Rechtschreibung, das maßgebliche Gremium für die amtlichen Regeln der Orthographie, die Gender-Schreibweisen zuletzt im März wieder abgelehnt. (FAZ 02.06.)
- 30) [...] Formen, die nicht von der amtlichen Regelung der deutschen Rechtschreibung gedeckt sind. (Welt 14.05.)

Neben institutionellen Akteur*innen wie dem Duden, dem Rat für deutsche Rechtschreibung oder dem Verein Deutsche Sprache werden über alle Quellen des Korpus hinweg auch Einzelpersonen, insbesondere über die jeweiligen Eigennamen, als Akteur*innen eingeführt. In den Leserbriefen zeigt sich die Personalisierung dagegen insbesondere über nicht-minimale Selbstreferenzen, in denen die Schreibenden ihre eigene Person und bestimmte Identitätsanteile als relevant für die jeweilige Positionierung genderbewusster Sprache gegenüber hervorheben (vgl. ausführlicher dazu Kap. 8.4.5.4). In redaktionellen Beiträgen wird vor allem auf bekannte Persönlichkeiten referiert. Die Eigennamen in der Liste der *Keywords* lassen sich sowohl auf Interviews zurückführen – so gibt es einige Interviews mit und Berichte über Petra Gerster als Moderatorin der »Heute«-Nachrichten – als auch auf Initiativen und Aussagen von Politikern wie Christoph Ploß oder Wolfgang Thierse, und Politikerinnen wie Sahra Wagenknecht zu genderbewusstem Sprachgebrauch. Ploß' Vorstoß für »ein Verbot der Gendersprache bei staatlichen Stellen« (Bild 26.05.b) als damaliger Vorsitzender der Hamburger CDU wird in allen Zeitungen berichtet und zum Teil kommentiert. Dabei zeigt sich, dass insbesondere *Bild* und *Welt* Ploß viel Raum einräumen, auch über verschiedene Zeiträume hinweg wiederholt auf seine Forderungen eingehen und ihn bspw. mehrfach zu Interviews einladen.

Auch »hornscheidt« zeigt sich als *Keyword* aufgrund eines Interviews in der taz, aber auch, weil Lann Hornscheidts Aussagen verschiedentlich als Meinung mit Expertise für die, so ein Kollokationspartner des Worts, »genderforschung« zitiert werden. Zudem wird der Name symbolisch für Veränderungen und verschiedene Vorschläge im Phänomenbereich (s. den Kollokator »sprachreform«), insbesondere die x-Form (vgl. die Kollokationspartner »professx« oder »geehrtex«) sowie »ens« (vgl. auch »professens« als Kollokationspartner), genutzt. Für die *Bild*-Zeitung, die Hornscheidt misgendert und als »ehemalige[n] Gender-Studies-Professor [sic!]« (Bild 13.06.) bezeichnet sowie maskuline Pronomen verwendet⁴³, ist der Name symbolisch für eine »[s]kurrile Gender-Forde-

43 Unter Misgendern wird die Zuordnung einer Person zum falschen Geschlecht verstanden, bspw. durch die Nutzung falscher Pronomen oder Personenreferenz. Dies kann aus einer abwertenden Intention heraus geschehen (vgl. Queer Lexikon 2020) und »Ausdruck der gesellschaftlichen Stigmatisierung nicht-binärer und trans* Menschen« (Göth 2021: 6) sein (vgl. auch Pino & Edmonds 2024 für eine konversationsanalytische Perspektive auf das Phänomen). Es erscheint theoretisch möglich, dass die *Bild*-Zeitung an dieser Stelle ein geschlechtsübergreifendes Maskulinum profilieren und nutzen will, die konsequente Verwendung von »der Professor« und maskulinen Pronomena und Possessiva, wie »er« und »seiner Webseite« in der direkten Referenz auf Hornscheidt allerdings legen eine abwertende Lesart nahe.

rung»⁴⁴ (Bild 13.06.), während Hornscheidt bspw. von der FAZ als »Koryphäe der Genderforschung« (FAZ 11.01.b) bezeichnet wird und die verschiedenen, zwischenzeitlich z.T. wieder verworfenen Vorschläge für Anrede und Pronomen referiert werden (vgl. auch SZ 11.03.b). An Hornscheidt als Person wird in der FAZ zudem die Notwendigkeit genderbewussten Sprachgebrauchs in der Anrede demonstriert:

- 31) Lann Hornscheidt gibt an, weder Mann noch Frau zu sein. Das können manche mit einem Augenrollen quittieren, es schafft aber Fakten. Wer würde Lann Hornscheidt trotzdem als Frau ansprechen? Es wäre eine grob unhöfliche, fast aggressive Geste, die im politischen Meinungskampf sicher vorkäme. Sie wäre aber unpassend für einen höflichen Kontakt. ›Es geht ja darum, ob ich vorkomme in der Sprache. Wenn nicht, ist das Diskriminierung‹, sagt Lann Hornscheidt. Wer mit Lann Hornscheidt freundlich reden will, muss sich also etwas überlegen. Bloß was? (FAZ 06.02.)

Neben der *Keyness* der Eigennamen Thierse und Wagenknecht (s. auch unten zur darin deutlich werdenden Diskursverschränkung mit *Identitätspolitik* und *Cancel Culture*) belegt auch diese Symbolhaftigkeit von Lann Hornscheidt als Person, dass der mediale Diskurs wiederholt auf Personalisierung von Debatten setzt – in der *Süddeutschen Zeitung* finden sich bspw. auch Porträts von Kathrin Kunkel-Razum in ihrer Funktion als Chefredakteurin des Dudens (SZ 06.03.) – s. auch das *Keyword* »razum« – sowie Hengameh Yaghoobifarah (SZ 29.01., SZ 11.03.b). Auch in diesen Artikeln werden eine Personalisierung der Notwendigkeit von und Probleme in Bezug auf die Verwendung geschlechterbewusster Sprache, vergleichbar mit den Texten über und mit Lann Hornscheidt, deutlich. So findet sich in einem Porträt der *Süddeutschen Zeitung* (SZ 29.01.) ein erklärender Einschub zu Yaghoobifarah und der im Artikel verwendeten Pronomen (vgl. auch SZ 11.03.b). Die Porträts dieser beiden Akteur*innen dienen ebenfalls der Personalisierung und Illustration der Debatte.

Daneben gibt es verschiedene Interviews und (Kurz-)Berichte, die z.B. interviewte Prominente zu ihrer Meinung zum Gendern befragen bzw. diese referieren (vgl. z.B. die Berichterstattung zu den Aussagen von HP Baxxter, Elke Heidenreich oder Wolfgang Niedecken [Welt 27.03.]). Dass das Thema von den Zeitungen und die Bewertungen der Interviewten als relevant und von Interesse für das Publikum eingeschätzt wird, zeigt sich unter anderem daran, dass Aussagen zu diesem Themenbereich für die Artikel oftmals als Überschriften dienen, auch wenn es sich dabei quantitativ gesehen nur um einen kurzen Ausschnitt und einen thematisch eigentlich unbedeutenden Punkt handelt.⁴⁵ Indem es aber, thematisch oft unzusammenhängend doch eine Frage zum Thema gibt, wird die unterschwellige Botschaft vermittelt, dass es sich beim Phänomenbereich Gendern um einen Kontext handelt, zu dem es eine Meinung und Haltung bräuchte.⁴⁶ Der Bekanntheitsstatus der interviewten Personen ermöglicht es darüber hinaus, durch zustimmende oder ablehnende Berichterstattung über die jeweiligen Haltungen

44 Es geht hierbei konkret um den Vorschlag, »ens« als Pronomen zu nutzen. Zu Abwertung auf lexikalischer Ebene s. auch Kap. 8.3.5.

45 Vgl. zur vermehrten Verwendung von Zitaten in Überschriften als Mittel der Dramatisierung auch Santulli (2012), die dies für italienische Zeitungen belegt.

46 Vgl. zum gleichen Phänomen beim Schlagwort *Cancel Culture* Daub (2022: 278–279).

zu genderbewusstem Sprachgebrauch dieser Prominenten der eigenen Positionierung mehr Legitimität zu verleihen. Jaworski & Thurlow (2009: 203) sprechen in diesem Zusammenhang auch vom »celebrity cachet«, einem Gütesiegel durch Berühmtheiten.

8.3.2.3 Diskursverschränkungen

Einige der Schlüsselwörter deuten Diskursverschränkungen in der Debatte um genderbewussten Sprachgebrauch an. So wird »rechtschreibung« nicht nur in Bezug auf den Rat für deutsche Rechtschreibung aufgerufen, sondern auch, um die Diskussion von genderbewusstem Sprachgebrauch mit der um die Rechtschreibreform zu vergleichen⁴⁷ oder gleichzusetzen. Die Debatte um geschlechterbewussten Sprachgebrauch wird demnach (auch) als metasprachliche Diskussion aufgefasst, bei der sprachliche und vor allem orthographische Veränderungen verhandelt werden, wie der Vergleich aufzeigt. Auch an dieser Stelle wird somit die Gleichsetzung von geschlechterbewusster Sprache bzw. Gendern und orthographischen Sonderzeichen, wie insbesondere dem Asterisk, gestärkt.

Eine weitere Diskursverschränkung zeigt sich anhand der Keywords »identitätspolitik«, »thierse« und »wagenknecht«. Wolfgang Thierse hatte sich gegen *Cancel Culture* ausgesprochen und dafür von verschiedenen Seiten Kritik, aber auch Zustimmung erfahren (vgl. z.B. Welt 06.03.; für einen Überblick der sich daraus ergebenden Diskussion auch Witting 2021). Auch Sahra Wagenknechts wiederholt vorgetragene Kritik an Identitätspolitik, insbesondere in der Partei *Die Linke*, wird mehrfach aufgegriffen, vor allem im Kontext der Erscheinung ihres Buchs »Die Selbstgerechten« (Wagenknecht 2021). Identitätspolitik als Phänomen selbst wird dabei aber unterschiedlich bewertet und verhandelt und teilweise als Stigmabegriff genutzt, teilweise als vager Kampfbegriff rechter Bewegungen beschrieben (vgl. die folgenden Kapitel zu den Unterschieden in den jeweiligen Subkorpora der Quellen).

Die Verschränkung des Diskurses mit der Debatte um die sogenannte »identitätspolitik« bzw. die Zuordnung von genderbewusstem Sprachgebrauch zu dieser und Verschränkung mit dem *Cancel Culture*-Diskurs zeigt sich vor allem in Argumentationen gegen genderbewussten Sprachgebrauch⁴⁸ und in Verbindung mit Ideologie- und Dogmatismusvorwürfen:

- 32) Allen Menschen muss die gleiche Würde entgegengebracht werden, ich glaube, da sind sich viele einig. Die dogmatische Identitätspolitik und Cancel Culture sind völlig kontraproduktiv für die Erreichung dieses Ziels. (FAZ 10.03.b)

Ähnlich wie geschlechterbewusste Sprache wird Identitätspolitik in Kollokationen vor allem als politisch links verortet sowie als »pauschal«, »gefährlich« und »überwältigend« beschrieben.

47 Vgl. auch das Keyword »rechtschreibreform« im Subkorpus der FAZ (Kap. 8.3.3.2) und taz-Texte (Kap. 8.3.3.4).

48 Vgl. zu diesen Verschränkungen auch Beck (2024).

8.3.3 Keywords der einzelnen Zeitungen im Vergleich zum Referenzkorpus der Leipzig Corpora Collection sowie untereinander

Die Keyword-Analyse der Subkorpora mit Texten der einzelnen Zeitungen im Vergleich zum Referenzkorpus der Leipzig Corpora Collection⁴⁹ sowie der Subkorpora im Vergleich mit den anderen Zeitungstexten als Referenzkorpus zeitigt insgesamt ähnliche Ergebnisse wie die Untersuchung aller Zeitungstexte gemeinsam, die im Folgenden bei sich daraus ergebender Wiederholung nicht noch einmal ausgeführt werden. Vielmehr sollen einige der unterschiedlichen Schwerpunkte in der Berichterstattung, die anhand der verwendeten Schlüsselwörter deutlich werden, sowie Unterschiede in Benennungen und sich darin verdeutlichende Einstellungen aufgezeigt werden. Dabei wird in alphabetischer Reihenfolge vorgegangen.

8.3.3.1 Bild

In *Bild* zeigt sich im analysierten Zeitraum unter anderem Berichterstattung über regionale Ereignisse in Hamburg mit Bezug auf genderbewussten Sprachgebrauch. Wie bereits mit Blick auf die Diskursakteur*innen erwähnt, wird über Christoph Ploß, der zu diesem Zeitpunkt Vorsitzender der CDU war, und seinen Vorstoß, »Gendersprache« in Behörden verbieten zu lassen, berichtet. In diesem Kontext lassen sich *Keywords* wie »christoph« und »ploß«, »katharina« »fegebank« – die zweite Bürgermeisterin Hamburgs und Senatorin für Wissenschaft, Forschung und Gleichstellung der Grünen, Katharina Fegebank (vgl. Grüne Hamburg o.J.) – »hamburgs«, »staatlichen« und »behördensprache« mit Bezug auf staatliche Stellen oder »gleichstellungssenatorin« verorten. Dabei zeigt sich, dass Ploß' Vorstoß und seine Begründungen für diesen ausführlich und wohlwollend berichtet werden: Es gibt mehrere Interviews und Berichte, in denen direkte Zitate von Ploß zu finden sind, in denen seine Begründungen für ein nötiges Verbot vorgebracht werden. Genderbewusster Sprachgebrauch wird dabei, wie anhand der *Keywords* »behördensprache« und »staatlichen« deutlich wird, vor allem als institutioneller Sprachgebrauch konzeptualisiert und somit einem bürokratischen Duktus und Verhalten zugeschrieben. Damit wird zudem das Bild einer von oben herab verordneten und per Zwang umgesetzten Sprache verbunden, da der Vorschlag von Fegebank in der *Bild* als »Sprachbefehl«, »Gender-Sprach-Befehl« oder »Gender-Änder-Sprach-Befehl« (Bild 14.04.) bezeichnet wird.⁵⁰ Dass insbesondere in der *Bild*-Zeitung auch über das Wort »Befehl« Zwang und top-down-Verbreitung in Verbindung mit Gendern aufgerufen wird, zeigt sich auch daran, dass »Befehl« für das *Bild*-Korpus im Vergleich mit den anderen Zeitungstexten als *Keyword* gelistet wird – im Vergleich mit diesen wird es also signifikant häufiger und als Bezeichnung des Sprachwandels genutzt. Die in Kapitel 8.2.2.2 analysierten Zuschreibungen zum Gendern, die dieses vor allem als oppressives und zwangvolles Verhalten einer Minderheit verstehen, sind somit auch in der Berichterstattung der *Bild* sichtbar.

49 Aufgrund der geringeren Token-Anzahl in den Subkorpora wurde für dieses Unterkapitel auf die etwas kleinere Variante des Referenzkorpus (100.000) zurückgegriffen.

50 Vgl. zum Topos des Zwangs auch Kap. 8.4.12.

Auch im Kontext dieser Diskussion in der Hamburger Lokalpolitik wird die Polarisierung der Debatte um geschlechterbewussten Sprachgebrauch aufgerufen und verdeutlicht. Ein gemeinsames Interview von Ploß und Fegebank wird als »Gender-Gipfel« (Bild 30.06.) betitelt und der Teaser impliziert einen folgenden Kampf: »BILD bringt IHN als Gast zu IHR, in die Höhle der ›Gender-Mania‹« (Bild 30.06.). Fegebank wird dabei implizit die machtvollere Position zugeschrieben, sie empfängt Ploß, der »zu Besuch« kommt und »Gast« (Bild 30.06.) ist. »Gender-Mania« pathologisiert Bemühungen um genderbewussten Sprachgebrauch als psychische Störung, ähnlich wie die ebenfalls in der *Bild*-Zeitung verwendete Bezeichnung »Gendergaga«⁵¹. Fegebank, die im Artikel stellvertretend für die Befürworter*innen des Genders im offiziellen Sprachgebrauch steht, wird somit als verrückt (DWDS *gaga*) dargestellt bzw. als insofern krank, als dass ihr für den Bereich Gender eine »krankhaft übersteigerte Neigung, etw. Bestimmtes zu tun« (DWDS *Manie*) zugeschrieben wird.⁵² Argumentationen, die genderbewussten Sprachgebrauch als unnötig und übertriebene Bemühungen abtun sowie Befürworter*innen als realitätsfern und nicht rational denkend darstellen, sind in dieser Bezeichnung bereits angelegt.⁵³ Diese Stilisierungen sind auch in anderen Zeitungen in Bezeichnungen wie »Genderfanatiker« (FAZ 04.01.) oder den bereits erwähnten Zuschreibungen wie »Gendergemeinde« (FAZ 18.06.b) oder missionarischem Verhalten sichtbar.

Zudem wird mithilfe der Majuskelschreibung der Pronomen im Teaser des Interviews das Geschlecht von Ploß und Fegebank als relevant gesetzt; Ploß wird beinahe stellvertretend für Männer in die »Arena« gegen »SIE«, d.h. Fegebank, geschickt. Auch an dieser Stelle wird wiederum eine Typisierung genderbewussten Sprachgebrauchs als geschlechtlich verortet vorgenommen bzw. aufgerufen; Frauen sprechen sich dabei pro und Männer kontra aus.

In der *Bild*-Zeitung wird genderbewusster Sprachgebrauch in der behördlichen, aber auch in der Kommunikation der öffentlich-rechtlichen Sendungen – s. das Keyword »öffentlich« – kritisch verhandelt. Dass »[d]er Gendersprech [...] beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk« (Bild 10.01.) angekommen sei, wird über Verweis auf breite Kritik implizit abgelehnt (vgl. z.B. auch Bild 29.05.). An dieser Stelle findet sich eine Verschränkung mit dem Diskurs über den gebührenfinanzierten öffentlichen Rundfunk und somit implizit eine Verbindung von genderbewusstem Sprachgebrauch und GEZ-Gebühren als Ausdruck von Zwang und von einer elitären Minderheit ausgehend (vgl. Bild 23.04.).

Darüber hinaus wird über Frankreich und das dort geplante, von der *Bild* so betitelte »verbot« von genderbewusstem Sprachgebrauch in Verwaltungen und Schulen berichtet. Der Bericht und implizite Vergleich ermöglichen ein positives Aufgreifen der Ereignisse in Frankreich. Als weitere diskursive Ereignisse können nach Analyse der *Keywords* der *Bild* im Vergleich zu den Referenzkorpora sowohl der Leipzig Corpora Collection als

51 Vgl. zur Nominationskonkurrenz und den verschiedenen Bezeichnungen für geschlechterbewussten Sprachgebrauch auch Kap. 8.3.4.

52 Im DWDS wird »Manie« neben der im Fließtext angeführten Definition auch als »krankhafte Veränderung des Gemüts mit Erregung, Selbstüberschätzung und dem Drang, zu reden und sich zu bewegen« beschrieben.

53 Diese Zuschreibungen sind dabei auch mit dem misogynen Bild der »hysterischen Frau« verbunden (vgl. Agarwal 2023; Ronel et al. 2008; zu diesem Zusammenhang in der Medizingeschichte Fischer-Homberger 1969).

auch der anderen analysierten Texte die Debatte um und die Klage eines Audi-Mitarbeiters (»audi«, »audianer«) sowie der vermeintliche Notenabzug eines Studenten in »kassel« begriffen werden.⁵⁴

8.3.3.2 Frankfurter Allgemeine Zeitung

Vergleichbar mit der *Welt* (s. weiter unten Kap. 8.3.3.5) bezieht sich das Schlüsselwort »Sprachgebrauch« im Subkorpus der FAZ unter anderem auf den »tatsächlichen« oder »allgemeinen« Sprachgebrauch – so zwei Kollokationspartner – von dem genderbewusste Sprache abgegrenzt wird. Gendern sei »eine akademische Blüte [...], die mit dem Sprachgebrauch der meisten Menschen nichts zu tun hat« (FAZ 01.02.c). Daneben werden auch journalistischer Sprachgebrauch und die Verwendung genderbewusster Sprache in diesem Kontext kritisiert:

- 33) Der Sprachgebrauch mancher öffentlich-rechtlicher Medien folgt nicht dem ›ständig sich vollziehende(n) Wandel der Sprache‹, sondern setzt ideologische Vorgaben um, die nicht notwendigerweise von der Realität unterlegt sind. [...] Im Sprachgebrauch des Senders werden also Frauen, obwohl im konkreten Fall gar nicht oder kaum in Erscheinung tretend, einfach in Mithaftung genommen. (FAZ 10.03.c)

Auch in diesen Verwendungskontexten des Begriffes wird, wie im Subkorpus der *Welt*, Gendern als realitätsfern und (ideologische) Sprachform einer journalistischen Elite abgelehnt.

Das *Keyword* »Gesellschaft« bezieht sich in der FAZ, ähnlich wie in den Texten der *Welt*, meist auf die Idealvorstellung einer »offenen« Gesellschaft, Ideale von Demokratie und auf die Idee der Mitte der Gesellschaft und steht damit in Verbindung mit dem Schlüsselwort »Demokratie« im Vergleich zum Korpus aus den anderen Texten. In diesem Zusammenhang werden Überlegungen zur Gefahr durch Gendern für die Polarisierung der Gesellschaft dargestellt (zum Gefahrentopos vgl. Kap. 8.4.8). Ähnlich wie beim *Keyword* »Sprachgebrauch« wird dazu auf den Topos der Realitätsferne und eine angenommene Diskrepanz zwischen Mehrheit und Minderheit zurückgegriffen:

- 34) Es sind von unerschütterlicher Selbstgewissheit getragene, oft kleine, aber sehr aggressive Minderheiten, die ›das Denken mit einem erschreckenden Ring zu umspannen‹ versuchen, die das Ideal der offenen Gesellschaft aufkündigen und die Prozesse der Schließung der Demokratie im Namen der Demokratie in Gang setzen. (FAZ 17.05.)
- 35) Wie viel Identität verträgt die Gesellschaft? (FAZ 22.02.)

In diesem Zusammenhang zeigt sich auch bei der FAZ eine Diskursverschränkung mit linker Identitätspolitik, für die genderbewusster Sprachgebrauch, Antirassismus und

54 Dem Studenten wurden zwar in der Aufgabe, in der es um Diversität ging und unter anderem sensible Sprache gefordert sowie genderbewusster Sprachgebrauch eines der Bewertungskriterien war, Punkte abgezogen, benotet wurde die Aufgabe aber nicht (vgl. Unterberg 2021). Das wiederholte Aufgreifen des Falls (s. dazu auch Kap. 8.4.5.3 in Bezug auf Gesetz und Recht als Autoritätsinstanzen) belegt somit, ähnlich wie der Verweis auf Formulierungsvorschläge in Leitfäden oder die hyperfrequente Anwendung von Sonderzeichen, dass marginale Fälle z.T. verzerrt und als repräsentativ dargestellt werden.

allgemein Diversität als symbolisch gesehen werden (vgl. FAZ 21.03.a). »[A]ggressive Minderheiten« werden als Vertreterinnen dieser Identitätspolitik verstanden.

Auf den Vergleich der Debatte um genderbewussten Sprachgebrauch mit dem um die Rechtschreibreform weist die *Keyness* des Lexems »Rechtschreibreform« im Subkorpus der FAZ-Texte hin. Auch der Widerstand dagegen wird gleichgesetzt: »Im Genderlager gilt der Sieg nur als Frage der Zeit. Der Widerstand dagegen wird als Kulturkampf gesehen, den die Konservativen verlieren werden, wie bei Homoehe, Wehrpflicht und Rechtschreibreform.« (FAZ 06.02.) Und auch die Gefahr für die Bildung von Schüler*innen und das Interesse am Deutsch-Lernen überhaupt, die es auch nach der Rechtschreibreform gegeben habe und bis heute gäbe, sei durch die Duden-Entscheidung größer geworden:

- 36) Nach dieser alarmierenden Meldung [Duden-Entscheidung; P. M.] geht einem Deutschlehrer nun die Frage durch den Kopf, was da als Nächstes auf uns und insbesondere auf die Schüler zukommt. Es steckt einem ja nicht nur die bis heute als unausgereift einzustufende Rechtschreibreform in den Knochen [...]. (FAZ 28.01.)
- 37) Ich erinnere mich, dass seinerzeit die »Rechtschreibreform« zu massiven Einbrüchen bei der Zahl der Lerner führte. Hier droht vielleicht ein noch schlimmer Schaden [...]. (FAZ 07.06.b)

Die *Keyness* des Lexems »geschlecht« ergibt sich vor allem daraus, dass über Genus und Sexus als »soziales und grammatisches Geschlecht« (FAZ 17.02.b) gesprochen wird. Der Nexus von Genus und Sexus (vgl. Kotthoff & Nübling 2018: 85–86) wird an diesen Stellen oftmals negiert und Gendern als betonende Sprache bezeichnet:

- 38) Zu Doppelbenennungen ist lediglich zu sagen, dass in vielen Fällen lediglich die Funktion gemeint ist. Jede weitere Unterscheidung bringt keine zusätzliche Information, ist also redundant. Das biologische Geschlecht (Mann, Frau) braucht also nicht besonders erwähnt werden. (FAZ 11.01.a)
- 39) Mag die Linguistik noch so sehr darauf beharren, dass ein generisches Maskulinum nicht auf das biologische Geschlecht der damit bezeichneten Person abstellt. (FAZ 25.05.a)
- 40) Die geschlechtsbetonte Sprache hingegen, die als sensibel und gerecht ausgegeben wird, ist begriffsstützig: Sie setzt das Geschlecht von Worten stets mit dem der damit bezeichneten Leute gleich. (FAZ 14.01.)

Dass es sich bei »begriff« und »wort« im Subkorpus der FAZ um Lexeme mit hoher *Keyness* handelt, belegt erneut den metasprachlichen Charakter der Debatte. Es wird über verschiedene Begriffe gestritten und die Neuartigkeit (und somit Konstruiertheit) und Wirklichkeitsferne genderbewussten Sprachgebrauchs hervorgehoben, die sich auch daran zeige, dass diese Bezeichnung erst seit kurzem verbreitet sei:

- 41) Das Gendern ist dafür ein Paradebeispiel. Vor Kurzem noch einer breiteren Öffentlichkeit schon als Begriff unbekannt, steht das Bemühen, sprachlich möglichst alle gerecht einzubeziehen, für einen Lackmustest in Sachen Lebenswirklichkeit. (FAZ 05.06.)

Zudem bestätigt sich an der *Keyness* der beiden Nomina, was Kroskrity (2004, 2022) festhält: Änderungen auf der lexikalischen Ebene sind am einfachsten zugänglich; Debatte teilnehmende haben entsprechend eine hohe Aufmerksamkeit für Änderungen auf dieser sprachlichen Ebene und beziehen sich in ihren Argumentationen oft auf ebenjene – Argumente umfassen dann bspw. die ›eigentliche‹ Wortbedeutung und dass dies gegen geschlechterbewusster Sprache spräche, fokussieren auf Partizipien und dass diese grammatikalisch falsch seien oder auf Änderungsvorschläge, die als überzogen und wirklichkeitsfern dargestellt werden:

- 42) Es scheint, als würden wir uns in Zukunft auch von denjenigen Begriffen verabschieden, die wir einst arglos mit der Muttermilch aufgesogen haben. Zum Beispiel dem Wort Muttermilch. Viele Begriffe sind in den vergangenen Jahren zu Recht aus dem Sprachgebrauch gestrichen worden, weil sie offen oder verdeckt diskriminierende Haltungen zum Ausdruck brachten. Bis gestern wusste ich allerdings nicht, dass auch die Muttermilch Potential für Herabwürdigung enthält. Dass also dieses schöne alte Wort, auch deshalb schön, weil es sinnbildhaft für den existentiellen Vorgang der Fütterung eines Neugeborenen steht, dass also auch dieses Wort Menschen kränkt. (FAZ 20.02.)

8.3.3.3 Süddeutsche Zeitung

In den Texten der Süddeutschen Zeitung im Korpus haben im Vergleich mit dem Referenzkorpus der Leipzig Corpora Collection vor allem solche Begriffe eine hohe *Keyness*, die auch bei der Analyse des gesamten Untersuchungskorpus sichtbar werden. Auch hier sind unter anderem »sprache«, »duden«, »maskulinum«, »gendern«, »geschlecht«, »gendersternchen« und »generische« auf den ersten Plätzen der Liste aller *Keywords*. Die *Keyness* von »petra« und »gerster« lässt sich auf einen einzigen Text zurückführen, in dem es um die zu diesem Zeitpunkt in Kürze anstehende Rente von Petra Gerster als Moderatorin der heute-Nachrichten im ZDF geht. In diesem Porträt zeigt sich wiederum die Diskursverschränkung mit der Ungleichbehandlung von Frauen: Es geht unter anderem um die Rolle des Alters von Frauen im Fernsehen, Sexismus, den Moderatorinnen im Fernsehen erfahren, aber auch private Erfahrungen von fehlender Gleichberechtigung von Gerster.⁵⁵ Die Nutzung genderbewusster Sprache wird dabei im Text als symbolisch für Gersters Interesse an Gleichberechtigung dargestellt. Die Typisierung von Gendern als feministisch und der Zusammenhang zum Geschlecht bzw. zum Frau-Sein, die bereits bei den Typisierungen des Genders dargelegt wurden, werden also auch an dieser Stelle deutlich.

In der *Süddeutschen Zeitung* wird genderbewusster Sprachgebrauch in der Regel als »gendergerechte Sprache« bezeichnet – »gendergerechte« ist entsprechend ein Schlüsselwort der untersuchten Texte. Mit dieser Bezeichnung gehen Assoziationen von Fairness und Gerechtigkeit in Bezug auf verschiedene Geschlechter einher, »gerecht« als Bestandteil des zusammengesetzten Adjektivs kann als Hochwertwort (vgl. Janich 2010:

55 Vgl. SZ 14.05. Die Diskursverschränkung mit allgemeineren Fragen von Gleichberechtigung findet sich daneben noch in einem taz-Interview mit Gerster (vgl. taz 18.01.).

169) verstanden werden, mit dem der entsprechende Sprachgebrauch durch die positive Deontik aufgewertet wird. Kritik am Begriff gibt es beispielsweise, weil er impliziere, dass anderer, d.h. insbesondere der dem Gendern entgegengesetzte Gebrauch des geschlechtsübergreifenden Maskulinums nicht gerecht sei (vgl. Rödder & Rödder 2021: 6).

»Identitätspolitik« wird in der *Süddeutschen Zeitung* zwar als Lexem genutzt und ist im Vergleich mit dem Leipziger Referenzkorpus ein Wort mit hoher *Keyness*, es zeigt sich im Vergleich der Nutzung bspw. in der *FAZ* allerdings eine eher kritische Haltung bzw. metasprachliche Einordnung und wiederum eine Diskursverschränkung mit genderbewusstem Sprachgebrauch, wenn »Gendersternchen« und »Identitätspolitik« als »bewährte Reizwörter«, die von Alexander Gauland in einer Talkshow »in die Runde« geworfen werden (SZ 04.06.), bezeichnet werden. Gendern wird dabei als Unterbereich der Identitätspolitik aufgefasst: »[...] die SPD zerfleischte sich Anfang des Jahres im Streit um die Identitätspolitik im Allgemeinen und das Gendersternchen im Besonderen selbst.« (SZ 19.06.c)

8.3.3.4 tageszeitung

Neben den bereits oben aufgeführten *Keywords* des gesamten Korpus zeigen sich im *taz*-Subkorpus einige, die für dieses im Vergleich mit dem Leipziger Referenzkorpus besonders sind.

»Antifeminismus« als Schlüsselwort nur in der *taz* bspw. ergibt sich aus einem Artikel, in dem es um das sexistische Weltbild von »Coronaleugner:innen« und ihre Mobilisierung geht (*taz* 02.02.a). Die interviewte Soziologin Rebekka Blum spricht dabei über antifeministische Akteur*innen wie den Verein Deutsche Sprache, der gegen genderbewussten Sprachgebrauch mobilisiere und in diesem Zusammenhang, gemeinsam mit AfD und Werteunion, Gender-Studies als irrelevant abtue (vgl. *taz* 02.02.a). Auch dadurch wird wiederum ein Zusammenhang von Gendern und Feminismus etabliert und ihre Ablehnung rechten politischen Akteuren zugeordnet.

»Sprachpolitik« als *Keyword* findet sich im Kontext genderbewussten Sprachgebrauchs nur in der *taz*, wenngleich auch in den anderen Zeitungstexten im Korpus einzelne Belege zu finden sind. Viele der *taz*-Belege lassen sich dabei auf einen Artikel der Chefredakteurin zurückführen, die in diesem Zusammenhang die Praxis der Nutzung genderbewussten Sprachgebrauchs in der *taz* erläutert und »Sprachkritik« einfordert, die »kein Elitenprojekt« (*taz* 06.02.) sein darf. Diese Bezeichnungen und die Tatsache, dass es sich im Korpus der untersuchten Texte der *taz* dabei um Wörter mit hoher *Keyness* handelt, zeigt, dass die Ausbreitung einiger Varianten als top-down-Projekt einer Elite und ebendies als Gefahr verstanden wird.⁵⁶ Das Kompositum

56 Auch die Verwendung des Lexems in den anderen Zeitungen legt diese Lesart nahe: In der *FAZ* wird von einer »Sprachpolitik von oben« (*FAZ* 01.02.c) gesprochen, in der *SZ* von »ärgerliche[r] Sprachpolitik, die sich die Nutzer nicht gefallen lassen sollten« (*SZ* 13.02.e) und in der *Welt* wird die *Berliner Zeitung* zitiert, die im Zuge der Duden-Änderungen von »Sprachpolitik« und dem »Rütteln an grammatischen Grundpfeilern« (*Welt* 25.01.) spricht. Dass sowohl der *SZ*-Artikel als auch der in der *Welt* sich dabei auf die Entscheidung des Dudens beziehen, zeigt wiederum, dass dieser als »ideology broker« (Blommaert 1999: 9) verstanden wird – dem Duden wird eine machtvolle Position zugeschrieben, aus der dieser top-down eine Veränderung der Sprache angeblich durchsetzen könne.

»Sprachpolitik« legt nahe, dass es sich um politische Verordnungen und Vorgaben handelt, die die Sprache betreffen. Die »feministische Sprachkritik« sei ein »besonders erfolgreiches Kapitel der Sprachpolitik« (taz 06.02.). Auch in diesem Kontext wird wieder die Diskursverschränkung mit Identitätspolitik aufgerufen: Sprachpolitik sei ein Teil dieser, wenngleich der Begriff Identitätspolitik umstritten sei. In der *taz* finden sich entsprechend Artikel, die den Begriff, wie in der *SZ*, nicht nur kritisch erläutern, sondern auch als Kampfbegriff ablehnen und vom »Popanz-Wort ›Identitätspolitik« (taz 31.01.) sprechen.

In der Berichterstattung finden sich darüber hinaus viele Artikel über die »linke« und »linkspartei«. Auch Sahra Wagenknecht und ihre Haltung zum Thema Identitätspolitik sowie ihre Rolle in der Partei werden oft berichtet, sodass die beiden Begriffe im Vergleich eine hohe *Keyness* haben. Die Zuschreibung genderbewussten Sprachgebrauchs zur Linken, der Streit über dessen Relevanz und die »kulturelle Dimension des ›Klassenkampfes« (27.04.b) sind Thema für die *taz*.

Die Vorstöße in Bezug auf Gendern von Merz und »ploß« werden in den Texten des Subkorpus einerseits, wie in den anderen Zeitungen auch, nur berichtet (vgl. taz 25.05.a), andererseits werden sie aufgegriffen, als alleiniges Wahlkampfthema und »Kulturkampf-Linie« (taz 29.05.c) bezeichnet und somit implizit abgelehnt:

- 43) Nun hat er seinen Boys-Club auf Linie gebracht: Der Hamburger CDU-Landesverband stellt sich geschlossen hinter seinen Boss Christoph Ploß, der das Gendern verbieten will. Nicht, dass die Pflicht zur geschlechtergerechten Sprache in Hamburg gerade irgendeine*r [...] gefordert hätte – aber es ist ja schon Wahlkampf. Damit hat Ploß also endgültig den Abschied von der modernen liberalen Großstadt, hin zur schnöden Verbotsparterie durchgedrückt. Was wollen die den Bürger:innen wohl als nächstes verbieten? Das Passivhaus etwa? Das Lastenrad? Oder sogar das tägliche Veggieschnitzel? (taz 27.05.)

Im *Keyword* »mitgemeint« wird die Erklärung, dass alle anderen Geschlechter, vor allem aber Frauen, im geschlechtsübergreifenden Maskulinum »mitgemeint« seien, insbesondere in Leserbriefen aufgegriffen und negiert:

- 44) Ich muss mir mehr Mühe damit geben, wen ich anspreche, denn es könnten sich längst nicht mehr alle mitgemeint fühlen. (taz 06.02.)
- 45) In sprachlichen Darstellungen nicht mitgemeint zu sein, ist eindeutig mehr als das [anstrengend, mühsam und mitunter nervig; P. M.], nämlich ausgrenzend und abwertend. (taz 06.03.)
- 46) Egal ob im Radio, Fernsehen oder in der taz, egal ob ich von Rechtsanwält*innen höre oder von Schüler*innen lese, dass ich endlich nicht nur mitgemeint, sondern mit genannt bin, hörbar, sehbar, schlägt sich bei mir in direkter körperlicher Entspannung und Freude nieder. (taz 29.05.a)

Wie auch in der *Süddeutschen Zeitung* werden genderbewusster Sprachgebrauch und »gleichberechtigung« als *Keyword* miteinander in Verbindung gebracht. Dabei zeigen sich sowohl affirmative als auch negierende Verbindungen: Einerseits finden sich Erklärungen, dass jemand konsequent gendert, weil sie »[d]as Thema Gleichberechtigung [...] beschäftigt« (taz 19.06.b), andererseits wird Gendern nicht als Weg zu mehr

Gleichberechtigung verstanden (taz 23.01.b) (s. dazu auch Kap. 8.4.7 zum Topos der Ineffektivität).

Die *Keyness* des Wortes »normalo« im taz-Subkorpus im Vergleich mit dem Referenzkorpus, in dem die anderen Zeitungstexte zusammengefasst sind, ergibt sich vor allem aus einem Artikel, in dem über den Diskurs zu Identitätspolitik gesprochen wird, der Gendern in den Artikeln der taz mehrfach (vgl. z.B. auch taz 06.02.) zugeschrieben wird. In diesem wird die Ablehnung einer Identitätspolitik damit begründet, dass sich deren Gegner*innen als vermeintlich normal sehen würden und wollten, dass dies so bleibt (vgl. taz 31.03.) – der »Normalo [wird] als Verteidiger des Status quo gegen unliebsame Neuerungen« (taz 31.03.) aufgerufen. Der Artikel positioniert sich klar gegen die Behauptung einer bestehenden Normalität gegen »unliebsame Neuerungen«, zu denen genderbewusster Sprachgebrauch gezählt wird und negiert somit implizit Argumentationen, die sich auf »das Volk« (Bild 14.04.) oder »den allgemeinen Sprachgebrauch« (Welt 08.01.) beziehen, um das geschlechtsübergreifende Maskulinum als normative und normalisierte Form gegen Gendern zu setzen, wie sie bspw. in FAZ und Welt zu finden sind.

8.3.3.5 Die Welt

Im Subkorpus der *Welt* überschneiden sich wiederum viele Schlüsselwörter mit der Analyse aller medialen Texte. Die darüber hinausgehende *Keyness* von »Knack« und »Knacklaut« lässt sich vorrangig auf einen Meinungsartikel von Jürgen Trabant zurückführen, in dem anstelle eines Sonderzeichens vor dem femininen Suffix jeweils »(Knack)« eingesetzt wird. Dieser »Knacklaut« wird als »Wunderwaffe des Genders«, »Aussprache-Tick« und »Appell zur Unterwerfung« (Welt 17.05.b) beschrieben. Die besonders frequente Verwendung von »Knack« und ein Vergleich mit Lispeln verstärkt dabei die Vorstellung, dass genderbewusster Sprachgebrauch etwas Zwanghaftes und »Pathologisches« (Welt 17.05.b), Befremdendes oder Lächerliches sei, wie sich auch in der Nomination »Aussprache-Tick« zeigt. Ähnliches drückt sich in der Benennung genderbewussten Sprachgebrauchs als »Gendergestotter«, das »überall« zu finden sei, aus (vgl. Welt 22.06.). Vergleichbar mit übergeneralisierten Verwendungen⁵⁷ genderbewusster Sprache wie bspw. »SalzsteuerIn« (Welt 30.05.a) dient die konsequente Verwendung von »(Knack)« anstelle eines Sonderzeichens der Abwertung und Ridikülisierung des Genders. Der vermeintliche Zwang zum Gendern und die Insinuation, dass dieser durch eine machtvoll Elite vorliege, deutet sich in der Benennung des Glottisschlags als »Apell zur Unterwerfung« (Welt 17.05.b) an. Diese Befunde belegen erneut die Salienz des Glottisschlags und des Asterisks.

Im untersuchten Subkorpus geht es bei der *Welt* laut AntConc-Analyse (Anthony 2022) auffällig oft um »sprachgebrauch«. Eine Analyse des Kontexts zeigt, dass auf diesen verwiesen wird, um sich gegen das Gendern auszusprechen. Besonders frequent ist die Kollokation »allgemeinen Sprachgebrauch«. In dieser sind Topoi der Mehrheit sowie der Realitätsferne angelegt. Befürworter*innen genderbewussten Sprachgebrauchs oder auch der Duden mit seiner Entscheidung zur Aufnahme eigener Einträge für feminine Personenbezeichnungen versuchten demnach, »den allgemeinen Sprachgebrauch zu beeinflussen« (Welt 08.01.) oder Vorschriften für diesen festzulegen (vgl. Welt 11.04.).

57 Vgl. dazu auch Kap. 8.3.5.

Bisher sei in diesem kein genderbewusster Sprachgebrauch zu finden bzw. widerspreche Gendern dem Sprachgebrauch (vgl. Welt 08.01.): »Am häufigsten gebraucht werden generische Maskulina im Plural (zum Beispiel Ärzte, Nachbarn, Demonstranten). Die Belege aus Medien und dem tagtäglichen Sprachgebrauch für diese Verwendung sind Legion.« (Welt 25.01.)

In einem ähnlichen Zusammenhang zeigt sich das *Keyword* »Gesellschaft«. Auch hiermit wird der Topos der Mehrheit aufgerufen und erklärt, dass durch genderbewussten Sprachgebrauch »der Gesellschaft Normen des Redens, Denkens und Handelns auferleg[t]« werden bzw. damit »die Mehrheit der Gesellschaft bevormundet« werde – obwohl »zwei Drittel der Gesellschaft [...] das offenkundig nicht wollen« (Welt 06.06.c). Die Mehrheit wird in diesem Zusammenhang explizit als »die Mitte der Gesellschaft« (Welt 06.06.c) beschrieben. Kollokationsanalysen von »Gesellschaft« zeigen dabei, dass sich die Autor*innen der Texte als Teil dieser begreifen, wenn sie von »unserer Gesellschaft« sprechen und somit aus der Perspektive einer Mehrheit oder auch der der »gesamte[n]« Gesellschaft schreiben.

Durch Gendern werde zudem einer Polarisierung und »Spaltung der Gesellschaft« (Welt 19.06.) Vorschub geleistet:

- 47) Böhmermann und Neubauer (sie stehen pars pro toto und sind nur austauschbare Exemplare), die linken NGOs, die Schlepperschiff-Flüchtlingsretter der Kirche, die Sprach- und Denkbelehrer und -richter, die moralischen Manichäer, die nur ihre privilegierten Lebenswelten abbilden und totalisieren, sie müssen sich fragen, ob sie so weitermachen wollen mit der Spaltung der Gesellschaft. (Welt 28.05.a)
- 48) Weder das Gemeinsame in der Gesellschaft noch das einzelne Individuum stehen bei diesem Ansatz im Mittelpunkt, sondern es geht nur noch um äußere Merkmale und Gruppenidentität. Anderen Unterstützern der Gendersprache geht es sogar darum, mit der Verwendung des Gendersternchens die biologische Tatsache des Geschlechts komplett zu ›überwinden‹. (Welt 14.05.)

Das *Keyword* »grammatisch« zeigt sich vor allem in Belegen, in denen sich gegen »grammatisch falsche Gender-Sprache« (Welt 12.06.a) ausgesprochen wird. Die *Keyness* lässt sich auch auf das häufige Auftreten und Zitieren von Christoph Ploß in der *Welt* zurückführen, der wiederholt davon spricht, dass genderbewusster Sprachgebrauch »grammatisch falsch, künstlich und ideologisch motiviert« (Welt 26.05.b) sei. Über Inkorrektheit wird auch im Kontext des Schlüsselworts »Definitionen« gesprochen. Dieses bezieht sich im Subkorpus der Texte der *Welt* auf die Änderungen im Online-Duden. Die Kollokationspartner zeigen, dass es in den Artikeln vor allem um die »neuen« und »umgeschriebenen« »Definitionen« geht bzw. kritisiert wird, dass der Duden diese umschreibe, da diese »umgeschriebenen Definition inkorrekt« (Welt 12.01.), »alle falsch« (Welt 08.01.) oder »Nonsens« (25.01.) seien und »nicht die sprachliche Realität abbilden« (Welt 12.01.). Auch dadurch wird das geschlechtsübergreifende Maskulinum als traditionelle und übliche, da nicht neue Verwendung und vermeintlich richtige Bedeutung der Wörter und Gendern dagegen als künstlich und top-down eingeführt, da der Duden etwas umgeschrieben habe. An dieser Stelle deutet sich bereits die Relevanz von Sprachideologien und der zugrundeliegenden Sprachverständnisse an, die in Kap. 8.5 anhand der verwendeten konzeptuellen Metaphorik weiter ausgeführt wird. Das aktive Verändern der Wör-

ter durch Gendern und die Entscheidung des Dudens impliziert das Bild von Sprache als separater Entität, der etwas geschieht. Auch die *Keyness* des Wortes »gegenderte« weist in eine ähnliche Richtung. In den Belegen mit diesem Begriff wird über die »gegenderte Sprache« (z. B. Welt 01.04.) gesprochen. Die Kollokation zeigt, dass etwas mit der Sprache passiert – sie wird gegendert – und evoziert somit das Bild eines passiven Gegenstandes oder Organismus.

Wie in den vorigen Unterkapiteln deutlich wurde, gibt es einige Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede in der verwendeten Lexik der untersuchten Zeitungstexte. Die *Bild*-Zeitung schreibt bspw. im Vergleich zu den anderen Zeitungen sehr viel mehr über Hamburger Regionalpolitik und Christoph Ploß' Verbotsvorschlag und nutzt als einziges Medium den deutlich abwertenden und pathologisierenden Terminus »Gendergaga«. Geschlechterbewusster Sprachgebrauch wird in den Texten der *Bild* vor allem als institutionsnah verortet und auf Grundlage dieser Zuschreibung als Vorgabe von oben herab abgelehnt. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* fokussiert auf lexikalischer Ebene vor allem den Topos der Realitätsferne, mit dem genderbewusste Sprache als journalistischer Jargon und Gefahr für die offene Gesellschaft konzeptualisiert wird. In der *tageszeitung* werden, neben den allgemeinen Tendenzen, die für alle Zeitungen gelten, insbesondere die Linkspartei und Sahra Wagenknecht wiederholt angeführt und thematisiert, was im Zusammenhang mit der Diskursverschränkung um die sogenannte Identitätspolitik steht. Für *Die Welt* lassen sich wiederum Pathologisierungen geschlechterbewusster Sprache auf Ebene der verwendeten Lexeme feststellen. Wie auch in der *FAZ* wird zudem mehrfach der vermeintlich allgemeine Sprachgebrauch aufgerufen, dem genderbewusste Sprache gegenübergestellt wird, die somit als realitätsfern dargestellt wird. Das Subkorpus der *Süddeutschen Zeitung* dagegen ist mit Blick auf die verwendete Lexik vergleichbar mit den oben ausgeführten allgemeinen Tendenzen des Zeitungskorpus und zeitigt keine Besonderheiten. Im Folgenden sollen nun Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Subkorpora, die sich dezidiert auf die Benennung des Phänomenbereichs beziehen, untersucht werden.

8.3.4 Nominationskonkurrenz

Wie in der Analyse der Schlüsselwörter der Subkorpora der einzelnen Quellen bereits angeklungen ist, wird genderbewusster Sprachgebrauch in den verschiedenen Zeitungen z.T. auch unterschiedlich benannt. An diesen verschiedenen Bezeichnungen können unter Umständen bereits »zu Grunde liegende Einstellungen und Wertungen dem Sachverhalt gegenüber« (Spieß 2011a: 141) sichtbar werden. Spieß bezeichnet dieses Phänomen als Nominationskonkurrenz. Auch im Sinne der Untersuchung der Hypothese eines derzeit stattfindenden *Enregisterments* von geschlechterbewusster Sprache ist die Analyse der verwendeten Bezeichnungen relevant. Wie Gal & Irvine (2019: 203–204) festhalten, beruhen die Emergenz und Erklärung von Registern auch auf den dafür verwendeten metapragmatischen Labeln und ihrer Verfestigung:

The labels locate the varieties in cultural stereotypes of (categories of) persons or activities, and in so doing, they point to what explains the variation. Moreover, to the extent

that the labels enter common parlance, they represent steps in institutionalizing the interpretations they label.

Im Folgenden werden daher die verschiedenen, im Korpus verwendeten Bezeichnungen geschlechterbewussten Sprachgebrauchs noch einmal genauer analysiert und unter anderem aufgezeigt, wer diese in welchen Kontexten und für welche Funktionen einsetzt. Es geht mir in diesem Unterkapitel also auch um die Frage, ob sich für bestimmte Haltungen und Zuschreibungen von Personen und Verhaltenstypen spezifische Nominatio-nen durchsetzen bzw. schon durchgesetzt haben.

In vielen der Texte wird, quellenübergreifend, vom *Gendern* gesprochen. Der Begriff scheint verfestigt, wie auch schon in Kap. 8.2 zum Gegenstand des Diskurses gezeigt, wird häufig neutral, d.h. nicht affektiv oder deontisch aufgeladen verwendet und mit dem Asterisk und dem Glottisschlag weitgehend gleichgesetzt. So findet er sich denn auch im gesamten Korpus besonders häufig – 397-mal.

Gendergerechte Sprache wird als Bezeichnung vor allem in der SZ, der FAZ und der Welt vielfach verwendet. In der Bild finden sich ebenfalls Verwendungen, die aber oftmals Distanzmarker wie Anführungsstriche aufweisen oder auf Zitate zurückzuführen sind. Auch in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* wird in einigen Belegen distanzierend von der »sogenannte[n] gendergerechte[n] Sprache« (FAZ 28.01.) gesprochen bzw. der Begriff zitiert, es zeigen sich aber auch Belege, in denen genderbewusster Sprachgebrauch in neutraler Weise als *gendergerechte Sprache* beschrieben und synonym zu *Gendern* verwendet wird. Ein ähnliches Ergebnis zeigt sich für die Welt. Abgesehen vom bereits erwähnten Artikel über den »Knacklaut« (Welt 17.05.b), wird dort häufig von »gendergerechte[r]« (z.B. Welt 17.06.a) oder »geschlechtergerechte[r]« (bspw. Welt 23.05.) Sprache gesprochen, wenn es um den Phänomenbereich genderbewussten Sprachgebrauch geht. Dass es sich dabei um einen kategoriellen Oberbegriff handelt, wird beispielsweise auch daran sichtbar, dass er als thematische Rahmung noch oberhalb von einer Überschrift genutzt wird (vgl. Welt 18.02.). In der überwiegenden Zahl der Fälle wird »gendergerechte Sprache« als neutrale Bezeichnung genutzt.

Gendergerecht scheint im Untersuchungskorpus zur Beschreibung insgesamt auch etwas normalisierter zu sein als *geschlechtergerecht* – im gesamten Korpus stehen 136 Belege für die verschiedenen, flektierten⁵⁸ Formen von *gendergerecht* 128 Belegen für *geschlechtergerecht* gegenüber. Dabei ist eine synonyme Verwendung zu konstatieren: Ob *gender* oder *geschlechter* bzw. *geschlechts* als Erstglied der zusammengesetzten Adjektive genutzt wird, scheint keinen zugrundeliegenden Überlegungen zu Gender als soziales Geschlecht oder Geschlecht als Hyperonym geschuldet zu sein.⁵⁹ Dagegen stellt Wetschanow (2017) in

58 Ein Nachteil von AntConc besteht in der Unterscheidung des Programms zwischen flektierten Formen eines Lemmas. So werden bspw. die Frequenzen von »gendergerecht« und »gendergerechte« gesondert gezählt und müssen manuell aufaddiert werden, um die Gesamtzahl des Types ermitteln zu können.

59 Zumindest findet keine metasprachliche Verhandlung über die Angemessenheit eines Begriffes gegenüber dem anderen statt und auch die synonyme Verwendung deutet darauf hin, dass es sich nicht notwendigerweise um eine bewusste Bevorzugung des einen Begriffs aufgrund von damit verbunden Konzeptualisierungen von Geschlecht handelt. Die numerischen Unterschiede sollten aufgrund der Größe des Korpus nicht überschätzt werden.

ihrer Analyse österreichischer Leitfäden fest, dass teilweise ein Wechsel in den Begrifflichkeiten zu verzeichnen sei, der motiviert sei: Während *geschlechtergerechte Sprache* sich als »Überbegriff für alle Arten queer-feministischer Sprachkritik etabliert« (Wetschanow 2017: 38) habe, kommen um die Jahrtausendwende Attribute wie *gendersensibel*, *genderfair* oder *gendergerecht* auf. Diese würden mit dem Ziel der Sensibilisierung für die Kategorie *Gender* bewusst gewählt und eingesetzt (vgl. Wetschanow 2017: 39).

Eine mögliche Erklärung für die größere Verbreitung von *gender* in den untersuchten Daten ist das Aufgreifen bestimmter, von externen Akteur*innen gesetzter Begrifflichkeiten, bspw. der von Audi kommunizierten »gendersensiblen Sprache« (vgl. dazu weiter unten). Auch zeigt sich grundsätzlich, d.h. unabhängig vom in dieser Arbeit untersuchten Textkorpus, eine zunehmende Verwendung von *gender*, insbesondere in Zeitungskorpora (vgl. z.B. Stöwer 2022; Beck 2020; DWDS Wortverlaufskurve). Dies spiegelt sich auch in der frequenteren Verwendung weiterer Attribute mit Bezug auf *gender* (vgl. zu *genderneutral* und *gendersensibel* weiter unten) wider.⁶⁰

Zudem dürfte in einigen Fällen die Verortung von genderbewusstem Sprachgebrauch im Kontext von *Queerness* dazu beitragen, dass eher von *gender*⁶¹ als von *geschlechter** die Rede ist.⁶² In der *Bild*-Zeitung bspw. werden einige Artikel des Korpus explizit in die Rubrik LGBTQ eingebunden.

Genderneutral wird zur Bezeichnung von Sprache zwar in allen Medien genutzt, hat aber mit nur 15 Belegen keine besonders weite Verbreitung. Häufiger verwendet werden Bezeichnungen, die mit flektierten Formen von *gendersensibel* arbeiten; das Korpus weist insgesamt 33 Belege auf. *Gendersensible Sprache* wird dabei am häufigsten zur Charakterisierung genutzt, aber auch einzelne Belege für *gendersensible Formulierungen*, *gendersensible Schreibweise* oder *gendersensibel kommunizieren* finden sich in den Daten. Während in der *Süddeutschen Zeitung* nur einmal in einer Fremdzuschreibung von »gender-sensibler Sprache« zu lesen ist, auf die »diejenigen in Redaktionen und Universitäten [...] drängten« (SZ 19.06.c), zeigen sich in den anderen Zeitungen mehr Verwendungen dieser Formen, die zum Teil aber eng an thematische Schwerpunkte wie Leitfäden – insbesondere den des Autoherstellers Audi und die sich daraus ergebende Diskussion – geknüpft sind. So sind in der *Bild*-Zeitung alle (bis auf einen⁶³) Belege thematisch auf die

60 Barthels et al. (2021) stellen in ihrer Untersuchung von Posts auf Facebook und Twitter (wie die Plattform zu diesem Zeitpunkt noch hieß) zwar auch fest, dass Parteien vermehrt von *Gender* sprechen, dass dies aber vor allem auf die AfD und z.T. die Union zurückzuführen ist und Grüne, Linke und SPD auf den Begriff mehr und mehr verzichten und stattdessen wieder vermehrt von *Geschlecht* sprechen. Wer den Begriff *Gender* nutzt, lehnt geschlechterbewusste Sprache ihrer Analyse zufolge also ab – in den Daten des Untersuchungskorpus zeigt sich dieser Trend der negativen Konnotation von *gender*- als Erstglied nicht.

61 Die Verwendung des Asterisks dient an dieser Stelle als Platzhalter in der Logik von Suchabfragen und nicht der Verdeutlichung eines Konstruktionscharakters der jeweiligen Begriffe, wie es zuweilen bspw. bei Frauen* verwendet wird (vgl. z.B. frauen*beauftragte der Alice Salomon Hochschule o.J.).

62 Vgl. zum Zusammenhang von Queer Studies und Gender bspw. Laufenberg & Trott (2023).

63 Bei diesem Beleg handelt es sich um ein Zitat aus der Begründung einer Empfehlung zur Verwendung des Asterisks in Hamburger Behörden: »Als Begründung [für die Vorschläge; P. M.] wird neben dem BVG-Urteil zum dritten Geschlecht [...] auch auf Verwendung »gendersensibler Sprachformen im Öffentlich-Rechtlichen Rundfunk« verwiesen.« (Bild 14.04.).

im März 2021 veröffentlichte Richtlinie⁶⁴ beim Autohersteller Audi (vgl. Audi MediaInfo 2021) beschränkt. Die *Bild* zitiert die Begründungen des Konzerns und berichtet über die Entscheidung sowie über Reaktionen darauf. In der taz dagegen wird der Begriff *gendersensible Sprache* nicht verwendet, um über die Richtlinie des Unternehmens zu berichten, sondern als eine weitere Variante der Bezeichnung und Synonym zu Gendern. Es geht unter anderem darum, dass die Bremer Verwaltung durch neu erstellte Hinweise »gendersensibler werden« (taz 15.01.) könnte, dass der Duden »Personen- und Berufsbezeichnungen gendersensibel überarbeiten« (taz 28.01.) wolle oder um einen Antrag beim Deutschen Ärztetag, dass die »Bundesärzte(!)kammer [...] im Sinne der Gleichberechtigung und wertschätzenden Ansprache gendersensible Sprache verwenden« (taz 06.05.) möge.

Die meisten Verwendungen flektierter Formen von *gendersensibel* zeigen sich allerdings in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und der *Welt*. Auch in der FAZ sind diese Formen thematisch eng an die Berichterstattung zur Audi-Richtlinie gebunden; der Großteil der Belege ist in diesem Kontext verortet. Auffällig oft wird dabei zitiert, oftmals im Satzkontext einzig »gendersensible Schreibweise« (z.B. FAZ 25.03.a) oder »gendersensible Sprache« (FAZ 21.03.b). Auch über den Bericht an Kritik⁶⁵ und der Nutzung von weiteren Distanzmarkern wie »der sogenannten gendergerechten oder gendersensiblen Sprache« (FAZ 02.06.) wird eine Distanzierung von der Bezeichnung evoziert. Daneben werden andere Leitfäden, die »gendersensibel« im Titel tragen, in der FAZ berichtet.⁶⁶ Belege für *gendersensibel* sind auch bei der *Welt* neben der Berichterstattung über den Autohersteller Audi vor allem mit Leitfäden verbunden, bspw. mit der »Handreichung Gendersensible Sprache in der Bremer Verwaltung« (Welt 14.01.). Auch für die Belege in der *Welt* lässt sich dabei zudem die Verwendung von Distanzmarkern wie »vermeintlich gendersensible[r] Plural« (Welt 28.05.b) konstatieren. *Gendersensibel* scheint somit für den Großteil der Zeitungen eine Verortung in institutionellen bzw. unternehmerischen – spezifisch Audi – Kontexten (und Leitfäden) zu bedeuten.

Gendergaga wird zur Benennung geschlechterbewusster Sprache fast ausschließlich von der *Bild*-Zeitung genutzt, wenn es auch nur in Zitaten als Begriff der Gegner*innen genderbewussten Sprachgebrauchs wiedergegeben oder als Frage aufgeworfen: »Ist das schon Gaga oder endlich Gleichberechtigung?« (Bild 29.05). Der Begriff drückt eine deutliche Abwertung des Themas aus, die sich ähnlich auch in Titeln wie »Skurrile Gender-Forderung« (Bild 13.06.) zeigt und ist eventuell schon zu stigmatisiert, um ihn ohne Abschwächung wie rhetorische Fragen oder zitiert zu verwenden. Die Bezeichnung und

64 In dieser begründete Audi selbst die Einführung des Unterstriches damit, dass dieser ein »sichtbares Zeichen« zur »Sicherstellung von Diversity & Inclusion« (Bild 02.03.b) sei.

65 Bspw. »Die Forderung nach nicht nur gendersensibler, sondern überhaupt minderheitensensibler Sprache erleichtert gemeinschaftsbildende Kommunikation nicht in jedem Fall. Wenn Hochschul-lehrer sich zaghaft und unsicher erkundigen müssen, wie ihre Studierenden angesprochen werden möchten, ob mit »Frau« oder »Herr« oder »Mensch«, mit »er« oder »sie« oder »es«, dann ist das keine Harmlosigkeit mehr. Und diejenigen, die das für eine Übertreibung halten, sind nicht einfach reaktionär, so wenig wie die es sind, die sich gegen Reglementierungen von Sprache per Anordnung oder per Verboten wenden. Wir erleben neue Bilderstürme.« (FAZ 22.02.).

66 Vgl. auch Schneider (2022) mit kursorischen Anmerkungen zu (Zwischen-)Titeln einiger städtischer Leitfäden oder Wetschanow (2017).

ihre Zuordnung zur *Bild*-Zeitung bzw. konservativen Politikern der CDU scheint dennoch soweit verfestigt zu sein, dass sie von der *taz* in parodistischer Manier aufgegriffen werden kann; in anderen Zeitungen wird der Begriff nicht verwendet oder aufgegriffen.

- 49) So wie der Bild-Nachwuchs oder auch die Social-Media-Pimpfe des in Talkshows gern gesehenen (und in Wahlen erfolglosen) CDU-Granden M. es einen Brüller finden, an irgendwelche Worte ein ›*innen‹ zu dübeln, weil Gendergaga und Sprachdiktatur und so [...]. (*taz* 28.05.)

Die Passage und Verwendung des Begriffes dient dabei in der *taz* als Illustration des infantilen (»Nachwuchs«, »Pimpfe«) Verhaltens derjenigen, für die genderbewusster Sprachgebrauch, respektive eben »Gendergaga«, Anlass für Ridikülisierung ist (vgl. auch Kap. 8.3.5). Zudem bezeichnet die *taz* den Begriff explizit als »queerfeindliche[n] Kampfbegriff der Rechten« (*taz* 03.03.b) und hält ihn sowie die wiederkehrende Debatte darum für veraltet, während er in der *Bild*-Zeitung nicht kontextualisiert wird:

- 50) Alle paar Monate geht es wieder von vorne los. Wenn es eine Sache gibt, auf die wir uns selbst in Zeiten großer Verunsicherung verlassen können, dann ist es das: #Gendergaga trendet auf Twitter. Von links nach rechts müssen alle User_innen ihre Meinungen dazu kundtun, als wäre es 2012. (*taz* 03.03.b)

Gendersprache wird, insbesondere in der *Bild*-Zeitung, häufig (17 Belege im Vergleich zu 1 im Referenzkorpus der Leipzig Corpora Collection) als Bezeichnung genutzt, aber auch *geschlechtergerecht* und *gendergerechte* Sprache werden verwendet, um den Sprachgebrauch zu beschreiben, wenngleich *Gendersprache* der bevorzugte Terminus zu sein scheint. In den anderen Zeitungen dagegen finden sich zwar auch Belege der Verwendung des Lexems *Gendersprache*, diese sind aber entweder direkte Zitate und/oder beziehen sich direkt auf die Vorstöße von CDU und Christoph Ploß »für ein Verbot der Gendersprache bei staatlichen Stellen« (*taz* 25.05.a). In der *FAZ* wird der Begriff nur an fünf Stellen verwendet und somit deutlich weniger frequent als in den anderen Zeitungen. Die Kollokationsanalyse des gesamten printmedialen Untersuchungskorpus zeigt, dass *Gendersprache* eher mit Stigmawörtern in Verbindung steht und somit mit negativen Konnotationen besetzt ist.⁶⁷ Kollokationspartner des Wortes in den Korpus-texten sind unter anderem *Verbot*, *ideologisch motivierte*, *falsche* oder *künstliche*. Zur negativen Konnotation trägt bei, dass das Kompositum insbesondere aufgrund des Zweitglieds impliziert, dass es sich bei Gendersprache um eine ›Sondersprache‹ handelt – die konstruierte ›Sondersprache‹, zu der sich positioniert wird, ist damit eine anormale, eine andere oder, wie es *Die Welt* (14.02.) schreibt, eine »neue Gendersprache«. Christoph Ploß negiert in einem Interview beispielsweise auch explizit, dass es sich bei Gendersprache um Deutsch handele: »Das ist doch kein Deutsch mehr, das ist Sprachverhunzung!« (*Bild* 30.06.). Auch *Gendersprech* wird in der *Bild*-Zeitung, wenngleich selten (6 Belege) verwendet und impliziert ebenfalls, dass Gendern eine eigene Sprache

67 Diese Beobachtung lässt sich in Verbindung mit der Tatsache bringen, dass das Lexem insbesondere vom Verein Deutsche Sprache vielfach genutzt wird und dieser beispielsweise seit 2015 eine »Arbeitsgemeinschaft Gendersprache« betreibt, die im Jahr 2017 »5 Grundthesen zur Gendersprache« (VDS AG Gendersprache o.J.) veröffentlichte (vgl. zur AG auch Lobin 2021: 59).

bzw. ein Jargon wäre (vgl. DWDS *Sprech*). Die negative Konnotation ist bei diesem Lexem noch stärker als bei Gendersprache, da »Sprech« die assoziative Verbindung zu Orwells Roman 1984 und dem darin beschriebenen Neusprech⁶⁸ ebenso wie die zu Komposita wie »Politsprech« ermöglicht (vgl. DWDS *Sprech*; Felder 2018b: 34). In einem Leserbrief der FAZ (vgl. 13.02.a) wird Gendern denn auch explizit mit Neusprech aus Orwells Roman gleichgesetzt.

Insgesamt kann zusammenfassend für einige der unterschiedlichen Bezeichnungen genderbewusster Sprache in den Zeitungen von Nominationskonkurrenz gesprochen werden, bspw. in Bezug auf *Gendergaga*, *Gendersprache* oder *gendergerecht*. Es werden zwar unterschiedliche Begriffe verwendet, diese referieren aber alle auf den verhandelten Phänomenbereich Gendern. Der Versuch der Durchsetzung eines Begriffes zeigt sich dabei auch daran, dass im Sinne der Bezeichnungskonkurrenz (vgl. Hermanns 1994: 34) teilweise andere Bezeichnungen aufgegriffen und über Erweiterungen, bspw. in Klammern, weiter definiert werden – der gewählte Begriff erscheint also als der passendere zur Definition und soll somit den anderen verdrängen. So wird in der *Bild* in einem Bericht über Merz und dass dieser, laut Überschrift, »Gendersprache verbieten« (Bild 23.04.) wolle, der Wiedergabe eines Zitats, in dem von geschlechtergerechter Sprache die Rede ist, in Klammern »oder auch ›Gendersprache‹« hinterhergeschoben; ganz so, als sei »geschlechtergerechte Sprache« ein Terminus, der besser oder genauer als »Gendersprache« bezeichnet sei.

Einige der positiv konnotierten Zweitglieder von Adjektiven deuten aber auch auf Besonderheiten der Texte des Korpus hin – Belege für *gendersensibel* beispielsweise sind in der Regel mit der Berichterstattung zur Audi- und anderen Richtlinien verbunden und zitieren Pressemitteilungen und Beschäftigte des Konzerns oder Titel der Leitfäden. Während Wetschanow (2017: 39–40) erklärt, dass der Wechsel von *gerecht* zu *sensibel* in den Zweitgliedern der Attribute eine Verschiebung hin zu individueller Verantwortung bedeutet, scheint es sich in den untersuchten Daten eher um eine thematische Engführung zu handeln. Ähnliches lässt sich auch für die Frequenz von und Kollokationen zu *Gendersprache* festhalten, die eine mehrheitliche, wenn auch nicht ausschließliche Verortung im Kontext des Vorstoßes von Christoph Ploß ermöglichen und zur negativen Konnotation der Bezeichnung beitragen.

Das Aufgreifen der Nominationen als Zitat scheint in einigen der Fälle als Distanzierung vom jeweiligen Begriff interpretierbar, verstärkt noch durch Distanzmarker wie *sogenannte* oder *vermeintliche*. Für einige der Belege lässt sich festhalten, dass an der gewählten Bezeichnung für genderbewussten Sprachgebrauch vor allem ablehnende Haltungen deutlich werden. So ist *Gendergaga* ein eindeutiges Beispiel für eine Ablehnung, aber auch *Gendersprache* oder *Gendersprech* scheinen eine ablehnende Haltung gegenüber genderbewusstem Sprachgebrauch zu kommunizieren. Andere Belege dagegen scheinen eher dem Aufgreifen von Pressemitteilungen und dem Anspruch einer neutralen Berichterstattung geschuldet und auch, dass *Gendern* der frequenteste Begriff zur Nomination ist, weist darauf hin, dass – sowohl positive als auch negative – evaluative Positionierungen eher auf andere rhetorische Verfahren zurückgreifen als Einstellungen

68 In Orwells Roman bezeichnet *Neusprech* eine künstliche, von den Machthabenden geschaffene Sprache, die bewusste und kritische Reflexion verunmöglichen soll (vgl. Kemper 2023).

bereits in vielen Fällen an den gewählten Bezeichnungen zu markieren. Zudem findet sich in keinem Subkorpus nur ein einziger Begriff, der konsequent zur Bezeichnung des Phänomenbereichs genutzt würde, was die Varianz der Nominationen aufzeigt.

Die Ablehnung genderbewusster Sprache beruht in den Daten, neben Distanzmarkern, auf lexikalischer Ebene vielmehr auf anderen Verfahren, die den Phänomenbereich deutlich abwerten. Im Folgenden sollen zwei dieser Verfahren – explizite Abwertung und Ridikülisierung durch Übergeneralisierungen – näher erläutert werden.

8.3.5 Abwertung und Parodie

So zeigt sich die Abwertung genderbewussten Sprachgebrauchs in den medialen Daten unter anderem in Belegen, die diesen als abnorm zeichnen, parodieren oder anderweitig als lächerlich darstellen. Diese Typisierungen stehen entsprechend in Verbindung unter anderem mit den Topoi der Irrelevanz (Kap. 8.4.3) oder der Realitätsferne (Kap. 8.4.14). Es wird bspw. von »seltsamen Sonderzeichen« (Bild 04.05.) oder »seltsame[n] Wortgebilde[n]« (Bild 06.03.), »Wortungetüme[n]« (taz 23.01.a), »krude[n] Wortschöpfungen« (Bild 29.05.) sowie einer »teils bizarren Gender-Sprache« (Bild 11.06.) gesprochen, die »nichts als purer Unsinn« (FAZ 11.06.) oder »Murks« (FAZ 16.06.b) sei. Die gesamte Debatte sei »völlig idiotisch, sowas Beklopptes«, »eine Lappalie« (Bild 14.04.) und »treibt immer seltsamere Blüten« (Bild 13.06.). Zudem wird sie als »Gender-Krampf« (Bild 29.05.) bezeichnet und auch hiermit wieder ein zwanghaftes, unkontrolliertes Verhalten impliziert, wie es in der pathologisierenden »Gaga«-Bezeichnung bereits aufscheint. Durch die verwendeten Wörter werden Befürworter*innen des Genders, einzelne Formen oder der Phänomenbereich insgesamt stigmatisiert⁶⁹: Wer sich mit einer völlig idiotischen Debatte und einer Lappalie auseinandersetzt, wird implizit als zumindest potenziell ebenso idiotisch charakterisiert. Durch diese Abwertung erfolgt gleichzeitig auch eine Aufwertung der eigenen Position (vgl. Spitzmüller & Warnke 2011: 144; Chun 2004: 273).

Übergeneralisierungen, hyperfrequente Anwendung und die Parodierung der Parodie

Zur Abwertung und Ridikülisierung dienen auch übergeneralisierte Formen als eine Form des Spotts oder die hyperfrequente Anwendung von Formen genderbewussten Sprachgebrauchs.⁷⁰ Bereits Hellinger (2000: 181) benennt dies als häufige Strategie der Abwertung. Saliente Formen des Genders werden dabei genutzt, wenngleich sie grammatikalisch nicht verwendet werden müssten, weil es sich bei dem jeweiligen Wort bspw. um ein Epikoinon handelt, grammatikalisch falsche Movierungen werden gebildet, der Skopus der Anwendung genderbewusster Formen über Personenreferenzen

69 Vgl. Hermanns (1994: 19) zu Stigmawörtern.

70 Vgl. zur Parodierung durch Hyperformen Bell (2011) oder im Bereich von Dialekten Höder (2011: 118; Fußnote 7); zur Persiflage durch Stilisierungen Spitzmüller (2023: 48). Auch Parodien, die Hyperformen mit dem Asterisk bilden, tragen dabei wiederum zur Ikonisierung desselben und zur Verfestigung seines Schibboleth-Charakters bei, denn »even parody functions to preserve what it targets« (Bell 2011: 651).

hinaus ausgeweitet oder Sätze werden mit Berufung auf ein vermeintlich besonders konsequentes Vorgehen hyperfrequent mit Sonderzeichen versehen:

- 51) Gendert nicht nur positiv besetzte Begriffe wie Lehrer_innen oder Künstler_innen. Macht das bitte auch mit negativ behafteten Worten! [...] Und sagt Rechtsradikalin statt Rechtsradikaler! (Bild 21.03.)
- 52) Der im August/September geborene Mann ist ›Jungfrau‹ und die im April/Mai geborene Frau ist ›Stier‹ – oder doch bald lieber ›Jungmann‹, ›Kuh‹ oder ›Stierin‹? Wäre das vernünftig? (FAZ 23.02.)
- 53) Wer sich die ›Besucherinnen und Besucher‹ und die ›Römerinnen und Römer‹ angewöhnt hat, muss bald auch den ›Zuschauerinnen und Zuschauerraum‹ einüben. (FAZ 18.06.a)
- 54) Verständlichkeit und schnelles Erfassen der Inhalte sind nicht möglich, wenn der:die Leser:in einen Text eine:s:r Redakteur:s:in, den er:sie gerade liest und den der:die Verfasser_in gendert, seinen_ihren Faden verliert. (taz 13.02.a)
- 55) Und konsequent war man bei der Neufassung auch nicht. So wurden zwar aus Fußgängern ›zu Fuß Gehende‹. Die nutzen aber Fußgängerüberwege und bewegen sich in Fußgängerzonen. ›ZuFußGehendenÜberwege‹ und ›ZuFußGehendenZonen‹ gibt es nicht. (Welt 28.02.)
- 56) Gegenderte Sprache hingegen ist überkompliziert, wenn es konsequenterweise ›Bürger*innenmeister*innenkandidat*innen‹ heißen muss. (Welt 06.06.c)
- 57) Der Duden wird zur Dudin (Welt 08.01.)

Der Effekt der Ridikülisierung beruht dabei einerseits auf der metapragmatischen Aufmerksamkeit auf dem – den Lesenden unterstellten – Wissen über die eigentlich korrekte Form und dem der Fehlbildung impliziten Vorwurf der Irrelevanz, Ineffektivität und Realitätsferne genderbewussten Sprachgebrauchs, weil niemand so spräche. Die hyperfrequente Anwendung des Gendersterns in vermutlich eigens dafür konstruierten Wörtern und Sätzen⁷¹ stützt dabei einerseits das Argument der Realitätsferne vom ›tatsächlichen Sprachgebrauch‹ und der Unmöglichkeit einer Umsetzung, ermöglicht es aber andererseits auch, den Befürworter*innen mangelnde Konsequenz und somit (teilweise implizit) auch mangelnde Ernsthaftigkeit zuzuschreiben. So wird in der FAZ beispielsweise davon gesprochen, dass »Gerster [...] verblüffend inkonsequent [sei]: Zwar gebe es ohne Glottisschlag keine Gleichberechtigung, sie selbst gehe aber natürlich zum Bäcker und zum Arzt.« (FAZ 11.03.) Aus der Entscheidung des Dudens zur Veränderung der Einträge folgten denn auch »Absurditäten« (FAZ 18.02.):

- 58) [...] aber bleiben Sie bitte konsequent [...] und korrigieren Sie dann bitte auch Ihr Beispiel, das jetzt so aussieht: ›Verein der Freunde und Förderer des Stadttheaters‹. Meinen Sie bewusst einen Männerverein, oder haben Sie sich im von Ihnen durch-einandebrachten Dickicht verlaufen? (FAZ 18.02.)

71 Jung (1996: 20–21) spricht von »Phantomwörtern«, d.h. Wörtern, bei denen »der reale Gebrauch dieser Ausdrücke [...] zweifelhaft« ist und die »gegenüber ihrer realen Bedeutung übersteigerte Aufmerksamkeit« erhalten, worauf auch die häufige Verwendung in den Daten hinweist.

In Verbindung mit der Zuschreibung geschlechterbewusster Sprache zu jungen, alternativen Menschen geht mit dem Zuspochen mangelnder Konsequenz und Ernsthaftigkeit zur Pro-Seite dabei auch eine Infantilisierung und somit Delegitimierung dieser als Diskurspartnerin auf Augenhöhe einher – wer nicht in der Lage sei, die eigenen Regeln konsequent umzusetzen, disqualifiziere sich demnach auch als ernsthafte Diskutant*in.

Neben den vermutlich eigens gebildeten Sätzen wird aber auch auf Formulierungsvorschläge, bspw. aus Leitfäden, und somit authentische Beispiele zur Stützung der vermeintlichen Unverständlichkeit und Absurdität von genderbewussten Formulierungen verwiesen: »Ein Beispiel für die korrekte Anwendung aus der Empfehlung der Uni Tübingen: ›Ein*e gut ausgebildete*r Jurist*in ist gefragt.« (Welt 11.04.)

Insbesondere die übergeneralisierten Formen sind dabei als Variante des Spotts in der *Bild*-Zeitung sowie in Leserbriefen in *FAZ* und *Welt* und dort daneben noch in einigen wenigen redaktionellen Beiträgen⁷² zu finden. Die Verwendung dieser Formen zur Ridikülisierung scheint dabei wiederum schon so sehr als Teil der Argumentationsmuster der Kritiker*innen genderbewussten Sprachgebrauchs enregistriert zu sein, dass sie in der *taz* – ähnlich wie das Aufgreifen der Bezeichnung *Gendergaga* – in sprachkritischen Glossen⁷³ genutzt werden, um die Gegenargumente als lächerlich darzustellen und somit die Parodie wiederum zu parodieren:

- 59) In der Schweiz geht es los mit dem Genderwahnsinn: Wegen niedriger Inzidenzzahlen dürfen jetzt nämlich Restaurantinnenräume öffnen. Skandal! Ein solcher Ausdruck kann nur vom Staatsfunk durchgesetzt worden sein! Wo soll das nur hinführen? Bekommen wir jetzt auch noch Kino*innenräume, Konzert*innenräume oder gar KneipInnenräume? (*taz* 01.06.b)

Die durch metadiskursives Wissen bekannte Fokussierung der Gegner*innen des Genders auf das Suffix »*innen« wird in diesem Zitat mithilfe von Komposita mit dem homonymen Adverb *innen* als absurd dargestellt. Implizit werden die Gegner*innen damit als des Deutschen nicht mächtig und dummlich abgewertet.⁷⁴

Nachdem nun mit der Untersuchung der lexikalischen Ebene Einzelwörter im Fokus standen, soll im folgenden Kapitel mithilfe der Toposanalyse die Ebene der Argumentationen in den Blick genommen werden. Diese Ebenen stehen aus diskursanalytischer Perspektive in einem engen Zusammenhang, wie auch in einigen Verweisen und Erläuterungen bereits deutlich wurde; die Toposanalyse wird insofern als Untersuchungsebene »von Einzelwörtern getragen« (Friedemann 2017: 172–173), als Argumentationen die

72 Vgl. »Der Duden wird zur Dudin« als Überschrift in der *Welt* (08.01.) oder in der *FAZ*: »Gefährder (im Programm natürlich auch mit Sternchen, die Zahl geschlechtsunentschiedener Terroristen stieg ja zuletzt exponentiell)« (*FAZ* 07.06.a.).

73 Die letzte Seite der *taz*, die »Wahrheit-Seite«, von der Bsp. 59) stammt, wird von der Chefredakteurin als »quasi die taz-eigene Institution für eine Tradition der Sprachkritik, die stets auch Ideologiekritik war« (*taz* 06.02.), beschrieben.

74 Diese Verwendung dient vorrangig der Abwertung; der Versuch einer Argumentation bzw. Überzeugung der Gegenseite wird nicht unbedingt vollzogen und würde aller Voraussicht nach auch nicht funktionieren. Vgl. dazu mit Bezug auf den englischsprachigen Diskurs auf Twitter z.B. Conrod (2022) oder zur Systase in Argumentationen auf Instagram Lautenschläger (2024).

lexikalische Ebene »in ihren Dienst nehmen« (Wengeler 2018: 248), d.h. durch sie gestützt werden:

In der Handlung des Argumentierens, die zwar unterhalb der Textebene realisiert wird, aber textübergreifend diskursive Ausformungen zeitigt, laufen verschiedene Diskursebenen zusammen: die Ebene der Lexik, der Einzelhandlung, der Text und der Diskurs-handlung. (Spieß 2017: 864)

Die im Vergleich mit anderen diskurslinguistischen Arbeiten, auf die ich mich beziehe (vgl. Spitzmüller 2005; Spieß 2011b), atypische Reihenfolge der Analyse, in der die Argumentationstopoi vor der konzeptuellen Metaphorik untersucht werden, ergibt sich für mich aus dem Vorschlag Spitzmüller & Warnkes (2011: 139) einer aufsteigenden, hierarchisierenden Untersuchung. Mir scheinen die Argumentationsmuster in direktem Wechselspiel mit den Lexemen zu stehen, während die konzeptuelle Metaphorik das zugrundeliegende Sprachverständnis illustriert und somit gewissermaßen die Grundlage sowohl der in der Lexik kondensierten Argumentation als auch der in den Topoi explizierten Argumentationsmustern bildet. Während alle Ebenen auf die Indexikalitäten des Genderns zugreifen, diese verstärken und sich wechselseitig beeinflussen und legitimieren, geht dieses Analysekapitel somit vom ›Kleinen ins Große‹ vor, sodass im Anschluss an die Analyse der lexikalischen Ebene zuerst die Argumentationsmuster untersucht werden, bevor der Blick auf die konzeptuelle Metaphorik in den Argumentationen und somit auf das ›Darunterliegende‹ gerichtet wird.

8.4 Analyse der Argumentationsmuster im Diskurs

Die Untersuchung von Argumentationsmustern⁷⁵ ist neben Lexem- und Metaphernanalyse, mit denen die Argumentationstopoi in wechselseitigem Verhältnis stehen, ein weiterer relevanter Teil diskurslinguistischer Analysemethoden (vgl. Spieß 2011b: 524; Wengeler 2018a: 242; Spitzmüller & Warnke 2011: 138). Sprachliches Handeln in Debattenkontexten und in kontroversen bzw. polarisierten Themenbereichen, wie es auf den Diskurs um genderbewussten Sprachgebrauch zutrifft, versucht zu überzeugen und erhebt Ansprüche auf Wahrheit oder Geltung (vgl. Römer 2017: 86) – diese Ansprüche können infrage gestellt werden und bedingen daher Argumentationen. Es sei, so Wengeler (2007: 184), davon auszugehen, dass bei kontroversen Diskursen »mindestens implizit zu überzeugen oder zu überreden versucht wird und Stellungnahmen sich daher immer auch als Argumentationsmuster manifestieren bzw. Argumentationsmuster als verstehensrelevantes Wissen voraussetzen«. Argumentation versteht Römer (2017: 87) daher auch als »komplexes sprachliches Verfahren für den Umgang mit problematisierten und in der Folge rechtfertigungsbedürftigen Geltungsansprüchen«. Der Versuch der Überzeugung bzw. Überredung geschieht durch Rückgriff bzw. Rückbezug auf geteiltes und als unstrittig angenommenes gesellschaftliches Wissen, mit dessen Hilfe die

75 Argumentationsmuster und Argumentationstopos werden in dieser Arbeit, wie auch bei Wengeler (2018b) oder Spieß (2011b: 465), synonym verwendet.

jeweiligen Schlussfolgerungen plausibilisiert werden sollen (vgl. Römer 2017: 88). Das Ziel der Argumentationsanalyse ist es, dieses vorausgesetzte Wissen auszuleuchten, indem »Argumentationsstrategien (Argumente, Beweisführungen, Topoi, Autoritätsverweise)« (Spitzmüller 2005: 259) aufgezeigt werden. Insbesondere die Topos-Analyse gilt dabei als verbreiteter argumentationsanalytischer Ansatz in der Diskurslinguistik (vgl. Friedemann 2017: 172). Im Folgenden soll ein kurzer Überblick über Topoi im diskurslinguistischen Verständnis gegeben werden, bevor die Operationalisierung für die Analyse genauer beschrieben wird.

8.4.1 Grundlagen der Toposanalyse

Grundsätzlich gibt es nicht *den einen* Topos-Begriff, sondern unter anderem zwei voneinander zu unterscheidende Auffassungen: der Topos als Suchformel zum Auffinden von Argumenten, wie er in der antiken Rhetorik⁷⁶ weit verbreitet war und der Topos als Beweisformel, um Alltagslogik, die zur Begründung von Meinungen, Beschlüssen oder Handlungen in öffentlich-politischen Debatten eingesetzt wird, nachzuvollziehen (vgl. Römer 2018: 121). Diesem zweiten, auch in dieser Arbeit vertretenen Verständnis zufolge, geht es in der Toposanalyse um das Erkennen von alltagslogischen, d.h. überzeugungskräftigen Argumenten, nicht um »wahre« oder logische (vgl. Wengeler 2003: 178). In der Analyse wird deutlich, »wie und womit etwas inhaltlich [...] begründet wird, wie sich darin das praktische Wissen der Argumentierenden zeigt« (Hamp 2017: 110). Ein Topos ist dabei der in einer Schlussregel hergestellte Zusammenhang, um die Schlussfolgerung plausibel und somit überzeugend zu machen (vgl. Wengeler 2003: 181): »Topoi erfassen dementsprechend die musterhafte Ausprägung der Schlussregel, mit der ein Schlussprozess zwischen der strittigen These und den angeführten Argumenten, die die These in eine unstrittige überführen sollen, in Gang gesetzt wird.« (Spieß 2011b: 218–219) Daher eignet sich die Toposanalyse gut für die Analyse von Argumentationen, die unter anderem auf Überzeugung und nicht auf logische Wahrheit abzielen (vgl. Wengeler 2018a: 242; Wengeler 2003). Mit Bezugnahme auf dieses Ziel der Persuasion wird damit auch der Blick auf die Ebene der sprachlich Handelnden ermöglicht. Topoi werden von diesen oft zur Legitimation der eigenen oder zur Delegitimation fremder Positionen und Handlungen verwendet (vgl. Spieß 2011b: 524–525), indem sie »verwirklichte, aktuelle oder erwartete Maßnahmen/Handlungen befürworten, begründen, erklären, rechtfertigen oder gar ablehnen, kritisieren sowie zu verhindern suchen« (Szulc-Brozowska 2018: 139).

Topoi zeichnen sich dem diskurslinguistischen Verständnis zufolge durch vier von Bornscheuer (1976) erstmals ausgeführte Strukturmerkmale aus (vgl. Römer 2017: 107–110; auch Wengeler 2019: 654): Habitualität, Potentialität, Intentionalität und Symbolizität. Mit der Habitualität eines Topos wird seine kollektive Verbreitung bezeichnet. Diese bedingt, dass er genutzt werden kann, um überzeugend, d.h. in diesem Falle, an unhinterfragtes gesellschaftliches Wissen anknüpfend, zu argumentieren. Für die Untersuchung bedeutet das, dass ebendieses Wissen anhand von Topoi aufgezeigt werden

76 Vgl. für einen Überblick zum wissenschaftshistorischen Ausgangspunkt der Toposanalyse unter anderem Römer (2017) oder Wengeler (2003, 2017).

kann. Diese Eigenschaft von Topoi macht ihre Untersuchung aus diskurslinguistischer Perspektive besonders interessant (vgl. Spitzmüller 2005: 272). Die Potentialität von Topoi liegt in ihrer relativen Abstraktheit begründet. Sie erklärt die Möglichkeit der Anwendung von Topoi auf verschiedene Themenbereiche und insbesondere für verschiedene Positionen in diesen. Demzufolge kann in den in dieser Arbeit untersuchten Daten mit dem Topos der Sichtbarkeit beispielsweise sowohl für als auch gegen die Nutzung von genderbewusster Sprache argumentiert werden: Die Annahme verstärkter Sichtbarkeit von Frauen und/oder trans, inter und nicht-binären Menschen durch Sonderzeichen wie den Stern kann einerseits als Argument für die Nutzung angebracht werden, wenn mehr Sichtbarkeit als positiv eingeschätzt und eingefordert wird. Andererseits kann die erhöhte Sichtbarkeit des Geschlechts durch explizite Markierung aber auch abgelehnt werden, weil bspw. ein »Recht auf Unsichtbarkeit« (SZ 27.01.) eingefordert und das eigene Geschlecht als Privatsache gesehen wird, die nicht mit jeder Personenreferenz fokussiert werden sollte. Die konkrete Anwendung von Topoi für argumentative Zwecke wird mit dem Merkmal der Intentionalität beschrieben. Es weist darauf hin, dass die sprachlichen Akteur*innen im Diskurs zwar auf geteiltes Wissen zurückgreifen und im Rahmen dieses gesellschaftlich Denk- und Sagbaren verbleiben müssen, wenn sie anschlussfähig und überzeugend argumentieren wollen (vgl. das Merkmal der Habitualität), dieses Wissen aber gleichzeitig mit jeder Verwendung auch modifizieren. Die Symbolizität von Topoi weist darauf hin, dass diese auf verschiedene Art und Weise sprachlich realisiert werden können und somit in der Analyse verschiedene Erscheinungen auf der sprachlichen Oberfläche als Ausdruck einer begrenzten Zahl an Mustern zusammengefasst werden können. Dies verhindert eine reine Aufzählung aller verwendeten Argumente des Diskurses und subsumiert diese in einer kleineren und somit überschaubareren Anzahl an Topoi.⁷⁷

Im Fokus der vorliegenden Arbeit stehen dabei nicht kontextabstrakte Topoi, wie sie bspw. Kienpointner (1992) in seiner Untersuchung zur Alltagslogik aufzeigen will, sondern vielmehr kontextspezifische (vgl. Wengeler 2018a: 246). Die Untersuchung kontextabstrakter Topoi zielt auf generelle Argumentationsmuster, die – unabhängig vom jeweiligen Thema des Diskurses – typisch für große Gruppen, bspw. bei Kienpointner (1992) die deutsche Sprechgemeinschaft und politische Argumentationen, seien (vgl. Wengeler 2018a: 245–246). Die spezifischen Topoi plausibilisieren dagegen Argumentationen nur für einen bestimmten Themenbereich, aus dem sie auch inhaltliche Elemente enthalten (vgl. Wengeler 2003: 183). Da es mir in der vorliegenden Arbeit um musterhafte Argumentationen in der Debatte um geschlechterbewussten Sprachgebrauch geht, ist die Untersuchung der kontextspezifischen oder auch »besonderen Topoi« (Wengeler 2003: 246) von Interesse, da »ihre Analyse und evtl. die Auszählung ihrer Häufigkeit [...] Aussagen [...] über typische, wichtige und dominante Denkweisen, Sichtweisen, Wahrnehmungsmuster bestimmter Gruppen, in einem bestimmten Zeitraum, bezogen auf ein bestimmtes Thema« (Wengeler 2003) liefern kann. Es handelt sich bei der Untersuchung der spezifischen Topoi insofern um einen »Mittelweg«, als sie auf einem »mittleren Abstraktionsniveau« (Wengeler 2003: 278) zwischen allgemeinen, abstrakten Argumentati-

77 Wenngleich auch eine solche Liste aller in einem Diskurs(ausschnitt) verwendeten Topoi noch sehr lang wäre, sodass auch in dieser Analyse die zentralsten ausgewählt werden.

onsschemata, nach deren Formulierung Kienpointner (1992) strebt, und der Feinanalyse einzelner Texte, wie sie bspw. mit dem Toulmin-Schema nachvollzogen werden sollen (vgl. Friedemann 2017: 173), verortet sind. Toulmin entwickelt in »The Uses of Argument« (2003 [1958]) ein grundlegendes Schema für ein linguistisches Verständnis von Argumentationen, auf das sich nachfolgende Modelle der Argumentationsanalyse vielfach beziehen. Auch ihm geht es dabei nicht um formallogische, sondern vielmehr um alltagssprachliche Argumentationen. Wird die Gültigkeit einer aufgestellten These, von Toulmin (2003 [1958]: 90) *claim* genannt, in Frage gestellt, kommt es zur Begründung dieser These durch eine Argumentation. Zur Stützung der problematisierten These werden bestimmte Gegebenheiten, bei Toulmin (2003 [1958]) *data* genannt, angeführt, aus denen sich die These als Schlussfolgerung ergeben soll. Um diesen Zusammenhang der argumentativen Stützung des *claims* als Konklusion durch *data* zu gewährleisten, muss es eine anerkannte Verknüpfungsregel geben, die diese Vermittlung regelt und die Bezugnahme auf die faktischen Gegebenheiten als Brücke(n) zur Stärkung der These legitimiert. Letztlich beantwortet sie somit die Frage »How do you get there?« (Toulmin 2003 [1958]: 90), um den argumentativen Weg von Fakten hin zur Konklusion näher zu beschreiben. Dieses »Prinzip der Verknüpfung« (Römer 2017: 95) wird gemeinhin als Schlussregel bezeichnet (vgl. Römer 2017: 95). Diese bleibt dabei – anders als die Daten, die explizit angeführt werden (können) – häufig implizit; es sind eher »stillschweigend akzeptierte Präsuppositionen« (Römer 2017: 95). Bei *claim*, *data* und *warrant* handelt es sich um das Skelett (vgl. Toulmin 2003 [1958]: 92) des Argumentationsschemas, d.h. um die grundlegenden und konstitutiven Merkmale. Ergänzend kann bspw. das Anführen von Fakten die Schlussregel stützen, das sogenannte *backing*. Zudem können durch sogenannte *qualifier* die Stärke der Schlussfolgerung modalisiert und Bedingungen des Nicht-Zutreffens (»conditions of rebuttal« [Toulmin 2003 [1958]: 94]) der Schlussregel angeführt werden. Wenngleich es sich bei der Toposanalyse nach Wengeler um ein grobkörnigeres Verfahren zur Analyse von Argumentationen als das Toulmin'sche Schema handelt (vgl. Wengler 2018: 243), baut es auf diesem auf und setzt Topoi mit den Schlussregeln gleich (vgl. Wengler 2019: 650–651).

Demgegenüber sind die spezifischen Topoi Wengeler's allerdings einerseits abstrakt genug, um Muster in den Argumentationen zu beschreiben, die unterschiedliche sprachliche Realisierungen umfassen und andererseits spezifisch genug, um die semantische Struktur des untersuchten Diskurses aufzuzeigen (vgl. Spieß 2018: 180). Über die Analyse der spezifischen Topoi in den untersuchten Daten lassen sich demzufolge Aussagen über typische und/oder dominante Perspektiven auf genderbewussten Sprachgebrauch treffen. Dies trägt somit zur Beantwortung der Forschungsfragen nach den in der Debatte genutzten Argumenten sowie der Begründung und Bewertung der Register bei. Der Fokus der Analyse liegt daher nicht auf der isolierten Betrachtung einzelner Argumente in den Einzeltexten des Korpus, sondern darauf, »welche immer wiederkehrenden Gesichtspunkte jeweils argumentativ für und gegen bestimmte Forderungen, Haltungen oder Positionen aufgegriffen werden« (Wengler 2003: 213).

In der Regel sind Topoi in öffentlichen Diskursen, wie dem hier untersuchten, als Teil der Argumentation⁷⁸ dabei nicht explizit geäußert (vgl. Friedemann 2017: 137):

Grundlegend für das Verständnis von Topoi ist, dass sie Argumentationen versammeln, deren einzelne Bestandteile (z.B. Ausgangsprämissen (Daten), Schlussregeln, Konklusionen) zwar explizit sprachlich realisiert sein können. Es entspricht allerdings nicht dem öffentlich-politischen Sprachgebrauch [...], dass ein Topos vollständig ausgeführt ist. In der medialen Alltagskommunikation werden einzelne Schritte eines Argumentationsganges häufig impliziert [...]. (Kuck & Römer 2012: 75)

Manifest werden Topoi diesem Verständnis nach in »sprachlich realisierten Bestandteilen von seriell auftretenden Argumentationen« (Römer 2017: 101). Für die Analyse und Deduktion der Topoi im von mir analysierten Korpus wurde ein explorativ-iteratives Vorgehen gewählt (vgl. Römer 2018: 129). Die Topoi des untersuchten Diskurses sind nicht im Rückgriff auf andere Toposanalysen formuliert, sondern ergeben sich aus der Analyse der Korpustexte selbst.⁷⁹ Während und nach der (wiederholten) Lektüre werden kontextspezifische Argumentationsmuster herausgearbeitet und mithilfe der qualitativen Analysesoftware QualCoder (Curtain 2023) codiert. Ihre Definition und die Zuweisung der je spezifischen Argumentationen zu den definierten Topoi muss, genau wie die Gewichtung von Relevanz, daher notwendigerweise immer Interpretation der Forschenden bleiben (vgl. Spieß 2011b: 219; auch Wengeler 2003: 278). Die definierten Topoi sind Abstraktionen und kommen nicht zwingend an der sprachlichen Oberfläche bzw. mit der je gleichen sprachlichen Ausgestaltung vor (vgl. Wengeler 2007: 170). Dennoch hält Wengeler (2003: 271) unter Bezugnahme auf Kienpointner (1992) einige Hilfsmittel zur Formulierung der Topoi fest, unter anderem verwendete Lexeme (z.B. »Ursache, Grund, Effekt, [...] Autorität« [Wengeler 2003: 271; Hervorhebung im Original]) und explizite Äußerungen der Argumentierenden (»Du verwechselst Ursache und Wirkung« [Kienpointner 1992: 237; Hervorhebung im Original]), die die Argumentationen klassifizieren. Die aus den untersuchten Texten herausgearbeiteten Topoi werden dann als Schlussregel mithilfe der Konjunktion *weil* formuliert, um die Konklusion auch als Konklusion und nicht nur als mögliches Schlussmuster bei Erfülltsein der Unterprämisse auszudrücken (vgl. Wengeler 2003: 301). Der oben bereits kurz angeführte Topos der Sichtbarkeit ließe sich bspw. folgendermaßen formulieren: *Weil durch geschlechterbewussten Sprachgebrauch die Sichtbarkeit von Frauen und/oder trans, inter und nicht-binären Menschen erhöht wird, sollte er (nicht) genutzt werden.* Die Benennung als Topos der Sichtbarkeit ergibt sich dabei aus

78 Unter einer Argumentation verstehe ich in dieser Arbeit in Anschluss an unter anderem Römer (2017) den gesamten »sprachliche[n] Handlungsvorgang der Glaubhaftmachung auf der Basis gesellschaftlichen Wissens«. Topoi sind dabei Argumente, da sie auf Basis gesellschaftlich geteilten Wissens für den je verhandelten Diskursbereich an strittige Sachverhalte anschließen, um diese in eine unstrittige Konklusion zu überführen (vgl. Römer 2017: 91–92; Schröter 2021: 232–233).

79 Gleichwohl bedeutet auch dies nicht, dass mein Vorwissen über den Diskurs und andere Toposanalysen meine Interpretation und Formulierung der Topoi nicht beeinflussen – die Annahme einer objektiven und sich ohne Vorwissen nur auf die Texte konzentrierenden Forscherpersönlichkeit ist nicht haltbar.

dem wiederholten Auftreten von Lexemen wie *Sichtbarkeit* oder Phrasen wie *sichtbar werden*.

Im Folgenden sollen die dominanten und relevanten Muster in den Argumentationen der untersuchten Daten nachgezeichnet werden. Die Frequenz der jeweiligen Topoi kann dabei als Indikator für ihre Relevanz angesehen werden (vgl. Wengeler 2003: 299), aber nicht als alleiniger Faktor für diese zugrunde gelegt werden; vielmehr kommt es auch auf die jeweilige Verwendung des Topos an, ob er bspw. prominent in Überschriften platziert oder mit besonderer Intensität verwendet wird (vgl. Spieß 2011b: 472).

8.4.2 Überblick über im Diskurs verwendete Topoi

Tabelle 4 listet die Verteilung der Topoi in den verschiedenen Quelltexten auf. Ist ein Topos dabei in einem Text zu finden, so habe ich dies als ein Vorkommen gewertet und weitere Vorkommen der Topoi im jeweiligen Text an anderen Stellen nicht gesondert gezählt – die Tabelle erlaubt also nur einen groben Überblick darüber, welche Topoi in welchen Zeitungen aufgegriffen werden und welche insofern dominant sind als sie eine breite Verwendung über die verschiedenen Korpustexte hinweg finden (vgl. zu diesem Vorgehen auch Spieß 2011b: 472). Aussagen über die absolute Häufigkeit im Sinne eines aufaddierten Vorkommens aller Topoi in einem Text und mit Bezug auf alle Texte ermöglicht sie allerdings nicht. Da aufgrund der unterschiedlichen Menge an Zeitungstexten absolute Häufigkeiten wenig vergleichbar wären, sind in der Tabelle prozentuale Anteile in Bezug auf alle Texte der jeweiligen Quelle angegeben.

Tab. 4: Tabellarische Übersicht über die dominanten Topoi im printmedialen Diskurs

Topos der/des	Medium (Artikelanzahl)				
	<i>Bild</i> (30)	<i>FAZ</i> (86)	<i>SZ</i> (64)	<i>taz</i> (57)	<i>Die Welt</i> (92)
Irrelevanz	43 % (13)	20 % (17)	28 % (18)	28 % (16)	32 % (30)
Ideologie	17 % (5)	8 % (7)	11 % (7)	4 % (2)	11 % (10)
Autorität	40 % (12)	31 % (27)	22 % (14)	12 % (7)	33 % (28)
Effektivität	13 % (4)	13 % (11)	22 % (22)	33 % (19)	23 % (20)
Ineffektivität	13 % (4)	20 % (17)	17 % (11)	11 % (6)	20 % (17)
Gefahr	37 % (11)	38 % (33)	17 % (11)	28 % (16)	42 % (39)

Topos der/des	Medium (Artikel- anzahl)				
Diskriminierung	30 % (9)	15 % (13)	9 % (6)	11 % (6)	16 % (15)
Mehrheit	47 % (14)	22 % (19)	18 % (12)	11 % (6)	38 % (35)
Minderheit	13 % (4)	11 % (10)	5 % (3)	9 % (5)	25 % (23)
Zwangs	53 % (18)	37 % (32)	28 % (18)	35 % (20)	49 % (45)
Normalität	0 %	3 % (3)	6 % (4)	18 % (10)	11 % (10)
Realitätsferne	30 % (9)	31 % (27)	20 % (13)	28 % (16)	42 % (39)
Umsetzbarkeit	50 % (15)	29 % (25)	23 % (15)	21 % (12)	17 % (16)
Künstlichkeit	10 % (3)	3 % (3)	3 % (2)	5 % (3)	8 % (7)
Ästhetik	7 % (2)	9 % (8)	11 % (7)	7 % (4)	14 % (13)

(Eigene Darstellung)

Es zeigt sich, dass die Verteilung der dominanten Topoi über die verschiedenen Quellen hinweg recht ähnlich ist, wenngleich das jeweilige Ausmaß variiert und es einzelne Ausreißer gibt: So wird der Normalitätstopos insbesondere in der *taz* und der *Welt* verwendet, während in der *Bild*-Zeitung kein Vorkommen belegt ist. In vielen der Texte vertreten sind insbesondere Topoi der Irrelevanz, Gefahr, Realitätsferne und Umsetzbarkeit, aber auch die Topoi der Ineffektivität sowie Effektivität und vor allem des Zwangs werden über alle Quellen hinweg genutzt, wenngleich sich die Häufigkeiten der Vorkommen und somit auch die Dominanz der jeweiligen Topoi in den Zeitungen unterscheidet. Mehrheitlich ablehnend verwendete Topoi (z.B. Gefahren-, Realitätsferne-, Mehrheits-, Zwangs- oder Irrelevanztopos) zeigen sich frequent vor allem in *FAZ*, *Bild* und *Welt*. Topoi, die vielfach – wenn auch nicht ausschließlich – befürwortend eingesetzt werden, wie bspw. der Topos der Effektivität, dagegen finden sich vor allem in der *tageszeitung* und der *SZ*. Wie auch in allen Zeitungen aber Argumentationen pro und kontra geschlechterbewusste Sprache zu finden sind, zeigt sich gleichzeitig keine klare und ausschließliche Zuordnung der Topoi. Es deutet sich hier bereits an, dass sich Pro- und Kontra-Argumentation auf ähnliche Toposinventare stützen. Zum einen werden Argumente der Gegenseite, bspw. in Zitaten, aufgegriffen und im Anschluss negiert, zum anderen aber werden gleiche Argumentationsmuster auf unterschiedliche Phänomene bezogen. So wird beispielsweise der Effektivitätstopos einerseits eingesetzt, um für die Funktionsweise und daraus resultierende Notwendigkeit geschlechterbewusster Spra-

che zu argumentieren, andererseits aber wird mithilfe des Topos auch erklärt, dass mit dem geschlechtsübergreifenden Maskulinum bereits ein effektives Instrument zur geschlechtsübergreifenden oder -abstrahierenden Referenz im Deutschen vorhanden sei und somit keine Notwendigkeit für Sprachwandel hin zu genderbewusster Sprache bestehe. Gleichzeitig zeitigen Kontra-Argumentationen eine größere Vielfalt an verwendeten Topoi als Pro-Argumentationen. Diese reagieren vielfach auf Topoi der Kritiker*innen und negieren diese explizit oder implizit, indem sie den Topos auf ein anderes Phänomen beziehen. Zudem zeigen sich explizite Aushandlungen, wenn bspw. der postulierte Ineffektivität geschlechterbewusster Sprache deren erklärte Effektivität entgegengesetzt wird.

Im Folgenden sollen die einzelnen Topoi, ihre Verwendungen und ihre Funktionalität für die Positionierung den Sprachformen gegenüber anhand von Belegstellen aus dem Korpus ausführlicher analysiert werden. Beginnend mit dem für verschiedene Positionierungen zentralen und auch metadiskursiv verwendeten Topos der Irrelevanz folgt die Reihenfolge der Darstellung sowohl Dominanzen im Untersuchungskorpus als auch gegenseitigen Zusammenhängen der Topoi. Im Ideologietopos wird bspw. der jeweiligen Gegenseite ein rein ideologisches Verhalten zu- und der Bezug auf positionsstützende Autoritäten abgesprochen, sodass im Anschluss daran der Autoritätstopos und verschiedene, im Diskurs relevant gesetzte Autoritäten herausgearbeitet werden. Neben der Benennung des Topos wird dabei zu Beginn jedes Kapitels auch die Formulierung der damit zusammenhängenden Schlussregel angeführt.

8.4.3 Topos der Irrelevanz

Weil geschlechterbewusste Sprache bzw. die Beschäftigung damit irrelevant ist, sollte sie nicht genutzt und verbreitet werden bzw. die Beschäftigung mit dem Thema unterbleiben.

Der Topos der Irrelevanz wird vor allem in Belegen verwendet, in denen genderbewusster Sprachgebrauch abgelehnt wird. Zugeordnet wurden diesem Topos solche Belege, in denen explizit etwas als »irrelevant« (Bild 02.03.b) oder »unnötig« (Bild 14.04.) sowie »überflüssig« (Bild 14.04.) beschrieben wurde oder von »ganz andere[n] Sorgen« (FAZ 05.06.) und »sonstigen Problemen«, die »nicht ernst genommen« (FAZ 05.06.) würden, berichtet wird. Die sprachliche Realisierung des Topos zeichnet sich also dadurch aus, dass eine explizite Wertung genderbewussten Sprachgebrauchs als irrelevant (oder vergleichbare Wörter mit negativer Deontik) vorgenommen wird oder andere Probleme – die teilweise auch benannt und im Kontext der Gleichstellung der Geschlechter verortet werden⁸⁰ – als dringlicher beschrieben werden. Die Beschäftigung mit genderbewusster Sprache und die Diskussion darum werden somit durch Kritiker*innen als unwichtig dargestellt, was dazu führte, dass die Behandlung anderer, den Belegen zufolge wichtigerer Themen, wie auch »tatsächliche[r] Diskriminierungen« (Welt 08.03.) hinstehen

80 In diesen Fällen lässt sich der Irrelevanztopos auch der rhetorischen Figur des *Whataboutisms* zuordnen, mit der der beständige Verweis auf andere, vermeintlich wichtigere Themen und das damit verbundene Ablenken vom aktuellen Thema oder stetiges Stellen von Gegenfragen bezeichnet wird (vgl. Duden o.J. *Whataboutism*).

müsse. Zu diesen werden dabei auch Fragen der Gleichstellung der Geschlechter gezählt. In diesen Fällen steht der Irrelevanztopos in enger Verbindung zum Topos der Ineffektivität (vgl. Kap. 8.4.7). Der Zusammenhang von Gleichstellung und Gleichberechtigung der Geschlechter mit Sprache wird negiert, während eine Selbstinszenierung als an diesen (positiv konnotierten) Themen interessiert, weiterhin ermöglicht wird:

- 60) ›Bevor wir bei der Sprache ansetzen, sollten wir erst mal etwas für gleiche Löhne, Aufstiegschancen und bessere Unterstützung für alleinerziehende Mütter tun.‹ (Bild 06.04.)
- 61) ›Ich finde das überflüssig, zurzeit gibt es wirklich Wichtigeres. Die sollten sich lieber darum kümmern, die Coronakrise in den Griff zu bekommen.‹ (Bild 14.04.)
- 62) Und was machen wir? Nein, wir bringen nicht mit Macht die Digitalisierung von Gesundheitsämtern und Schulen voran, und auch eine wirklich helfende Corona-App steht nicht auf der Agenda. Stattdessen wird mit Hingabe das ›Gendern‹ unserer Sprache diskutiert. (FAZ 12.02.)
- 63) [...] wir sagen auch klar, dass wir in dieser Zeit andere Herausforderungen sehen, als uns damit zu beschäftigen, [...] Universitätsarbeiten schlechter zu bewerten, weil die oder der ›Zuprüfende‹ die ›Gender***‹ nicht richtig gesetzt hat. (Welt 19.04.)
- 64) Es scheint, dass durch die Beschäftigung mit gerechter Sprache, Gendern, kolonialer Aufarbeitung und derlei Themen mehr zu einem ernsthaften Programm weder Zeit noch Lust übrig ist. (SZ 18.03.a)
- 65) Als Befürworter der Gleichstellung der Geschlechter und Gegner jeglicher Diskriminierung sehe ich vielmehr, dass sich der Kampf um Emanzipation in Deutschland in allererster Linie auf der Ebene der Sprache bewegt. Die Lösung der realen Probleme geht dabei meist völlig verloren. (taz 23.01.b)
- 66) Während ganze Berufsgruppen um ihre Existenz fürchten, die Pleiten und verlorenen Arbeitsplätze noch gar nicht abzusehen sind, wurde [...] uns der Glottis-Schlag als Gewinn für die deutsche Sprache präsentiert [...]. (Welt 13.04.b)

Der Irrelevanztopos erlaubt damit die Abwertung der Gegenseite, d.h. der Befürworter*innen genderbewussten Sprachgebrauchs. Diese setzten sich unter anderem mit irrelevanten Fragestellungen auseinander bzw. mit einem Problem, das »die Gender-Ideologen selbst erfunden haben« (Bild 10.01.)⁸¹, das also eigentlich inexistent wäre.

Dass der Irrelevanztopos und dessen Nutzung in der Debatte durch die Gegner*innen transparent ist, zeigt sich bspw. in metadiskursiven Verhandlungen darüber, dass mit der Diskussion über genderbewusste Sprache andere Themen nicht besprochen werden könnten. Sowohl befürwortende als auch ablehnende Texte des Korpus zeigen, dass sie über metadiskursives Wissen verfügen, wenn sie die frequente Verwendung des Irrelevanztopos kommentieren:

81 An dieser Stelle klingt ebenfalls der Topos der Realitätsferne an, mit dem der Irrelevanztopos in dieser Hinsicht in Verbindung steht. Befürworter*innen des Genderns seien insofern abgehoben und der Realität entrückt als sie sich eben mit irrelevanten – da, laut Zitat, eigentlich inexistenten – Problemen beschäftigten, anstatt mit »den echten Problemen der Menschen!« (Bild 27.05.b) oder »der Lösung bodenständigerer Probleme« (Welt 26.03.b).

- 67) Es gibt Wichtigeres als diesen Artikel. Das zuerst, denn es geht um Änderungen zur geschlechtergerechten Sprache im Duden, und wenn es um geschlechtergerechte Sprache geht, fühlen sich Menschen verpflichtet zu fragen, ob es nichts Wichtigeres gibt. Gibt es. (SZ 27.01.)
- 68) Gegen ihr [Sahra Wagenknecht; P. M.] Zerrbild der Linksliberalen, gegen das Argument, Gender- und Sternchen seien Probleme der verwöhnten Gören der arrivierten Mittelschichten, ist schon genug eingewandt worden. (taz 27.04.b)
- 69) Wichtige Themen, wie Gewalt gegen FLINT-Personen und fehlende Schutzräume für Betroffene oder Forderungen wie die Abschaffung des Ehegattensplittings, um Altersarmut von Frauen zu bekämpfen, verlieren im Kampf um den Raum, den sich reaktionäre Fortschrittsverweigerer mit ihrem dröflzigsten Text zum Gendern einfach nehmen. (taz 11.02.)
- 70) Statt über mutige Klimapolitik zu diskutieren, denken sie [die CDU; P. M.] über ein Verbot gendergerechter Sprache nach. (SZ 15.05.a)
- 71) Mit nur sehr mäßigem Interesse verfolge ich die Diskussion um gendergerechte Sprache. Haben wir keine anderen Probleme? (FAZ 16.02.)

Die metadiskursive Verhandlung des Irrelevanztopos bzw. des Vorwurfs der Irrelevanz durch Gegner*innen genderbewussten Sprachgebrauchs wird in der *taz* und der *Süddeutschen Zeitung* darüber hinaus genutzt, um diese zu ridikülisieren bzw. zu parodieren. Sie greifen dabei die Kritik der Gegner*innen auf und stellen diese als unnötige Aufregung dar. Oft wird dabei auf ad hominem-Argumentationen zurückgegriffen, indem die Kritiker*innen dezidiert benannt und als übermäßig in eigentlich unwichtige Themen investiert beschrieben werden:

- 72) Es gibt in diesem Land eine Kraft, die selbstlos und todesmutig die Freiheiten einfordert, die von den Angsthasen, Warmduschern und Vorwärtsparkern so schnöde mit den Füßen getreten werden: Ja, es ist die FDP. [...] Ebenso steht im Programm der Freiheitskämpfer: keine Sonnenschutzpflicht am Strand. Gegen die Pflicht, auf Beipackzetteln zu gendern. (taz 15.06.b)
- 73) Friedrich Merz möchte zum Beispiel nicht Hähnch*innen-Filet sagen müssen. Dann wollen wir mal nicht so sein, was? So wichtig ist er eh nicht. Bundeskanzlerin wird er nicht mehr. Er ist bloß noch Direktkandidatin für das Hochsauerland. (SZ 29.04.)

Diese ad hominem-Argumentationen greifen auch Eigenschaften der Gegner*innen auf, wenn in der *taz* beispielsweise in parodierender Absicht über die Ablehnung des Genders durch H.P. Baxxter, »Frontmann der Kirmestechnoformation Scooter« geschrieben wird: »Wenn so einer so was sagt, dann schwant uns ganz Übles: eine unser schönes Deutsch rettende, schmissige Stadionhymne featuring MC Thierse und DJ Merz.« (taz 11.05.) Die Kritik des Vereins Deutsche Sprache an genderbewusstem Sprachgebrauch sowie ihre Legitimation zu deren Äußerung wird in der *SZ* kritisch-parodierend aufgegriffen, wenn der VDS als »gut vernetzte Gruppe sehr lauter Hobby-Sprachpfleger« beschrieben wird, die sich »seit Jahren gegen Fremdwörter ein[setzt] und fordert, im Radio solle statt ›Ami-Gedudel‹ mehr deutsche Musik gespielt werden« (SZ 06.03.).

Von der Pro-Seite wird der Irrelevanztopos also vor allem aufgerufen, wenn er als verfestigtes Argumentationsmuster von Gegner*innen geschlechterbewusster Sprache benannt und parodiert oder kritisiert wird.

Ein Sonderfall des Irrelevanztopos ist dessen Nutzung, wenn er sich nicht auf das Gendern als solches, sondern auf Geschlecht und dessen Markierung in der Sprache bezieht. Genderbewusster Sprachgebrauch wird in diesen Belegen abgelehnt, weil dadurch etwas in der Sprache markiert und betont würde, das irrelevant sei(n sollte). Diese Markierung von eigentlich Irrelevantem leiste dann wiederum aufgrund erhöhter Sichtbarkeit des Geschlechts Diskriminierung Vorschub (vgl. dazu Kap. 8.4.9):

- 74) [A]lle Menschen – und zu denen gehöre ich –, die einfach nicht in jeder Berufsbezeichnung eindeutig männlich oder weiblich markiert werden wollen. Weil sie Geschlecht für nicht sehr wichtig halten, weil es für sie nichts mit ihrer Berufsausübung zu tun hat [...]. (SZ 27.01.)
- 75) Wer die Reduzierung auf das Geschlecht als eines der wichtigsten, ja das wichtigste Persönlichkeitsmerkmal dermaßen in den Vordergrund stellt, wie es in der Gender-Debatte zu oft geschieht, der scheint die realen Verhältnisse des Lebens zu verkennen. (SZ 30.03.b)
- 76) Anstatt bei einem Wort nur den Inhalt wahrzunehmen (Menschen, die heilen), was bei Ärzten eher möglich ist, verweist der Stern auf einen weiteren Bedeutungsraum, den des Geschlechts. Doch diese Kategorie ist absolut unwichtig, wenn man einfach übers Impfen informieren will. (SZ 11.06.a)
- 77) In den allermeisten Zusammenhängen spielt es keine Rolle, ob sich das Subjekt als weiblich, männlich oder divers bezeichnet oder einer Minderheit angehört. Wichtig sind Kompetenz und die Botschaft an sich. (SZ 16.06.a)
- 78) Eine Mehrzahl der Aussagen, die wir im Alltag treffen wollen, hat mit der Frage des Geschlechts nichts zu tun. (Welt 28.05.b)

Der Topos der Irrelevanz wird in den Zeitungstexten des Korpus somit insgesamt auf drei Ebenen verwendet: Kritiker*innen geschlechterbewusster Sprache erklären diese und eine Beschäftigung damit für irrelevant, während andere (gleichstellungspolitische) Themen als relevant markiert werden. Zudem fokussiere geschlechterbewusster Sprachgebrauch Geschlecht und somit eine Kategorie, die eigentlich irrelevant sein sollte. Befürworter*innen verwenden den Topos vor allem metadiskursiv und zur Ridikülisierung der, ihrer Kritik zufolge, übermäßig mit einem irrelevanten Thema beschäftigten Gegner*innen geschlechterbewusster Sprache. Diese Abwertung einer Out- und damit einhergehende Konstruktion einer Ingroup zeigt sich auch im im folgenden Kapitel analysierten Topos der Ideologie, der unter anderem ebenfalls eingesetzt wird, um das Verhalten anderer Diskursakteur*innen zu bewerten.

8.4.4 Topos der Ideologie

Weil geschlechterbewusster Sprachgebrauch auf Ideologie basiert bzw. Ausdruck von Ideologie ist, sollte er verhindert werden bzw. keine Verbreitung finden.

Anders als der in der Soziolinguistik verbreitete Ideologiebegriff (vgl. Kap. 7.6), zeigt sich in der medialen Debatte ein Verständnis von Ideologie, das sich auf die Marx'sche Idee von Ideologie als falschem Bewusstsein bezieht. Ideologie steht in den Daten dann ›der Wahrheit‹ oder auch, vereinfacht ausgedrückt, dem ›gesunden Menschenverstand‹ ge-

genüber (vgl. Švitek 2018: 188). Sie ist somit negativ konnotiert, abzulehnen und hat einen politischen Anteil sowie eine negative Deontik.⁸² Als ideologisch gilt dabei die Perspektive der Anderen, während man selbst vermeintlich objektiv, d.h. bspw. auf Basis von Fakten und Wissenschaft (vgl. dazu unter anderem das folgende Kapitel zum Topos der Autorität) oder im Rahmen einer nicht zwingend näher definierten Vernunft oder Wahrheit argumentiere. Explizit werden bspw. in einem Leserbrief in der SZ (09.03.a) Wissenschaft und Ideologie in ein konträres und kämpferisches Verhältnis gestellt: »Ideologie schlägt Wissenschaft«.⁸³ Der Ideologievorwurf, wie Švitek (2018) ihn nennt, ist somit auch ein persönlicher Angriff und Mittel, um »die gegnerische Position durch einen metakommunikativen Angriff auf die gesamte sprachliche Glaubwürdigkeit der Person des Gegenübers zu desavouieren« (Švitek 2018: 186). Gal & Irvine (2019: 12) schreiben zur Konstruktion von In- und Outgroups durch den Topos: »Notice now that if ideology is false consciousness, it can belong only to somebody else. We have a handle on the true state of affairs.« (Hervorhebung im Original) Der Ingroup wird also Wissen über »die Wahrheit« zugeschrieben, während die Outgroup und ihre Positionierung als ideologisch und somit falsch, unglaublich und irrelevant abgewertet wird.

Der Vorwurf der Ideologie in Bezug auf Sprachregelungen wird in den Daten fast ausschließlich⁸⁴ von Gegner*innen genderbewussten Sprachgebrauchs erhoben und in der Regel explizit geäußert (vgl. dazu auch Beck 2020: 61; 66).⁸⁵

79) Es handelt sich hier um eine Ideologie [...]. (Bild 10.01.)

80) Der Kampf gegen das generische Maskulinum hat inzwischen viele unbedarfte Anhänger an Schaltstellen der Veränderung respektive der Macht gefunden, wohl nicht zuletzt deshalb, weil über Sprache differenziert nachzudenken dort nicht verlangt wird, es vielmehr genügt, der Gender-Ideologie durch Befolgung ihrer Eingriffe in

82 Exemplarisch sei an dieser Stelle noch auf die zugehörigen Kollokationen verwiesen: Häufig finden sich Lexeme wie *Ideologie* und *ideologisch* im Korpus in Verbindung mit *motiviert*, *falsche*, *künstliche*, oder *gendersprache* – die negative Deontik von Ideologie bzw. ideologischem Verhalten zeigt sich also auch auf Ebene der Kollokationen und evoziert Zuschreibungen von Handlungen, die auf Basis von politischen Überzeugungen (und somit nicht objektiv, vgl. *motiviert*) stattfinden sowie solche, die *falsche* und *künstliche gendersprache* in Zusammenhang mit ideologischem Verhalten bringen.

83 Maihofer & Schutzbach (2015: 210) erklären in diesem Zusammenhang, dass der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit als allgemeiner Vorwurf den Sozial- und Geisteswissenschaften, insbesondere aber auch den Gender Studies gegenüber gelten kann. Die Verbindung von genderbewusster Sprache zu Gender Studies (vgl. z.B. Bild 10.01.) ermöglicht es somit auch, den Befürworter*innen ideologisches Verhalten vorzuwerfen.

84 Es finden sich zwei Belege, in denen auch bzw. nur den Kritiker*innen ideologisches Handeln zugeschrieben wird. Diese beziehen sich auf einer Meta-Ebene auf die Debatte. Von Petra Gerster wird erklärt, dass »ein ideologischer Kampf« tobe, »der vornehmlich von [...] älteren Männern geführt wird« (taz 18.01.), während die SZ schreibt, dass »an einem Stern« »wieder einmal der Streit der Ideologien« entbrenne (SZ 11.06.a).

85 Dem Topos der Ideologie wurden vor allem Belegstellen, in denen von »Ideologie« oder »ideologisch« gesprochen wird, zugeordnet. Diese machen den deutlich größten Teil der Belege des Topos aus; daneben finden sich auch Stellen, in denen auf Lexeme zurückgegriffen wird, die deontisch ähnlich negativ sind, bspw. die Aussage, dass sich »eine unsinnige Genderei, wie sie jetzt ein dogmatisierter Zeitgeist fordert« (SZ 16.06.g) verbreite.

das Gegenwartsdeutsch Folge zu leisten und sich dabei auf der richtigen, der einzig guten Seite fühlen zu dürfen. (FAZ 11.06.)

- 81) Aus der Emanzipation von Benachteiligten ist die Ideologie einer identitätspolitischen Ständegesellschaft akademischer Mittelschichten geworden [...]. (Welt 06.06.c)
- 82) Schon der letzte Vorwurf [...] zeigt aber, dass es in diesem Meinungskampf um Ideologie geht. (FAZ 05.05.)
- 83) Mixtur aus ideologischen Motiven und wackeligen linguistischen Begründungen, mit denen das Gendern gerechtfertigt und durchgesetzt wird. (FAZ 18.06.b)
- 84) Der Genderstern ist das prominenteste Beispiel dieses ideologischen Kampfes. (Bild 27.05.b)

Die (Selbst-)Inszenierung als sich diesem ideologischen Handeln der »Gender-Ideologen« (Bild 10.01.) entgegenstellende Stimme geht dabei oftmals mit Anmaßungsvokabeln einher, die eine Depersonalisierung der eigenen Position involvieren. Während andere ideologisch handeln, indem sie »einseitig ideologisierte [...] Sprachbilder wie selbstverständlich streuen« (SZ 13.02.) und Teil einer oppressiven Elite sind, spricht aus den Gegner*innen »das ›gemeine‹ Volk« (SZ 13.02.b), das auf faktualer oder Vernunftbasis eine Wahrheit ausspreche (s. dazu auch Kap. 8.4.10 zum Mehrheitstopos und zu den damit verbundenen Anmaßungsvokabeln). Im Anschluss an das oben aufgeführte Zitat von Gal & Irvine zeigt sich, dass Befürworter*innen geschlechterbewusster Sprache als ideologische Outgroup konstruiert werden, während Gegner*innen vermeintlich über einen unideologischen und somit ›wahren‹ Zugriff auf die Wirklichkeit verfügen. Diese Wahrheit wird dabei auch als einsichtig und klare sowie einfache Erkenntnis beschrieben, was die politische Motivation der Befürworter*innen vermeintlich nur weiter offenlege: »Dass Letztere [Partizipien; P. M.] mit Ersteren [geschlechtsübergreifende Maskulina; P. M.] nicht bedeutungsgleich sind, ist offensichtlich und lässt sich bereits Schülern in der Sekundarstufe I durchaus vermitteln, was freilich die Gender-Ideologen nicht anfigt.« (FAZ 11.06.) Die vermeintlich klare »wissenschaftlich[e] Sicht« trage demnach dennoch nicht zur Überzeugung von Befürworter*innen des Genders bei, da »die Genderisten [...] nicht wissenschaftlich, sondern postmodern« (FAZ 13.01.) denken würden; sie hätten vielmehr »ihren Glauben gegen rationale Argumente imprägniert« (FAZ 13.01.). Dem Glauben, d.h. der Ideologie derjenigen, die sich pro geschlechterbewusste Sprache aussprechen, werden in diesem Leserbrief diejenigen gegenübergestellt, die »noch der Wissenschaft und dem Argument verpflichtet« (FAZ 13.01.) seien.

Maihofer & Schutzbach (2015: 211) stellen in ihrer Untersuchung »antigenderistische[r] Diskurse« etwas Vergleichbares fest: In diesen werde eine Trennung von »Wissenschaft/Wahrheit/Objektivität einerseits und Macht/Politik/Ideologie andererseits« behauptet. Die Gegner*innen des Genders schreiben den Befürworter*innen über den Ideologievorwurf somit ein machtpolitisches Interesse zu, das über die indexikalische Verbindung geschlechterbewussten Sprachgebrauchs mit einer Elite, Minderheit, oppressivem Verhalten etc. ebenfalls gestärkt wird, während sie selbst damit (implizit) für sich die Wahrheit in Anspruch nehmen. Darin werde »eine Art absoluter Anspruch auf Wirklichkeit und Wahrheit, ein autoritärer Gestus« deutlich, »den Theweleit als ›Beweisrede‹ des ›Rechthabens‹ bezeichnet [...] oder Foucault als

Bestreben, den anderen vorzuschreiben, »wo ihre Wahrheit liegt und wie sie zu finden ist« (Maihofer & Schutzbach 2015: 211).

Švitek (2018: 188) stellt fest, dass der Ideologievorwurf vor allem konzeptuell schriftlich sei und, da er – anders als andere Vorwurfsaktivitäten – eher im Rahmen öffentlicher Diskussionen als in privaten Streitgesprächen zu finden sei, vorrangig auf die Überzeugung bzw. Akklamation Dritter zielt. Insofern ist es weniger wichtig, ob er die eigentlich Adressierten tatsächlich trifft. Gerade dies macht seine Nutzung für Zeitungstexte, insbesondere für Leserbriefe, vermutlich so attraktiv. Es geht den Verfassenden beim Ideologievorwurf darum, ihre eigene Meinung und Position (die sie nicht als solche, nicht als subjektive auszeichnen⁸⁶) als vernunftbasierte, dem allgemeinen »gesunden Menschenverstand« entsprechende darzustellen. Vor allem aber zielt der Ideologietopos darauf ab, dass die Position und Argumentationen der Gegenseite als falsch, da auf Ideologie und somit (mindestens implizit) auf Verblendung und Verknennung der Fakten beruhend, anerkannt, gelesen und verstanden werden (vgl. Švitek 2018: 189). Damit steht der Topos bzw. Vorwurf der Ideologie auch in Zusammenhang mit dem Topos der Autorität und den darin zu findenden Verweisen auf »die Wissenschaft« bzw. verschiedene Expert*innen als Diskursautorität, wenn bspw. in expliziter Kontrastierung zu einer vermeintlichen »missionarisch-moralische[n] Verordnung« erklärt wird: »Dies hat mit Wissenschaft sehr wenig, mit Ideologie jedoch sehr viel zu tun!« (SZ 09.03.a)

8.4.5 Topos der Autorität

Weil eine Person und/oder Institution mit Autorität bzw. Expertise einen bestimmten Sprachgebrauch befürwortet bzw. ablehnt, sollte dieser (keine) Verbreitung und Verwendung finden.

In den analysierten Texten wird, sowohl in befürwortenden als auch ablehnenden Argumentationen, oftmals auf einen Topos der Autorität zurückgegriffen. Durch den Verweis auf verschiedene Formen von Autorität wird der jeweiligen Haltung genderbewusster Sprache gegenüber oder der Bewertung derselben erhöhte Legitimität verschafft. Der Autoritätstopos dient dabei verschiedentlich auch der Stützung der eigentlichen Schlussregel (vgl. auch Wengeler 2003: 301–302), unterstützt also im Sinne eines *backing* (Toulmin 2003 [1958]: 97) den genutzten Topos. So wird bspw. im Topos der Mehrheit (vgl. Kap. 8.4.10) auf verschiedene (repräsentative) Umfragen verwiesen, die eine breite Ablehnung genderbewussten Sprachgebrauchs belegen und somit der Mehrheitstopos mithilfe des Autoritätstopos gestützt.

Im Folgenden wird anhand der verschiedenen im Topos aufgerufenen Autoritäten eine Differenzierung vorgenommen. Insbesondere Wissenschaft als allgemein positiv konnotierte Kategorie wird im Großteil der untersuchten Texte als Diskursautorität aufgerufen. Dass Wissenschaftler*innen besondere Diskursautorität innehaben, hält auch Gredel (2014: 82) fest: »Gesamtgesellschaftlich geteilte Denk- und Vorstellungswelten [...] sind oftmals in ihren Anfängen von Diskursautoritäten induziert, die der Domäne der

86 Im Gegensatz zu nicht-minimalen Selbstreferenzen, bei denen die explizit markierte Zugehörigkeit zu einer Gruppe die eigene Glaubwürdigkeit und Legitimation erhöhen soll (vgl. dazu weiter unten Kap. 8.4.5.4).

Wissenschaft zugeordnet werden können.« Da der Ideologievorwurf (s. das vorherige Kapitel) fehlende Wissenschaftlichkeit implizit und explizit als Ausgangspunkt nimmt, wird entsprechend auf Wissenschaft und somit vermeintlich gesicherte Erkenntnis verwiesen, um die eigene Position zu begründen bzw. die kritisierte als falsch darzustellen. Der Autoritätstopos, der auf Wissenschaftlichkeit bzw. Wissenschaftler*innen als Autoritäten zur Legitimation der explizierten Meinung verweist, stellt entsprechend ein Gegenstück zum Topos der Ideologie dar. Während mit dem Ideologietopos die Delegitimierung und Abwertung der (Aussagen der) Gegenseite ermöglicht wird, ermöglicht der Autoritätstopos die Legitimation und Aufwertung der eigenen Haltungen.

Dieser Subkategorie im Autoritätstopos wurden unter anderem solche Belege zugeordnet, die – auch lexikalisch – auf (Sprach-)Wissenschaft und einzelne, immer wieder benannte »Expertinnen« (Welt 14.02.) bzw. allgemeiner auf Menschen mit dezidierte Expertise verweisen oder Studien und Umfragen anführen.

Im Anschluss daran werden solche Belege betrachtet, die mit Autorität ausgestattete Institutionen sowie Gesetz und Recht heranziehen, um im Topos der Autorität der jeweiligen Argumentation mehr Legitimität zu verleihen. Zudem werden autoritätsgenerierende nicht-minimale Selbstreferenzen analysiert, die mithilfe verschiedener Kategorien, unter anderem einer behaupteten Wissenschaftlichkeit bzw. Expertise, die ausgedrückte Haltung legitimieren (sollen).

8.4.5.1 Wissenschaft als Diskurautorität

Insbesondere von Seiten der Kritiker*innen des Genders wird auf (Sprach-)Wissenschaft und wissenschaftliche Erkenntnisse zurückgegriffen, um gegen genderbewussten Sprachgebrauch zu argumentieren. Dass Wissenschaft allgemein und insbesondere die Linguistik dabei als relevante Diskursautoritäten begriffen werden, zeigt sich bspw. daran, dass bereits in Überschriften auf sie verwiesen wird:

85) Expertinnen kritisieren neue Gendersprache des Dudens (Welt 14.02.)

86) Sprachwissenschaftler hält Gendern für männerfeindlich (Welt 05.03.)

Für die Leserbriefe zeigt sich der Autoritätstopos mit Berufung auf die Diskursautorität Wissenschaft auch darin, dass Titel der Schreibenden in der Regel aufgeführt werden – der Verweis auf den Dokortitel der Schreiber*in stärkt und legitimiert durch das damit aufgerufene soziale Kapital die jeweilige Positionierung noch einmal mehr (s. auch weiter unten zu nicht-minimalen Selbstreferenzen als andere sprachliche Strategien der Legitimation insbesondere in den Leserbriefen).⁸⁷

87) Der Titel als Bestandteil des Namens muss für Leserbriefe explizit angeführt werden, um zu erscheinen; es scheint sich also um eine bewusste Entscheidung der Schreibenden zu handeln, wie auch ein Blick auf den Prozess des Einreichens von Leserbriefen bei den im Korpus vertretenen Zeitungen zeigt: Bei SZ und Welt bspw. werden nur Post- und E-Mail-Adressen angegeben, an die ein Leserbrief geschickt werden kann; bei den anderen Zeitungen gibt es online Formulare dafür. Im Formular von taz und Bild wird der Titel nicht explizit abgefragt, bei der FAZ dagegen schon. Insbesondere für die Formate, in denen es keine explizite Abfrage des Titels gibt, lässt sich somit argumentieren, dass das Anführen aufgrund des damit einhergehenden Prestiges eine Legitimationsfunktion erfüllt.

Zudem wird der (Sprach-)Wissenschaft ein »seit Jahrtausenden« andauerndes »gründliches Nachdenken und ernsthafte Forschung zu diesem komplexen Gebilde« zugeschrieben, betrieben von »Grammatiker[n], Sprachphilosophen, Sprachwissenschaftler[n]« mit dem Ergebnis, »über Methoden und Erkenntnisse [zu verfügen], die uns erlauben, das Funktionieren von Sprache und auch die Entwicklung von Sprachen immer genauer zu beschreiben« (FAZ 04.03.). Sprachwissenschaftler*innen wird also aufgrund von wissenschaftlicher und andauernder Beschäftigung besondere Expertise und Autorität und somit Legitimität für Äußerungen über diesen Themenbereich zugeschrieben. In den Texten des Korpus wird denn auch wiederholt die vermeintlich besondere Stellung von Linguist*innen aufgerufen und als Legitimationsgrundlage angeführt, wie es auch Felder (2022: 198) allgemeiner für Äußerungen von Linguist*innen in der Öffentlichkeit zu sprachlichen Themen feststellt. Er betont dabei die Gefahr, dass »Äußerungen mit Verweis auf die Sprachwissenschaft als Autoritätstopos in Argumentationen instrumentalisiert werden« – genau dies passiert in den untersuchten Belegstellen. Während Frase & Harnisch (2021: 170) das Stützen von Argumentationen auf Linguistik als Autoritäten aber insbesondere mit Blick auf sichtbare und sich deutlich positionierende Befürworter*innen von geschlechterbewusster Sprache, wie Anatol Stefanowitsch, kritisieren, zeigt sich in den Daten, dass vor allem vonseiten der Gegner*innen genderbewusster Sprache Sprachwissenschaftler*innen zur Stützung angeführt werden.

- 87) Um seine Ablehnung solcher Schreibweisen zu begründen, hat der Rat in seinem Beschluss vom März jene Kriterien wiederholt, denen Genderformen nach Auffassung von Sprachwissenschaftlern gar nicht genügen können. (FAZ 02.06.)
- 88) Denn der Gender-Stern ist sprachwissenschaftlich nichts als purer Unsinn. (FAZ 11.06.)
- 89) Sprachwissenschaftler kritisieren den Duden, der für eine geschlechtergerechte Sprache traditionelle Wortbedeutungen aufgibt. (Welt 14.02.)
- 90) Linguisten kritisieren das als unwissenschaftlich. (Welt 08.01.)
- 91) Es gibt Ansichten, bei denen Sprachwissenschaftler und Deutschlehrer sich an den Kopf fassen. Dazu gehört die Behauptung einiger Befürworter des Genders, ein Wort wie Mieter habe nur die Bedeutung ›Männer‹. (Welt 08.01.)

Auch in Verbindung mit einem Topos der Vielzahl (vgl. Kap. 8.4.10.1), aufgerufen durch die Listung der Personenbezeichnungen, wird auf linguistische Expertise zurückgegriffen, die die Ablehnung genderbewusster Sprache legitimiert:

- 92) Mehr als 11.000 Menschen haben den Aufruf inzwischen unterschrieben, es sind viele Sprachexperten und Sprachpraktiker darunter: Linguisten, Germanisten, Schriftsteller, Lektoren, Übersetzer, Drehbuchautoren, Verleger, Redakteure, Kolumnisten, Pressesprecher, Buchhändler, Fremdsprachenlehrer und Liedermacher haben sich eingetragen. Zu den Unterzeichnern gehören aber auch Schüler, Apotheker, Musikpädagogen, Soldaten, Studenten, Ärzte, Hausfrauen und Friseure. (Welt 25.01.)

Neben den im Zitat genannten Personenbezeichnungen, die linguistische Perspektiven im Rahmen des Autoritätstopos aufrufen, um die Ablehnung argumentativ zu stützen und zu legitimieren, werden auch solche Rollenbezeichnungen genutzt, die eine in der

breiten Bevölkerung geteilte Ablehnung insinuieren, wie Schüler, Studenten oder Hausfrauen.

Einige wenige Verwendungen des Autoritätstopos mit Bezugnahme auf Wissenschaft als Diskursautorität in den untersuchten Daten greifen allerdings auch auf diesen zurück, um sich für Gendern auszusprechen. Sie verweisen dabei insbesondere auf Studien und psycholinguistische Experimente, die zeigen, dass das geschlechtsübergreifende Maskulinum ein männliches Bias evoziert:

- 93) Es ist wissenschaftlich belegt, dass Frauen in unserer Gesellschaft noch immer benachteiligt werden, obwohl es seit vielen Jahren breiter Konsens ist, dass sie es nicht sein sollten. Unsere nicht genderneutrale Sprache ist einer der Gründe dafür. (Bild 02.03.b)
- 94) Psycholinguistische Tests zeigten immer wieder, daß Frauen nur dann mitgedacht würden, wenn man sie auch ausdrücklich erwähne, erläutert Pusch. (Bild 16.01.)

Ebenjene Studien werden aber an anderen Textstellen explizit abgewertet und als unwissenschaftlich beschrieben, weil Studienergebnisse unter anderem als falsch oder oberflächlich bezeichnet werden bzw. mit modalisierenden Adverbien die Aussagekraft eingeschränkt wird:

- 95) Angeblich schließen die Leute [...] vom einen [Genus; P. M.] aufs andere [Sexus oder sexuelle Orientierung; P. M.]. (FAZ 13.03.a)
- 96) In Wirklichkeit ist die Beweiskraft dieser Studien in der Sprachwissenschaft stark umstritten. (FAZ 18.06.b)
- 97) Assoziationen lassen die Kerngrammatik kalt, sie sind ein eher peripherer Bereich des Sprachsystems, bei dem es um Tendenzen geht. All die oft zitierten empirischen Studien entlarven das generische Maskulinum also nicht als Schimäre, denn sie testen nur die assoziativen Aspekte von Sprache. Bei kerngrammatischen Fragen geht es nicht um Prozente, sondern um scharfe Urteile: Grammatisch vs. ungrammatisch. (Welt 07.04.)
- 98) Uns gegenüber beruft sich die Duden-Redaktion auch auf die ›linguistische Forschung‹. Das Buch ›Genderlinguistik‹ von Helga Kotthoff und Damaris Nübling soll hier einen Überblick geben ...
Trutkowski: In dem Kapitel zum generischen Maskulinum wird nahezu ausschließlich auf sogenannte Assoziationsstudien verwiesen. (Welt 12.01.)

In einem Text findet sich eine explizite, auch metasprachliche Verhandlung wissenschaftlicher Forschung als Diskursautorität, die die Diskursautorität wissenschaftlicher Expertise grundsätzlich in Frage stellt, um die Effektivität (vgl. Kap. 8.4.6 zum Topos der Effektivität) genderbewusster Sprache zu negieren:

- 99) Menschen, die gerne übers Gendern reden, Menschen wie ich, behaupten an dieser Stelle, die Forschung zeige, dass eine bestimmte Sprache für die Gleichstellung Konsequenzen hätte. Aber man darf nicht alles glauben, was über ›die Forschung‹ gesagt wird. Was Forschung kann, sind spezifische Aussagen zu spezifischen Fragen, manche suggerieren Vorteile, andere Nachteile des Genderns. Wer Wissenschaft ernst nimmt, der scheut das Ableiten genereller Aussagen aus spezifischer Forschung. Die

Forschung sagt vieles, aber sicherlich nicht, wie und ob sich die Welt wirklich verändert, wenn wir unsere Sprache ändern. (SZ 27.01.)

Neben der Klassifikation von Studien als unwissenschaftlich oder oberflächlich wird zur Abwertung wissenschaftlicher Erkenntnisse vielfach auch auf Beispiel(sätz)e zurückgegriffen. An diesen zeige sich, so die Argumentation, die Falschheit von Studien sowie der geänderten Wörterbucheinträge des Dudens, da »Belege aus Medien und dem tagtäglichen Sprachgebrauch für diese Verwendung [des Maskulinums als geschlechtsübergreifende Form; P. M.] [...] Legion« (Welt 25.01.) seien. Diese Argumentation ist wiederum anschlussfähig an den Ideologievorwurf und die Behauptung der Unwissenschaftlichkeit verschiedener Disziplinen, insbesondere der Gender Studies, aber auch anderer sozial- und geisteswissenschaftlicher Fächer. Im Gegensatz zu den vermeintlich unwissenschaftlichen Studien zum geschlechtsübergreifenden Maskulinum sowie den »falschen« Neudefinitionen des Dudens wird sich auf den Alltagsverstand berufen:

- 100) Zudem beruft sich der Verlag auf Studien, die angeblich zeigen, dass das generische Maskulinum keine geschlechtsneutrale Bedeutung habe. Wie falsch das ist, zeigt schon ein einfacher Satz wie »Jeder Bürger sollte entscheiden können, ob er sich impfen lässt.« (Welt 08.01.)
- 101) Dass die umgeschriebenen Definitionen falsch sind, ist auch leicht zu zeigen. Ein Satz wie »Die meisten Diebe sind Männer« wäre sinnlos, wenn sich Diebe nur auf Männer beziehen würde. Doch genau das sagt die neue Definition auf www.duden.de. [...] Bekanntlich können wir von männlichen Sängern, weiblichen Demonstranten oder weiblichen Politikern sprechen [...]. (Welt 08.01.)

Das Aufzeigen solcher vermeintlich einfacher und einsichtiger Beispiele kann dabei auch im Kontext der Anmaßungsvokabeln verortet werden.⁸⁸ Das angeblich geteilte, semantische (Alltags-)Verständnis der Ingroup (»bekanntlich können wir«) von Wörtern und Sätzen wird aufgerufen, um die geäußerte Position zu stärken, dass genderbewusster Sprachgebrauch auf falschen Prämissen beruhe. Zudem wird er auf diese Weise abermals als elitäres und realitätsfremdes Verhalten charakterisiert.⁸⁹

Während von der Pro-Seite psycholinguistische Forschung im Autoritätstopos zur Stützung der positiven Haltung genderbewusstem Sprachgebrauch gegenüber angeführt wird – deren Aussagekraft von der Kontra-Seite angezweifelt oder negiert wird – werden linguistische Ergebnisse zudem als irrelevant abgetan:

- 102) Mag die Linguistik noch so sehr darauf beharren, dass ein generisches Maskulinum nicht auf das biologische Geschlecht der damit bezeichneten Personen abstellt, so

88 Ausführlicher dazu in Kap. 8.4.10.2.

89 Viele dieser Beispiele basieren dabei auf Personenreferenzen, die mit Blick auf die von Kotthoff & Nübling (2018: 93) vorgeschlagene Referenzialitätsskala vor allem pluralisch auf eine meist unspezifische, große Menge an Menschen referieren und dafür auf Rollen- und nicht Berufsbezeichnungen zurückgreifen. Der Skala und einigen Experimenten zufolge werden solche hochfrequenten Rollenbezeichnungen im Plural durchaus geschlechterübergreifend begriffen (vgl. Bröder 2024: 26) und stärken die Zuschreibung somit durch die entsprechende Auswahl an Referenzen, deren Veränderung vermeintlich unnötig sei.

hat Sprache doch auch eine repräsentative Funktion. Frauen können sich in einem generischen Maskulinum [...] mitgemeint fühlen. Warum sie es sollen, ist aber keine Frage der Grammatik, sondern von gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen. (FAZ 25.05.a)

Der Zusammenhang von Genus und Sexus, der linguistisch als belegt gilt (vgl. z.B. Kotthoff & Nübling 2018: 69–89; Nübling 2020a, 2020b), wird also an dieser Stelle einerseits nicht anerkannt und andererseits auch als irrelevant (vgl. Kap. 8.4.3 zum Topos der Irrelevanz) abgetan; es handele sich nicht um grammatische Fragen, sondern um gesellschaftlich-politische. Die Linguistik wird in Beispiel 102) für den Diskurs nicht als Autorität angenommen, da es sich bei genderbewusstem Sprachgebrauch nicht um ein der Disziplin zugehöriges Thema handele. Dass insbesondere die Grammatikforschung der Linguistik dabei – neben dem höheren Alter von Gegner*innen (vgl. Kap. 8.2 zur Zuschreibung von Positionierungen geschlechterübergreifender Sprache gegenüber anhand von Alter sowie weiter unten zu Selbstreferenzen) – als Gendern gegenüber ablehnend wahrgenommen wird, zeigt sich auch in einem parodierenden Artikel in der *taz*:

- 103) Erst wenn [...] die letzte emeritierte Professorin der Linguistik in der FAZ erklärt haben wird, warum das generische Maskulinum ein unverzichtbares Bauteil im feinen Mechanismus der deutschen Grammatik ist [...]. (*taz* 26.03.)

Ähnlich wie es in Kapitel 8.3.2.2. bereits für die Eigennamen unter den *Keywords* beschrieben wurde, werden auch im Autoritätstopos Expert*innen, auf die sich unter anderem durch Zitate bezogen wird, meist benannt. Dabei wird in der Regel zusätzlich ihr jeweiliger Beruf, bspw. als Professorin, sowie der Wirkungsort genannt. Zum einen ist dies der Textsorte Bericht geschuldet, die ihre jeweiligen Protagonist*innen vorstellen muss, zum anderen wird der jeweiligen Aussage dadurch aber auch verstärkte Legitimation verschafft, da für sie durch personifizierte Expertise gebürgt wird (vgl. zu diesem Muster im Diskurs um Gender Studies Näser-Lather 2020). In Anlehnung an das »celebrity cachet« (Jaworski & Thurlow 2009: 203) lässt sich an dieser Stelle von einem *expert cachet* sprechen; einem Gütesiegel für die jeweilige vorgebrachte Haltung und Argumentation durch benannte und zitierte Expert*innen. Während Alker-Windbichler (2021: 554) die Berufung auf die »Linguistik und Germanistik sowie ihre generischen Vertreter*innen« ebenfalls als argumentationsstützend in Debatten um genderbewusste Sprache wahrnimmt, erklärt sie, dass Argumentationen mit spezifischen Referenzen in der Regel angegriffen werden. In den untersuchten Daten zeigt sich dies – vermutlich auch durch die Textsorte bedingt – nicht; vielmehr scheint die spezifische Referenz auf Sprachwissenschaftler*innen den Autoritätstopos noch zu stärken – so sehr, dass in einzelnen Artikeln mehrere Sprachwissenschaftler*innen detailliert angeführt werden:

- 104) Gendersternchen und Genderdoppelpunkte im Schriftverkehr von staatlichen Stellen und an Universitäten sind mit den in Deutschland geltenden Rechtschreibregeln nicht gedeckt, sagt der seit 2015 Vorsitzende der Gesellschaft für deutsche Sprache, Peter Schlobinski (67). Er ist Professor für Germanistische Linguistik an der Universität Hannover. (Bild 26.05.a)
- 105) Die Grammatik-Expertin Prof. Gisela Zifonun warnte bereits 2018 vor einer Abschaffung des generischen Maskulinums [...]. (Welt 14.02.)

- 106) Auch die Mannheimer Linguistik-Professorin Angelika Wöllstein gibt zu bedenken [...]. (Welt 14.02.)
- 107) Und das [die Duden-Entscheidung] bringt Sprachwissenschaftler nun richtig auf die Palme. Der Potsdamer Linguist Peter Eisenberg [...]. (Welt 08.01.)
- 108) Auch die Münchner Sprachwissenschaftlerin Elisabeth Leiss kritisiert das Umschreiben der Definitionen scharf. (Welt 08.01.)
- 109) Ewa Trutkowski, Sprachwissenschaftlerin an der Freien Universität Bozen [...]. (Welt 08.01.)
- 110) Klatte [gemeint ist Holger Klatte, der Geschäftsführer des VDS; P. M.] (studierte Sprachwissenschaften und Germanistik in Bamberg) [...]. (Bild 10.01.)

8.4.5.2 Institutionen mit Autorität

Wie bereits in Kapitel 8.3.2.2 bei der lexikalischen Analyse ausgeführt, wird die Autorität des Dudens zwar verschiedentlich, insbesondere nach und aufgrund der Änderung der Personenbezeichnungen in der Online-Version, angezweifelt bzw. negiert, dennoch finden sich einige Belege, die ihn nach wie vor als Autorität fassen und somit als Legitimationsgrundlage für die eigene Haltung heranziehen. Der Autoritätstopos dient dabei unter anderem als *backing* für die erklärte Modernität und Alltäglichkeit genderbewusster Sprache: »Die Zeit des generischen Maskulinums, also Personen oder Berufe rein männlich zu bezeichnen und alle anderen mit zu meinen, ist endgültig vorbei [...]. Bester Beleg dafür ist der Duden, der seine Online-Ausgabe konsequent gendert.« (Welt 14.01.) Weil der Duden in seiner Online-Ausgabe konsequent auf genderbewusste Sprache setze, sei also deutlich, dass genderbewusster Sprachgebrauch verbreitet und somit normalisiert sei – »der Duden [führt] längst die Ärztin und die Mieterin auf« (SZ 13.05.). Dem Duden wird an dieser Stelle Autorität und Vorbildcharakter in Bezug auf Personenreferenzen in der deutschen Sprache zugeschrieben.⁹⁰

Der Autoritätstopos mit Bezug auf den Duden als Autorität wird auch in semantischen Fragen, d.h. solchen, die mit Beispielen die Semantik einzelner Wörter und dabei die Effektivität des geschlechtsübergreifenden Maskulinums (vgl. Kap. 8.4.6 zum Topos der Effektivität) und Irrelevanz genderbewusster Formen erklären wollen, herangezogen: »Bäcker ist und bleibt aber ein Beruf, der ebenso von Frauen wie von Männern ergriffen werden kann. So steht es bislang noch richtig im Duden [...]« (FAZ 11.01.b). Weil im Duden richtigerweise (zum Topos der Richtigkeit weiter unten) erklärt wird, dass »Bäcker« als geschlechtsübergreifendes Maskulinum auch Bäckerinnen umfassen kann, bestehe keine Notwendigkeit, auf Genderformen zurückzugreifen. Gleichzeitig wird in diesem Zitat aber auch über den Topos der Gefahr (vgl. dazu Kap. 8.4.8) (»bislang noch«) insinuiert, dass sich diese semantische Beschreibung ändern könne. In anderen Belegen

90 Etwas Ähnliches lässt sich auch mit Blick auf den Journalismus und öffentlich-rechtliche Medien feststellen. Die diesen zugeschriebene Nutzung und Verbreitung genderbewusster Sprache (vgl. Kap. 8.2.2 zu den Indexikalitäten und dass auch den Medien und insbesondere den öffentlich-rechtlichen Medien Gendern zugeschrieben wird) dient mithilfe des Autoritätstopos der Legitimation der Nutzung genderbewusster Sprachformen. Da auch dort, »in den Nachrichten- und Informationsformaten des öffentlich-rechtlichen Rundfunks« (Bild 16.01.) genderbewusste Sprache genutzt würde und sich »im journalistischen Sprachgebrauch immer mehr durch[setzt]« (Welt 18.01.), könne sie als normalisiert und nutzungswürdig verstanden werden.

wird daran anknüpfend metasprachlich die Rolle des Dudens verhandelt und seine Definitionsmacht negiert, insbesondere im Nachgang der Entscheidung zur Erweiterung der Definitionen des Online-Dudens: »Doch diese Definitionshoheit besitzt der Duden für viele: Was im Duden steht, so dachte man bislang, stimmt.« (Welt 25.01.) Die Autorität des Dudens, d.h. sein Status als *ideology broker* wird dabei als durch die Entscheidung beschädigt beschrieben – diese Zuschreibung ist relevant genug, um in der FAZ als Überschrift hervorgehoben zu werden (vgl. Bsp. 111) & 112):

111) Der Duden ist keine Autorität mehr (FAZ 08.02.)

112) Auf den Duden ist kein Verlass mehr (FAZ 14.01.)

Anders als auf den Duden, wird sich in den analysierten Texten auf den Rat für deutsche Rechtschreibung öfter positiv bezogen, insbesondere von Kritiker*innen des Genders. Die beiden Institutionen werden dabei auch explizit miteinander kontrastiert, insbesondere in Hinblick auf die jeweilige Definitionsmacht, wobei dem Rat für deutsche Rechtschreibung mehr Autorität zugeschrieben wird, da dieser »das maßgebliche Gremium für die amtlichen Regeln der Orthographie sei« (FAZ 02.06.):

113) Die Duden-Redaktion, die ebenfalls einen Sitz im Rechtschreibrat hat, verfolgt eine ganz andere Linie als der Rat. Seit der Duden sein Monopol und damit seine Verbindlichkeit eingebüßt hat, stehen die geschäftlichen Interessen im Vordergrund. Alle drei Jahre erscheint ein neuer Duden. Die letzte Neuauflage war schneller ausverkauft, als sich der Verlag das wohl je hätte vorstellen können. (FAZ 02.06.)

114) Der Duden hat keine Macht über die Sprache, seit der Rechtschreibreform hat er nicht mal mehr das Rechtschreibmonopol, das liegt beim Rat für Deutsche [sic!] Rechtschreibung. (SZ 27.01.)

Auch in Bezug auf den Rat wird dessen (sprach-)wissenschaftliche Expertise als Grundlage für die zugeschriebene Autorität aufgerufen. Es handele sich um einen »Expertenrat«, ein »Expertengremium« (Bild 27.03.) und »Fachleute« (FAZ 02.06.). Da der Rat für deutsche Rechtschreibung als Expertengremium Sonderzeichen, wie den Asterisk, Doppelpunkt oder Unterstrich, abgelehnt hat (vgl. Kap. 3), wird die Ablehnung dieser Formen des Genders durch die Inanspruchnahme der und Bezugnahme auf die Autorität des Rats legitimiert.

Während es sich sowohl beim Duden als auch beim Rat für deutsche Rechtschreibung im untersuchten Diskursausschnitt zusammenfassend also um *ideology broker* zu handeln scheint, deren Aussagen zum Gendern besonderes Gehör geschenkt wird, zeigen sich unterschiedliche Verhandlungen ihrer Diskursautorität. Die Autorität des Rats wird nicht in Frage gestellt, vielmehr finden sich verschiedene erläuternde Textstellen zu dessen Zusammensetzung und Arbeitsweise und eine Hervorhebung des staatlichen Auftrags des Gremiums (vgl. z.B. FAZ 02.06.). Der Duden dagegen wird zwar auch von Gegner*innen durchaus noch als Diskursautorität wahrgenommen – sichtbar bspw. in den Belegen, in denen zur Klärung der Semantik von Wörtern und der damit verbundenen behaupteten Effektivität des geschlechtsübergreifenden Maskulinums, auf den Duden verwiesen wird⁹¹ –, vor allem nach der Entscheidung zur Erweiterung der Online-

91 Um weitere Belege zu nennen: »Ich habe nachgeschlagen, wie der Duden das Wort ›Freund‹ behandelt [...]« (FAZ 18.02.); »Für Arzt, Mieter, Apotheker etc. gibt es zwei Verwendungsweisen [...]:

Ausgabe aber wird diese Autorität immer wieder in Frage gestellt. Auffällig ist, dass vor allem Kritiker*innen des Genders auf den Autoritätstopos in Verbindung mit diesen Institutionen⁹² zurückgreifen. Während dies für den Rat dadurch erklärt werden kann, dass seine abwartende Haltung gegenüber genderbewusstem Sprachgebrauch mit Sonderzeichen (vgl. Rat für deutsche Rechtschreibung 2021b) Ablehnung legitimiert, ist es für den Duden nicht so eindeutig zu interpretieren. Trotz der metasprachlichen Verhandlung der – durch die Entscheidung der Erweiterung fehlenden bzw. abnehmenden – Autorität in sprachlichen Fragen, wird der Duden scheinbar noch als sprachnormierende Institution wahrgenommen (vgl. Acke 2019: 309). Die Institutionen stehen im Autoritätstopos metonymisch für geltende Rechtschreib- und Grammatikregeln. Mit Bezug auf grammatische Regeln (für die eben metonymisch auch der Duden steht) kann genderbewusste Sprache mit dem Topos der Richtigkeit abgelehnt werden, da sie »grammatikalisch falsch« (Welt 24.02.) sei und »grammatisch falsche Sprachbilder« (SZ 13.02.) oder Wörter »unter Vernachlässigung grundlegender Grammatikregeln« (FAZ 14.02.b) in »orthographisch und grammatisch fehlerhaftem Stil« (Welt 08.01.) gebildet würden. In genderbewusster Sprache »wimmelt [es] nur so [...] an Sprachkonstruktionen, die sich in keinem Regelwerk der deutschen Sprache finden« (Welt 30.05.e).

Die Berufung auf diese Institutionen, denen Autorität in Bezug auf sprachliche Fragen zugeschrieben wird, kann im Rahmen des Autoritätstopos als *backing* der Ablehnung des Genders als inkorrekt gelten. Es handelt sich dann nicht mehr nur um eine politische Entscheidung, bspw. der Hamburger CDU, oder eine subjektive, wie sie in Leserbriefen geäußert wird, sondern vielmehr um eine, die sich auf grammatische Regeln berufen kann. Dies erklärt auch das besonders frequente Vorkommen des Topos der Richtigkeit, gestützt durch einen Autoritätstopos mit Bezug auf Grammatik bzw. die Regeln der deutschen Sprache, wie sie durch diese Institutionen belegt würden, in Leserbriefen. Die Bezugnahme auf den Rat für deutsche Rechtschreibung beruft sich auch auf den staatlichen Auftrag des Gremiums (vgl. z.B. FAZ 02.06.) gegenüber dem, bspw. in Bsp. 113) insinuierten rein geschäftlichem Interesse des Duden-Verlags. Auch weitere Institutionen, die mit staatlichen Institutionen in Verbindung stehen, werden im Autoritätstopos angeführt.

8.4.5.3 Gesetz und Recht

In einigen Belegen wird ein Autoritätstopos aufgerufen, der sich auf Gesetze bzw. die rechtliche Grundlage bezieht. Gesetze, rechtsprechende und -setzende Institutionen werden als normsetzend für menschliches Handeln verstanden und somit als

eine generische und eine (männlich) spezifische. Die erste wird im »Duden Universalwörterbuch der Deutschen Sprache« so erläutert [...]« (SZ 16.03.c).

- 92 Neben diesen beiden Institutionen werden in einem Artikel der *Welt* (12.06.a) zum Landespartei-tag der Hamburger CDU, auf dem diese ihre Ablehnung genderbewusster Sprache beschließen wolle, auch »Unterstützung [...] von der Gesellschaft für Deutsche [sic!] Sprache« sowie »Zuspruch [...] unter anderem von der Gesellschaft für Deutsche [sic!] Sprache« angeführt. Die Ablehnung genderbewusster Sprache durch die CDU, die damit eine politische Haltung ausdrückt, wird durch Berufung auf die Autorität der Gesellschaft für deutsche Sprache, die, so der Artikel weiter, »den Einsatz von Gendersternchen [...] nicht von den in Deutschland geltenden Rechtschreibregeln gedeckt sieht«, legitimiert.

Autoritäten angesehen. Dieser Autoritätstopos dient vor allem Befürworter*innen geschlechterbewusster Sprache zur Stützung eines Relevanztopos, da die Notwendigkeit dieser sich aus Gesetzen ergebe bzw. von diesen vorgeschrieben werde, wie bspw. im Urteil des Bundesverfassungsgerichts zum dritten Geschlecht (vgl. Bild 13.04.):

- 115) Die Gleichbehandlungsgesetze sorgen dafür, dass in der Verwaltung der ›Gebrauch der männlichen Form und das praktisch gedachte, aber wirkungslose ›Mitmeinen‹ von Frauen‹ jetzt gesetzlich nicht mehr zulässig seien [...]. (taz 06.02.)
- 116) Und es ist gesetzlich vorgeschrieben, dass die Gleichstellung in Rechtsnormen auch sprachlich zum Ausdruck kommt. (Welt 23.05.)

Auch Gegner*innen des Genders greifen allerdings auf den Autoritätstopos des Rechts zurück, um ihre Ablehnung zu legitimieren. Da genderbewusster Sprachgebrauch auch aus juristischer Perspektive nicht zugelassen sei, sind bspw. Richtlinien und Leitfäden und anderweitige Regelungen, wie der Punktabzug in der Studienleistung eines Studierenden in Kassel, nicht gerechtfertigt:

- 117) Darin wird sogar darauf hingewiesen, dass die ›Handlungsempfehlung‹ für die neue Sprache ›aus formaljuristischer Sicht (...) im Widerspruch zum Senatsbeschluss von 1995 steht‹. Heißt: Das angestrebte Vorgehen ist gar nicht erlaubt. (Bild 14.04.)
- 118) Der Staatsrechtsprofessor Christoph Gröpl aus Saarbrücken mahnte sogar, das Vorgehen der Uni sei womöglich ›rechtlich unvertretbar.‹ (Welt 01.04.)

8.4.5.4 Nicht-minimale Selbstreferenzen – eigene Erfahrungen und Identitätsmerkmale als autoritätsstiftend

Neben dem Anführen von und Berufen auf externe Autoritäten wie (Sprach-)Wissenschaft(ler*innen), Gesetzestexte und andere Regelungen sowie Institutionen wie den Duden und den Rat für deutsche Rechtschreibung werden in den untersuchten Daten verschiedene Identitätskategorien in nicht-minimalen Selbstreferenzen aufgerufen, die Diskursautorität aufgrund unterschiedlicher, mit den jeweiligen durch die Sprecher*in bzw. Schreiber*in reklamierten Identitäten und mit diesen verbundenen Eigenschaften versprechen. Diese Belege zeigen damit, dass Autorität auch auf diese Weise diskursiv hergestellt ist und über Verfahren unter anderem der Selbstpositionierung beansprucht werden kann (vgl. Spitzmüller & Warnke 2011: 180). Daher werden sie ebenfalls als Teil des Autoritätstopos gefasst. Da die Selbstreferenzen insbesondere in den Leserbriefen eine Rolle in der Legitimation der jeweiligen Haltungen und Argumentation einnehmen, werden sie im Folgenden ausführlicher als Formen der Positionierung beschrieben und analysiert. Anders als beispielsweise im Ideologietopos liegt bei dieser Verwendung des Autoritätstopos keine Depersonalisierung vor, mit der ein vermeintlich objektiver Blick ›von außen‹ insinuiert wird, sondern die jeweilige Argumentation wird explizit durch eine Positionierung in der Sprechrolle bzw. -identität gestärkt (vgl. auch Kern & Spieß 2024: 15). Die Einnahme einer Position, die für den Diskurs besondere Autorität beanspruchen kann, legitimiert dabei die subjektive, vorgebrachte Meinung. Das Wissen, das über die Einnahme bestimmter Positionierungen, aufgerufen durch die nicht-minimalen Selbstreferenzen, verdeutlicht wird, kann somit auch als *knowledge by acquaintance* (vgl. Spitzmüller & Warnke 2011: 42) charakterisiert werden: Die Positionierungen greifen auf direkte Erfahrungen der Akteur*innen und das sich daraus

ergebende Wissen zurück (vgl. Merten 2025: 305). Nicht-minimale Selbstreferenzen können durch die damit verbundene Legitimation der jeweiligen Meinung daneben auch als Immunisierungsstrategien der jeweiligen Haltung, d.h. der jeweiligen Bewertung genderbewusster Sprache verstanden werden. Die Immunisierung gegenüber einer Infragestellung der in den Selbstreferenzen aufgerufenen Autoritäten liegt auch darin begründet, dass die Positionierung – zumindest in der Konstruktion mit *als – en passant* geschieht; sie ist nicht der Fokus der jeweiligen Äußerung, sondern kann als präsupponiertes Wissen eingeführt werden (vgl. auch Günthner i.V.). Zudem würde das Aufgreifen und Infragestellen der Selbstpositionierung durch andere ein Eindringen in eine persönliche Domäne bedeuten, für die die, die Selbstreferenz äussernde Person einen höheren epistemischen Zugang beanspruchen kann.

Vor allem die Leserbriefe im Korpus beinhalten subjektive Einstellungsäußerungen gegenüber genderbewusstem Sprachgebrauch, was auch in der Textsorte begründet liegen dürfte.⁹³ Leser*innen der Zeitung kommentieren bspw. erschienene Artikel oder äußern, allerdings seltener, unabhängig davon eigene Meinungen zu verschiedenen Themen. Leserbriefe erfüllen damit, so Schröter (2021: 231), zwei Hauptfunktionen: Mit ihnen sollen andere überzeugt werden, zum anderen aber sollen auch Affekte ausgedrückt werden. Leserbriefe sollen also subjektive Haltungen aufzeigen. Als Möglichkeit, das Sprechen über die eigene Meinung zu markieren, ist mit der Grice'schen Kommunikationsmaxime der Quantität (vgl. Grice 1975: 45) und Sacks & Schegloffs (1979) Argumentationen zu Präferenzen bei der Referenz auf an- und abwesende Personen an diesen Stellen insbesondere die 1. Person Singular erwartbar.⁹⁴ Besonders in den medialen Daten finden sich aber explizite Selbstreferenzen, die über eine minimale Form wie die 1. Person Singular hinausgehen und deiktische Pronomina mit nominalen Kategorisierungen expandieren.⁹⁵ Die Analyse der (linguistischen) Konstruktion von Subjektpositionen heben Bucholtz & Hall (2004: 472) als relevant hervor. Für die Analyse dieser Belege erscheint mir die Erweiterung des Positionierungsbegriffs von Lucius-Hoene & Deppermann (2004: 168) sinnvoll. Sie verstehen unter Positionierung Praktiken,

mit denen Menschen sich selbst und andere in sprachlichen Interaktionen auf einander bezogen als Personen her- und darstellen, welche Attribute, Rollen, Eigenschaften und Motive sie mit ihren Handlungen in Anspruch nehmen und zuschreiben, die ihrerseits funktional für die lokale Identitätsher- und -darstellung im Gespräch sind [...].

93 Dies könnte erklären, warum in den untersuchten Texten der *Bild*-Zeitung keine nicht-minimalen Selbstreferenzen zu finden sind; bei der Korpusrecherche wurden keine Leserbriefe für die *Bild* gefunden. Eine andere Erklärung wäre die Bevorzugung der Verwendung von Anmaßungsvokabeln und der damit einhergehenden Depersonalisierung und Objektivierung der vertretenen Positionen bei der *Bild*-Zeitung.

94 »If they are possible, prefer recognitional« (Sacks & Schegloff 1979: 17) und für die im Folgenden analysierten Fälle insbesondere »On occasions when reference is to be done, it should preferably be done with a single reference form.« (Sacks & Schegloff 1979: 16).

95 Wenngleich sich auch in den Interviewdaten, aber in geringerer Zahl, entsprechende Belege finden. S. dazu Kap. 10.5.3.

Der Fokus dieses Verständnisses liegt somit auf der qualitativen Dimension der Identitätskonstruktion, d.h. auf den Aspekten sprachlicher Handlung, mit denen die Sprecher*innen sich insofern selbst präsentieren, als sie sich im sozialen Raum positionieren und damit ihrem Gegenüber zeigen, wie sie verstanden werden wollen (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2004: 168–169). Sie tun dies, indem sie auf persönliche Merkmale und soziale Identitäten – in den analysierten Texten bspw. Vater, Feministin oder Lehrer – sowie damit verbundene Rechte oder moralische Ansprüche und Attribute, bspw. besonderes (Erfahrungs-)Wissen, zurückgreifen (vgl. König 2014: 57).

Die sprachliche Realisierung einer Positionierung ist Lucius-Hoene & Deppermann (2004: 171) zufolge nicht mit einer einzigen Form verbunden, vielmehr könne jede beliebige sprachliche Handlung Positionen zuweisen. König (2014) untersucht in diesem Kontext aber vor allem »Verfahren personenbezogener Kategorisierungen« und Whitehead & Lerner verweisen in ihrem Beitrag zu nicht-minimalen Selbstreferenzen auf West & Fenstermaker (2002), um aufzuzeigen, dass insbesondere Selbstkategorisierungen im Format *Sprechen als* für nicht-minimale Selbstreferenz genutzt werden (vgl. Whitehead & Lerner 2021: 4). Die Untersuchung dieser Referenzformen erlaubt einen Einblick in die Selbstpräsentationen, da sichtbar wird, welche Eigenschaften in der Selbst- und Fremdbeschreibung als salient und relevant für die zu vollziehende sprachliche Handlung – im untersuchten Diskurs die Positionierung gegenüber und Bewertung von genderbewusstem Sprachgebrauch – gesehen werden (vgl. De Fina 2006: 351). Mit der über ein minimales deiktisches Pronomen hinausgehenden und damit zusätzlichen (Selbst-)Kategorisierung wird eine Eigenschaft der Sprecher*in besonders hervorgehoben, die eine Aussage bspw. plausibilisieren oder legitimieren soll (vgl. Zifonun 1998: 8; Torres Cajo 2022: 8–9). Positionierungen und die damit einhergehende Markierung von als relevant erachteten Identitätsaspekten, verweisen dabei auf »soziale und moralische Deutungshorizonte« (Lucius-Hoene & Deppermann 2004: 172); sie gelten Whitehead & Lerner (2021: 3) daher auch als »store house« und »filing system for common-sense knowledge«. Die Analyse entsprechender Kategorien im Diskurs um genderbewussten Sprachgebrauch erlaubt also einen Einblick in die für Positionierungen als relevant erachteten Merkmale der Sprecher*innen und erfüllt somit auch ein diskursanalytisches Interesse der Arbeit an relevant gesetzten Kategorien, Personen und Verhaltenstypen.⁹⁶

Gleichzeitig sind Kategorisierungen von Status und Rolle, die im Diskurs zu finden sind, erst dann von Relevanz, wenn sie (diskursiv) mit Verhalten verbunden werden: »[...] role and status categories are of little significance to social relations unless linked to emblems, that is, to perceivable behaviors that index social personae« (Agha 2007: 243–244). Eine Untersuchung der in den Debatten aufgerufenen Kategorisierungen ist also nicht losgelöst und ›an sich‹ von Interesse, sondern vor allem insofern, als analysiert werden soll, wie diese im Diskurs wirksam werden bzw. mit welchen Positionen gegenüber genderbewusster Sprache sie verknüpft werden und mit welchen Personen- und Verhaltens-

96 S. Torres Cajo (2022: 9) zur Unterscheidung und dem Zusammenhang von *capital-D* und *small-d* Diskursen bei der Untersuchung diskursiver Identitätsherstellung. In diesem Kapitel geht es mir um den Schluss auf *capital-D* Diskurse, d.h. um die Deduktion von auf gesellschaftlicher Ebene für den Diskurs um geschlechterbewusste Sprache relevanter Identitäten. Der Ausgangspunkt sind dabei die *small-d* Diskurse im Sinne von lokal, in den Texten her- und dargestellten Identitäten.

typen verschiedene Formen genderbewussten Sprechens verbunden werden (vgl. auch Spitzmüller 2023: 49–50). Gal & Irvine (2019) zeigen dies mit ihrem Begriff der Perspektive ebenfalls auf. Perspektiven sind für sie »the point of view or line of sight that biographical persons can take up and bring to bear on a situation« (Gal & Irvine 2019: 16). Diese seien veränderbar, sodass unterschiedliche Perspektiven zum Tragen kommen können bzw. in den Vordergrund gestellt werden können. Perspektiven werden dabei von sie nutzenden Personen anhand von ihnen zur Verfügung stehenden sozial konventionellen Kombinationen konstruiert: »In semiotic terms, perspectives are clusters of conventional conjectures that are presumed by ideological work to go together, in some sense, in a particular time-place.« (Gal & Irvine 2019: 16) Mit Bezug auf Spitzmüllers (2013) Modell metapragmatischer Positionierung zeigt sich, dass eine Verbindung und gegenseitige Beeinflussung der aufgeführten Ecken des Modells zu konstatieren ist. Die Untersuchung in diesem Unterkapitel soll aufzeigen, inwiefern und welche Kategorisierungen mit bestimmten Einstellungen gegenüber genderbewusster Sprache verbunden werden bzw. als bereits in geteiltem Wissen verbunden gelten und insofern aufgerufen werden können, um Argumentationen zu stützen oder zu entkräften. Herausgearbeitet wird demnach, welche Eigenschaften, Rollen und Attribute bereits mit einer Haltung pro oder kontra geschlechterbewusster Sprache verbunden sind und somit genutzt werden können, um die eigene Argumentation zu stützen. Die in den nicht-minimalen Selbstreferenzen aufgerufenen Kategorien können gewissermaßen als für die Debatte bereits saliente Slots oder Positionen aufgefasst werden, in die sich Diskursakteur*innen einschreiben und die durch diese Einschreibung wiederum als relevant hervorgebracht werden. Es gibt, so die Vermutung, aufgrund indexikalischer Verfestigungen bereits bestimmte Personae, für die bestimmte Positionierungen gegenüber geschlechterbewusster Sprache erwartbar sind und deren Positionen daher mittels sprachlicher Kategorisierung eingenommen werden können (vgl. Torres Cajo 2022: 20).⁹⁷

»Ich als« und »Ich bin« – syntaktische und lexikalische Beschreibung der nicht-minimalen Selbstreferenzen

Ähnlich wie es West & Fenstermaker (2002) oder Torres Cajo (2022) festhalten, zeigt sich auch in den untersuchten Daten, dass nicht-minimale Selbstreferenzen bzw. Selbstkategorisierungen vor allem über nominale Beschreibungen vollzogen werden, die in Verbindung mit dem deiktischen Personalpronomen der 1. Pers. Sg. stehen. In der syntak-

97 Diese Überlegungen sind vergleichbar mit den *membership categorization devices* (vgl. Schegloff 2007). Mit diesen Kategorisierungen anhand von bestehenden und verfestigten Kategorien geht gesellschaftliches Wissen um bestimmte Eigenschaften der jeweiligen so kategorisierten Interaktionsteilnehmer*innen einher (vgl. für einen Überblick zu MCDs und ihrem Zusammenhang mit Positionierung Torres Cajo 2022: 28–32). Auch Heritages (2012: 7) Konzept des relativen epistemischen Status ist anschlussfähig an diese Überlegungen: »In sum, we are here dealing with relative epistemic status as a consensual and thus effectively ›real‹ state of affairs, based upon the participants' valuation of one another's epistemic access and rights to specific domains of knowledge and information.« Anhand der aufgerufenen nicht-minimalen Selbstreferenzen zeigen sich für den Diskurs um geschlechterbewusste Sprache relevante Zugänge zu epistemischen Domänen, vor deren Hintergrund die eigene Positionierung gestützt werden kann.

tischen Umgebung werden dann in der Regel die Kopula *bin* oder der Adjunktor⁹⁸ *als* (vgl. dazu Zifonun 1998; Günthner i.V.; Merten 2025: 305) genutzt. Die Stellung der Adjunktorphrase bzw. nicht-minimalen Selbstreferenzen im Satzzusammenhang variiert in den analysierten Belegen. Die jeweilige Position scheint dabei der Verstärkung oder Abschwächung der Subjektivität des *Stances* zu dienen. Insbesondere Inversionen, d.h. das Vorziehen der Kategorisierung in das Satzvorfeld, die in diesen Fällen nur mit *als* und nicht mit einer Kopula realisiert wird, stellt die Kategorie in den Vordergrund, die damit rhematisiert und präferiert auf den ganzen Satz bezogen wird (vgl. Zifonun 1998: 14). Damit wird das per Rolle aufgerufene Wissen verstärkt und die Markierung der Subjektivität der Aussage abgeschwächt. Im folgenden Beispiel 119) hebt der Sprecher seine Rolle *als Vater* und das damit verbundene besondere Wissen über die Benachteiligung seiner Söhne gegenüber seinen Töchtern durch die nicht mehr vollständige Nennung von *Masculina* hervor. Damit einher geht eine gewisse Depersonalisierung und ein *Sprechen für* – in diesem Fall für alle Väter (vgl. für dieses Phänomen auch Kap. 8.4.10.2 zu Anmaßungsvokabular).

119) Als Vater von jeweils zwei erwachsenen Töchtern und Söhnen weiß ich, wovon ich spreche. (SZ 16.02.)

Demgegenüber betont Beispiel 120) die Evaluation von genderbewusstem Sprachgebrauch als »Qual«. Die Verstärkung dieser Positionierung durch die Selbstkategorisierung ist weniger relevant und findet nur über einen Einschub statt.

120) Das Lesen etwa von literaturwissenschaftlichen Aufsätzen mit Genderstern ist eine Qual, und nach redlichem Bemühen, die Durchsternung auszuhalten, oft bis zum dritten Anlauf, breche ich, ein Leser weiblichen Geschlechts, in der Regel ab. (FAZ 12.01.a)

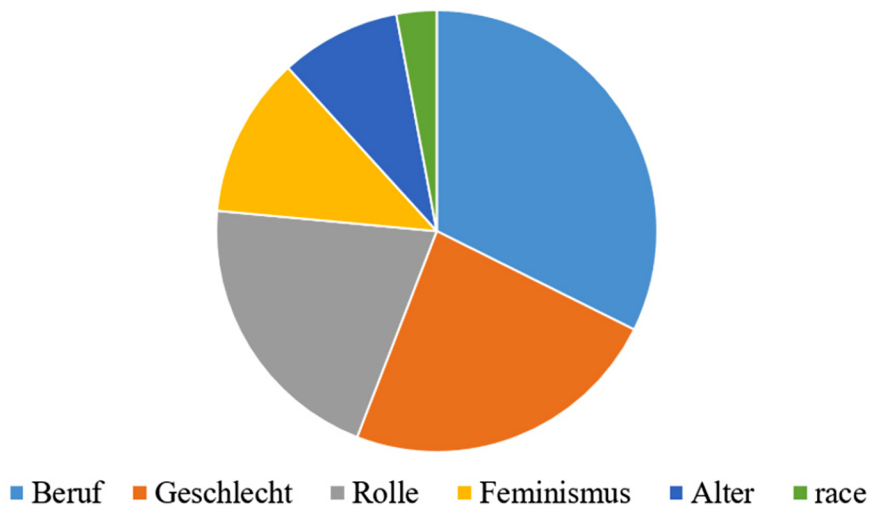
Ebenjene Belege, die als Parenthesen oder mit der Adjunktorphrase mit *als* eingebettet im Satz realisiert werden, positionieren die Sprechenden mit Blick auf aufgerufene Identitäten eher *en passant*; die Selbstkategorisierung ist in diesen Fällen vor allem funktional, um die im Sprachhandeln zentralere Positionierung gegenüber geschlechterbewusster Sprache zu legitimieren (vgl. Torres Cajo 2022: 76) – der »Leser weiblichen Geschlechts« bricht die Lektüre ab; die Qual resultiert zwar nicht aus der Geschlechtlichkeit, setzt diese allerdings besonders relevant.

Im Korpus finden sich sechs verschiedene, durch nicht-minimale Selbstreferenzen aufgerufene Identitätskategorien, deren Häufigkeit sich folgendermaßen aufschlüsseln lässt:⁹⁹

98 Die Bestimmung des *als* in den analysierten Daten ist bislang strittig (vgl. Günthner i.V. für eine Diskussion). Ich schließe mich an dieser Stelle der Verwendung Zifonuns (1998) und Günthners (i.V.) an und beschreibe es als Adjunktor.

99 Einige der Zitate sind hierbei mehreren Kategorien zugeordnet, da in ihnen mehrere, aufeinanderfolgende (aber nicht kombinierte) nicht-minimale Selbstreferenzen angeführt sind, bspw. in der *taz* (28.01.): »So schreibe ich, weil ich Bock drauf hab. Nicht unbedingt aus Protest, sondern weil es mich nicht juckt, wie es der deutschen Sprache geht. Das sage ich als Autor_in und als eine Person, die sich mit Linguistik auseinandersetzt.« Dieser Beleg wurde zum einen der Kategorie Beruf (»Autor_in«), zum anderen der Kategorie Rolle (»als eine Person, die sich mit Linguistik auseinandersetzt«) zugeordnet.

Abb. 4: Verteilung der Kategorien nicht-minimaler Selbstreferenzen nach Quelle



(Eigene Darstellung)

Tab. 5: Verteilung der Kategorien nicht-minimaler Selbstreferenzen nach Quelle

Kategorie	Anzahl je Quelle					Gesamtzahl
	FAZ	SZ	Die Welt	Bild	taz	
Beruf	6	1	3	0	1	11
Geschlecht	3	1	2	0	2	8
Rolle	1	2	3	0	1	7
Feminismus	1	0	0	0	3	4
Alter (nur in Kombination mit Geschlecht)	1	0	0	0	2	3
race ¹⁰⁰	1	0	0	0	0	1

(Eigene Darstellung)

Im Folgenden werden die aufgerufenen Kategorien sowie ihre argumentative Funktion ausführlicher erläutert. Die Frequenz des Aufrufs der jeweiligen Kategorie ist dabei auch insofern von Interesse, als die Häufigkeit der Einsetzung zur Typikalität beiträgt

100 Zur Begründung der Verwendung dieses Terminus s. Fußnote 14 in Kapitel 7. Der Beleg bezieht sich in einer pluralischen Referenz auf das weiß-Sein des Leserbriefschreibers: »wir weißen Männer« (FAZ 13.02.b).

(vgl. Bailey et al. 2019: 314). Somit verstärkt die geäußerte Einstellung gegenüber genderbewusstem Sprachgebrauch und deren Verbindung zu einer expliziten Kategorisierung die Reproduktion des vermeintlich typischen Zusammenhangs einer Identitätskategorie und einer spezifischen Positionierung pro oder kontra. Über den wiederholten Aufruf einer Selbstreferenz in Verbindung mit einer bestimmten Haltung genderbewusstem Sprachgebrauch gegenüber wird die diskursgemeinschaftlich geteilte Vorstellung dieser Indexikalität, die »conventional conjectur[e]« (Gal & Irvine 2019: 16), gestärkt (vgl. auch Whitehead & Lerner 2021: 19).

Linguistische Expertise qua Beruf

Nicht-minimale Selbstreferenzen mit Bezug auf Berufe zeigen sich insbesondere in Fällen, in denen über die Berufe eine linguistische bzw. anderweitig sprachbezogene Expertise beansprucht werden kann. Auf diese wird vor allem, aber nicht ausschließlich zurückgegriffen, um Formen genderbewussten Sprachgebrauchs abzulehnen und diese Ablehnung nicht rein subjektiv, sondern aus einer angenommenen Autoritätsposition heraus zu begründen. So referieren die Schreibenden auf sich selbst »als Autor, Verleger und Sprachwissenschaftler« (FAZ 01.02.c), als »Texterin und Journalistin« (Welt 24.02.)¹⁰¹ oder »Deutschlehrer« (FAZ 28.01.). Mit all diesen Selbstreferenzen auf die (vermutliche¹⁰²) berufliche Tätigkeit wird Wissen über Sprachfragen impliziert bzw. über eine Gleichsetzung mit anderen »Textprofis mit Sprachgefühl« (Welt 24.02.) und somit Gegenposition gegenüber Nicht-Profis auch explizit gemacht. Die eigene Meinung wird somit über die mit dem Beruf einhergehende Expertise in linguistischen Fragen gestützt und lässt sich in der Folge nicht mehr einfach als individuelle und laienhafte Meinung abtun. Eine ähnliche Funktion hat vermutlich auch die Verwendung linguistischer Termini, insbesondere in Leserbriefen, mit der sich die Schreibenden als kompetent darstellen (vgl. dazu auch Gal 2018: 21).¹⁰³ In beiden Fällen wird die subjektive Meinung gestärkt und als besonders relevant und legitim, da auf vermeintlichem Fachwissen

101 Dass in Belegen wie diesem trotz einer Ablehnung genderbewussten Sprachgebrauchs eine mo-vierte Form genutzt wird, lässt sich verschiedentlich erklären. Unmovierte Formen sind selten und – auch bei der häufigeren Verwendung in 1. Pers. Sg. – insbesondere bei Berufsbezeichnungen wenig genutzt (vgl. Kopf 2023: 216). Schwerwiegender dürfte aber auch in diesem Fall eine Gleichsetzung von genderbewusstem Sprachgebrauch und Asterisk sein, sodass die Movierung einer Berufsbezeichnung bei gleichzeitiger (bzw. sogar aus diesem Beruf resultierender) Ablehnung genderbewussten Sprachgebrauchs nicht als Widerspruch empfunden wird.

102 Eine Schwierigkeit besteht zuweilen in der Abgrenzung von Berufs- und Rollenbezeichnungen – ist der Leserbriefschreiber nun in seiner Freizeit als Verleger und Sprachwissenschaftler tätig oder ist dies sein Beruf, im Sinne von Lohnarbeit? Ebenjene – eventuell bewusst kalkulierte – Ambiguität der Rollen- oder Berufsbezeichnung geht aber letztlich in jedem Fall mit der Inanspruchnahme eines hohen epistemischen Status (Heritage 2012) einher: In jedem Fall wird eine Position einge-nommen, die über ein besonderes Wissen und somit auch über Diskursautorität verfügt.

103 Ein Beispiel für einen entsprechenden Leserbrief findet sich in der FAZ vom 04.01.: »Schon in der F.A.Z. vom 2. September 2019 legte Wolfgang Krischke dar, dass grammatisches Genus und bio-logischer Sexus nur bei einem kleinen Bruchteil des Wortschatzes übereinstimmen. Die übrige Zuordnung des Genus zu den Substantiven ist historisch wohl zufällig, kann bei der Entwicklung der indogermanischen Sprachen eventuell mit bewegten und unbewegten Dingen zu tun haben.« (FAZ 04.01.).

gründend, markiert. Die Sprecher*innen schreiben sich besonderen Zugang zu einer relevanten epistemischen Domäne (im weitesten Sinne Wissen über bzw. Gefühl zu Sprache) und sich selbst somit hohen epistemischen Status in Bezug auf Wissen für die Bewertung geschlechterbewusster Sprache zu (vgl. Heritage 2012).

»Ich als Frau« vs. (?) »Ich als Mann« und Feminismus als relevante Kategorie

Die zweithäufigste Kategorie für Selbstreferenzen, die in nicht-minimalen Selbstreferenzen in den Daten des Korpus aufgerufen wird, ist nach Bezugnahme auf den Beruf Geschlecht. Laut Whitehead & Lerner (2021: 5) werden Kategorisierungen genutzt, um eine Basis für eine ausgedrückte Meinung zu schaffen, d.h. ihr entweder mehr Gewicht zu verleihen oder zu verhindern, dass sie verworfen wird. Die Kategorisierung über Geschlecht scheint, wie bereits die oben angeführte Kategorie Beruf, in den Daten etwas Ähnliches zu ermöglichen; sie dient mithin als Autoritätstopos. Begründet liegt die Verbindung von Frau-Sein und einer Haltung pro genderbewussten Sprachgebrauch zum einen in Diskurszuschreibungen und zum anderen möglicherweise in der Entstehungsgeschichte verschiedener Praktiken geschlechterbezogener Personenreferenz: Die Forderungen nach – auch sprachlicher – Sichtbarkeit und Teilhabe kamen, wie in Kap. 2 geschildert, im Zuge feministischer Bewegungen auf. Auch bei Hofbauer (2022) geben Frauen in Umfragen – beruhend auf Introspektion – an, mehr genderbewussten Sprachgebrauch zu verwenden als die befragten Männer und weitere Studien (z.B. Bruns & Leiting 2024; Koeser, Kuhn & Sczesny 2015; Sarasin, Gabriel & Gyga 2012) zeigen ebenfalls, dass Frauen geschlechterbewusster Sprache positiver gegenüberstehen und sie häufiger nutzen als Männer. In den Korpusdaten finden sich Belege, die ebendiese Verbindung nahelegen bzw. aufgreifen: »Es werden Fakten geschaffen, für die es nicht mal unter Frauen eine Mehrheit gibt.« (SZ 11.06.a) An diesem Zitat werden zweierlei Beobachtungen erneut deutlich: Zum einen wird eine breite Ablehnung geschlechterbewusster Sprache postuliert, zum anderen wird Frauen ein besonderes Interesse an dieser zugeschrieben – wenn es »nicht mal unter Frauen eine Mehrheit« für die verhandelten Formen geschlechterbewusster Sprache gibt, muss die Ablehnung entsprechend besonders deutlich sein und erhält noch mehr Gewicht.

An das Zitat anschließend zeigt sich denn auch, dass Belege der Zeitungstexte, in denen Frauen per Selbstreferenz ihr Geschlecht aufrufen, vor allem der Begründung der Ablehnung von Formen geschlechterbewusster Sprache dienen:

- 121) Ich möchte als Frau zumindest nicht permanent in meiner Geschlechterrolle angesprochen werden. Das ist nicht emanzipiert. Es klingt, als seien Frauen eine Opfergruppe, die besondere Ansprache benötigt. (Welt 24.02.)
- 122) Das Lesen etwa von literaturwissenschaftlichen Aufsätzen mit Genderstern ist eine Qual, und nach redlichem Bemühen, die Durchsternung auszuhalten, oft bis zum dritten Anlauf, breche ich, ein Leser weiblichen Geschlechts, in der Regel ab. (FAZ 12.01.a)
- 123) Als Übersetzerin liebe ich nicht nur Fremdsprachen, sondern auch die deutsche Sprache, und es tut mir regelrecht weh, wenn ich gegenderte Texte lesen muss, dabei bin ich eine Frau und stehe politisch eher links als rechts. (Welt 15.05.a)

Auch in diesen Beispielen dient die Markierung der eigenen Position als geschlechtlich verankert der Stärkung der eigenen Argumentationen: Obwohl Frauen vermeintlich von genderbewusstem Sprachgebrauch profitierten, wird dessen Notwendigkeit bzw. Funktionsweise von Frauen, die diese Positionierung explizit markieren und somit der Argumentation ein »quasi ›erfahrungsgesättigtes‹ Gewicht« (Dölling 2008: 27) verleihen, negiert (vgl. zum selben Phänomen in Kommentaren bei Online-Artikeln auch Beck 2020: 84–85). Dies geschieht mit verschiedenen Konstruktionen, die Geschlecht unterschiedlich relevant setzen: Während die Geschlechtlichkeit in Beispiel 121) einen weiten Skopus über die gesamte Aussage aufweist (»Ich möchte als Frau [...]«), geschieht die Positionierung per Geschlecht in Beleg 122) eher nebenbei durch eine Parenthese (»breche ich, ein Leser weiblichen Geschlechts«).¹⁰⁴ Im dritten Beleg 123) wird zuerst und mit weitem Skopus die eigene linguistische Expertise betont (»Als Übersetzerin«; s. dazu auch das vorherige Unterkapitel), bevor über eine Kopulakonstruktion die eigene Geschlechtlichkeit markiert wird, die die Positionierung zu geschlechterbewusster Sprache mit der Konjunktion *dabei* als überraschend, da der Kategorisierung vermeintlich gegenläufige Positionierung darstellt, die somit besonders gestützt wird. Die potenzielle Betroffenheit und Benachteiligung von Frauen durch das geschlechtsübergreifende Maskulinum und eine mögliche Verbesserung der eigenen Position durch genderbewussten Sprachgebrauch wird, auch per Selbstreferenz, von diesen abgelehnt (vgl. auch dazu Hofbauer 2022: 39). Damit einher geht mit dem Ineffektivitätstopos (vgl. Kap. 8.4.7) auch die Zurückweisung der Idee, dass Sprache zur Gleichberechtigung beitragen könnte. Auch die Negation eines diskursiven Zusammenhangs zwischen Frau-Sein und pro genderbewussten Sprachgebrauch-Sein aber zeigt, dass diskursgemeinschaftlich eine Verbindung von Geschlecht (v.a. als Frau) und genderbewusstem Sprachgebrauch zumindest vorhanden zu sein scheint, wie auch die Erweiterung im obigen Zitat »dabei bin ich eine Frau« nahelegt. Wäre dies nicht der Fall, wäre der Verweis auf das eigene Geschlecht zur Stützung der Ablehnung irrelevant. Die expliziten metapragmatischen Typisierungen geschlechterbewussten Sprachgebrauchs werden demnach in diesen Belegen bestätigt und damit wiederum reproduziert.

Lessenich (2023: 114) hält fest, dass genderbewusster Sprachgebrauch vor allem von denjenigen als bedrohlich wahrgenommen werde, »die gleichsam immer schon wie selbstverständlich davon ausgehen konnten, dass mit ihrem grammatikalischen Geschlecht die ganze soziale Welt gemeint sei«. Da im Diskurs genderbewusste Sprache eher Frauen zugeschrieben wird, können Männer entsprechend nicht unter Verweis auf ihr Geschlecht kontra einen solchen Sprachgebrauch argumentieren, da dies das Argument nicht verstärken, sondern vielmehr abschwächen würde, wie auch Whitehead & Lerner (2021: 5) festhalten: »a speaker's position may be ›explained away‹ or discounted if they are heard to be a member of a category for which that position is category-bound«. Unter Bezugnahme auf das soziale Register-Dreieck ist (die Befürwortung von) genderbewusste(r) Sprache demnach diskursiv nicht dem Personentypus *Mann*,

104 Dieses Beispiel ist auch aufgrund des implizit mitlaufenden Postulats der Generizität des Maskulinums auffällig: Die Selbstreferenz geschieht mit einer maskulinen Personenbezeichnung, der – zur Markierung des Geschlechts und damit Stärkung der Positionierung geschlechterbewusster Sprache gegenüber – sprachlich explizit per Adjektiv das Merkmal *weiblich* zugeschrieben wird.

sondern vielmehr dem der *Frau* zugeschrieben.¹⁰⁵ Frauen verweisen auf ihr Geschlecht, wenn sie sich gegen genderbewussten Sprachgebrauch aussprechen, während in anderen Belegen der Verweis auf die eigene männliche Geschlechtlichkeit sogar explizit als irrelevant für die ablehnende Haltung gegenüber genderbewusstem Sprachgebrauch hervorgehoben wird: »Ich gebe zu, dass ich ein Problem mit dem Gendern habe. Dies resultiert aber nicht aus dem Umstand, dass ich zu den ›älteren Männern‹ zähle, die ›Angst (haben), etwas von (ihrer) Macht an Frauen abgeben zu müssen« (taz 23.01.a).¹⁰⁶

Eine Verbindung zu Geschlechterfragen und dem Entstehungszusammenhang genderbewussten Sprachgebrauchs zeigt sich auch in Selbstreferenzen, die auf soziale Identitäten rekurren und dabei insbesondere Feminismus als relevant aufrufen:

- 124) Offenbar ist das Bedürfnis nach einer geschlechtergerechten Sprache deswegen so groß, weil Frauen derzeit weniger präsent sind. Wir erleben derzeit ja nicht nur einen neu belebten Feminismus, sondern auch ein Rollback in Sachen Gleichberechtigung. Ich bin Feministin seit meinem 14. Lebensjahr und hatte immer die naive Vorstellung, Geschichte verlaufe linear. (taz 18.01.)
- 125) Natürlich sind wir für Gleichberechtigung. Ich war schon Feministin, als sie noch Emanzen hießen. Gendern ist völlig o. k. Aber mit Augenmaß, Kinder – überall diese Gendersternchen, das sieht ja aus wie Einschusslöcher, so kann man doch kein Buch mehr lesen. (taz 01.06.a)

Auch in diesen Belegen scheint es wieder der Fall zu sein, dass nur Frauen auf die Selbstreferenz *Feministin* zugreifen, um sich sowohl für als auch gegen genderbewussten Sprachgebrauch zu positionieren. Interessanterweise geschieht die Selbstpositionierung aber nicht über den Adjunktor *als*, sondern über die Kopula *sein*. Die Kategorisierung scheint damit verstärkt zu werden; es handelt sich um einen kontinuierlichen Zustand, der als ebensolcher (auch adverbial und über Expansionen – »schon [...] als«; »seit meinem 14. Lebensjahr«) hervorgehoben wird und weniger um einen Anteil bzw. eine Rolle, die in bestimmten Kontexten relevanter wird als andere. Auch in ablehnenden Positionierungen gegenüber geschlechterbewusster Sprache wird die diskursive Verbindung Feminismus und genderbewusstem Sprachgebrauch gezogen. Ein Leserbriefschreiber in der *taz* begründet seine Ablehnung mit der Irrelevanz der Sprachdebatte (zum Topos der Irrelevanz s. Kap. 8.4.3), während er gleichzeitig auf sich selbst »[a]ls Befürworter der Gleichstellung der Geschlechter und Gegner jeglicher

105 Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Überschrift der *taz* zur Forderung der CDU nach einem Verbot der ›Gendersprache‹: »CDU für Mönnersprache« (taz 15.06.a) – die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums anstelle von genderbewusstem Sprachgebrauch wird explizit als Mönnersprache bezeichnet, also Mönnern oder ›männlichem‹ Sprachgebrauch zugeschrieben.

106 Ähnliches findet sich auch in einem Artikel von Peter Eisenberg in der *FAZ* (08.01.): Mit einer Selbstreferenz, die das Sprechen in der dritten Person über sich beinhaltet, »versichert« Eisenberg als »der Autor des vorliegenden Textes, dass seine Kritik an gendergerechter Sprache nicht das Geringste zu tun hat mit einem lebenslangen Engagement für Gleichberechtigung und sogar Gleichstellung von Frauen und sexuell besonders orientierten Personen.«

Diskriminierung« (taz 23.01.a) verweist.¹⁰⁷ Die eigene ablehnende Haltung scheint für diesen Kommentator die gleichzeitige Notwendigkeit zu evozieren, sich selbst als pro Gleichstellung darzustellen:

- 126) Als Befürworter der Gleichstellung der Geschlechter und Gegner jeglicher Diskriminierung sehe ich vielmehr, dass sich der Kampf um Emanzipation in Deutschland in allererster Linie auf der Ebene der Sprache bewegt. Die Lösung der realen Probleme geht dabei meist völlig verloren. (taz 23.01.a)

Rollenkategorien

Neben Geschlecht und Beruf zeigen sich in den Daten einige Selbstkategorisierungen, die Rollenbezeichnungen zur expandierten Selbstreferenz nutzen. Zugeordnet wurden dieser Gruppe insbesondere solche Kategorisierungen, die offensichtlich keine Berufsbezeichnung sind, wie bspw. die bereits angeführten Belege 119) und 120), die auf die Rolle als Vater oder Leser abzielen. Auch sie funktionieren aber letztlich argumentativ wie Selbstkategorisierungen anhand von Berufen und dienen der Legitimation und Stützung der jeweiligen Positionierung gegenüber geschlechterbewusster Sprache. Dazu rufen sie, ähnlich wie die Berufsbezeichnungen, rollenspezifisches Wissen auf, das als *account* für die Positionierung fungiert. Statt linguistischer Expertise, die mit den Berufsbezeichnungen beansprucht wird, werden allerdings vor allem Eigenschaften der Kategorie präsupponiert, die unter anderem besonderes Erfahrungswissen oder besondere Legitimität der Positionierung implizieren, wie die folgenden Beispiele zeigen: Alleinerziehende Mütter haben wenig Ressourcen und können somit einen besonderen Opfer- und Schutzstatus beanspruchen (Bsp. 127), als evangelischer Christ kann man sich auf Martin Luther als Autoritätsinstanz berufen (Bsp. 128) und der Angehörige der ›68er-Generation verfügt über Erfahrungswissen, das den Vergleich und die Nutzung der Topoi des Zwangs (vgl. Kap. 8.4.12) und der Ideologie (vgl. Kap. 8.4.4) legitimiert (Bsp 129):

- 127) Gegen hauptberufliche Gender-Beauftragte und ganze Sendeanstalten fühle ich mich als alleinerziehende Mutter sehr zeitknapp und allein. (Welt 24.02.)
 128) Als evangelischer Christ halte ich es hier mit Martin Luther. Luther war es wichtig, dass Sprache nicht nur für einen kleinen Kreis verständlich ist. (Welt 14.05.)
 129) Als Angehörigem der sogenannten Achtundsechziger-Generation ist mir noch gut im Gedächtnis, wie sich linke Ideologen an den Universitäten des Diskurses bemächtigten [...]. (FAZ 18.05.b)

Auch diese Beispiele zeigen wieder Varianz in der syntaktischen Konstruktion auf. Während die Beispiel 128) und 129) durch Inversion und Verschiebung der Selbstkategorisie-

107 Interessanterweise wird, wie auch im Zitat von Peter Eisenberg (s. die vorherige Fußnote) die (eigentlich mögliche) Selbstreferenz *Feminist* zugunsten der syntaktisch komplexeren Formulierung »Befürworter der Gleichstellung der Geschlechter« vermieden. Es lässt sich allerdings an dieser Stelle nur darüber spekulieren, ob dies an einer Stigmatisierung des Begriffs, Kenntnis der Diskussion, ob Männer Feministen sein können (vgl. z.B. Dogand-Strud o.J.; Harmange 2020: 18–21; PinkStinks 2023) oder anderem liegt. Die Begriffsgeschichte von *Feminismus* legt allerdings nahe, dass *Feminist* an dieser Stelle aufgrund seines Status als potenzielles Stigmawort vermieden wird (vgl. Böke 1995: 482–489 zur (frühen) Begriffsgeschichte).

rung ins Vorfeld die Kategorie markieren und relevant setzen, geschieht die Positionierung im ersten Beleg 127) eher en passant. Dies ist wiederum mit der Funktion der Belege erklärbar: Während die Beispiele 128) und 129) eine Positionierung gegenüber geschlechterbewusstem Sprachgebrauch einnehmen und diese mit den Topoi des Zwangs sowie der Unverständlichkeit begründen sowie legitimieren, wird im ersten Beispiel lediglich ein Opferstatus inszeniert. Die Positionierung selbst geschieht im Leserbrief, aus dem Beispiel 127) stammt, in anderen Äußerungen und mithilfe anderer Topoi.

Kombinationen von Kategorien

Einige Kategorien kommen als Selbstreferenz in den Daten (fast) nur in Kombinationen vor. So stehen – bis auf eine Ausnahme – alle Belege für die Kategorie Alter in Verbindung vor allem mit Geschlecht. Alter scheint also, insbesondere in Kombination mit dem Geschlecht, als relevant erachtet zu werden, um die eigene Positionierung gegenüber genderbewusstem Sprachgebrauch zu erläutern und die eigene Argumentation zu stärken.¹⁰⁸

In den Belegen wird die Kombination von Alter und Geschlecht nur zur Positionierung gegen genderbewusste Sprache genutzt. Die verschiedenen Altersangaben werden unterschiedlich eingesetzt: Der Verweis auf ein hohes Alter stützt die Positionierung im Sinne eines *backing* durch Lebenserfahrung. In Bsp. 131) dagegen wird die indexikalische Verbindung *jung und Frau* = *pro geschlechterbewusste Sprache* aufgerufen und somit die eigene, dem entgegenstehende und somit unerwartete Positionierung gestützt.

- 130) Ich (Mann, Jahrgang 1963) muss meine Abneigung gegen die sprachliche Verballhornung des Genders zum Ausdruck bringen. (taz 23.01.a)
- 131) Ich bin eine 23 Jahre alte Frau und auch ich finde das Gendern überflüssig. (FAZ 14.02.a).

Andere Kombinationen scheinen vor allem auf – schon idiomatische¹⁰⁹ – Verbindungen wie »weiß[e] Männer« (FAZ 13.02.b) oder »zu den älteren Männern« zählend (taz 23.01.a) zurückzugreifen. Durch Distanzmarker wie Anführungszeichen im Leserbrief in der *taz* wird die idiomatische Wendung dabei ironisch aufgegriffen, auf die eigene Person angewandt und als irrelevant für die Positionierung postuliert. Damit wird sich präventiv gegen die diskursive Verbindung von *alt* und *männlich* = *kontra geschlechterbewusste Sprache* immunisiert – durch die Vorwegnahme dieser persönlichen Eigenschaften im Leserbrief selbst und ihr Verwerfen als irrelevant für die Positionierung wird der *Stance* gestärkt, da er nicht durch Kategorisierung »wegerklärt« (vgl. Whitehead & Lerner 2021: 5) werden kann.

108 Es erscheint zwar möglich, dass in einigen der Kontexte, aus denen die Daten stammen, eine empfundene Pflicht zur Vorstellung zur Kombination der Kategorien führt (mehr dazu weiter unten), dies erklärt aber nicht, warum ausgerechnet Alter und Geschlecht die frequenteste Kombination ist. Bei einer empfundenen Vorstellungspflicht wäre auch noch die Herkunft bzw. der Wohnort erwartbar, diese bleiben allerdings oft aus.

109 Vgl. bspw. Sophie Passmanns (2019) Buch »Alte Weiße Männer«, Norbert Bolz' (2023) Buch »Der alte weiße Mann: Sündenbock der Nation« oder den Song »Alte weiße Männer« der Band Madsen als Hinweis für das Bestehen dieser idiomatischen Verbindung. Für eine Annäherung an das Phrasem auch R. Schneider (2021) oder Deutschlandfunk (2024).

Pluralische Selbstreferenzen

Pluralische Selbstreferenzen finden sich wenige in den Daten. Die Fokussierung und Expansion der Subjektposition im Sprechakt über nicht-minimale Selbstreferenzen scheint vor allem ein Sprechen als Subjekt zu sein und somit eine subjektive Meinung zu markieren – wenngleich diese über die Selbstreferenzen als besonders legitim, wirkmächtig oder von einer Diskursautorität stammend markiert wird. In den wenigen Fällen, in denen pluralische Referenzen genutzt werden, wird damit ein repräsentativer Anspruch hervorgehoben; in diesen Situationen geben die Sprecher*innen keine rein subjektive Meinung mehr kund, sondern sprechen vielmehr stellvertretend und entsprechend mit gestärkter Legitimation für eine ganze Gruppe bzw. einen spezifizierten Anwendungskontext (im unten genannten Zitat bspw. Schule). Die erhöhte Aussagekraft der jeweiligen Meinung bezieht ihre Legitimität aus Erfahrungswissen, das die Sprecher*in als Teil der Gruppe für sich reklamiert. In diesen Fällen präsentieren sich die Sprechenden noch mehr als in Selbstreferenzen im Singular in einer institutionellen Rolle. Blommaert (2007) bezeichnet dieses Phänomen, das auch in Beispielen in seinem Text unter anderem mit dem Wechsel zu pluralischen Pronomina einhergeht, als »Upscaling«. Der spezifische verhandelte Fall wird dekontextualisiert und auf eine höhere Ebene, bspw. auf die institutioneller oder gemeinschaftlicher Normen und Regeln gehoben und der *Stance* geschlechterbewusster Sprache gegenüber somit verstärkt (vgl. Blommaert 2007: 6). Auch Hofbauer (2022) beobachtet Ähnliches in seinen Daten: »Das persönliche Empfinden wird durch Beobachtungen in der näheren Umgebung (»auch alle meine Freundinnen«) angereichert und soll so zusätzlich die Argumentation stützen« (Hofbauer 2022: 40).

132) Für uns als Lehrer*innen ist es an der Schule üblich geworden, [...] zu gendern. (FAZ 28.01.)

133) Wir weißen Männer hatten immer eine relativ bequeme Rolle in der Sprache, wir kamen ganz gut weg. (FAZ 13.02.b)

Insgesamt werden in den Belegen mit nicht-minimaler Selbstreferenz aber relativ wenig pluralische Referenzen genutzt. Möglicherweise liegt dies in der inhärenten Markierung einer subjektiven Meinung – auch wenn es sich dabei um eine in einer Gruppe geteilte handelt – begründet, die die Legitimation und Reichweite der Positionierung letztlich abschwächt. Über Anmaßungsvokabeln (s. Kap. 8.4.10.2) kann viel eher eine Allgemeingültigkeit der eigenen Positionierung (die darin verschleiert wird) in Anspruch genommen werden als über (auch pluralische) nicht-minimalische Selbstreferenzen.

Zusammenfassend zeigt sich in der voranstehenden Untersuchung der Selbstkategorisierung in den Daten, dass die nicht-minimalen Selbstreferenzen in der Debatte der Herstellung von Diskursautorität dienen. Durch sie werden Rollen eingenommen, die aus verschiedenen Gründen (potenzielle Betroffenheit durch das Geschlecht, Fachwissen, Erfahrungswissen) die eigene Position und Meinung verstärken können. Es geht, anders als bei West & Fenstermaker (2002), also nicht vordergründig darum, dass Sprecher*innen sich als Repräsentant*in einer bestimmten Kategorie und somit als verantwortlich für diese Gruppe markieren – möglicherweise mit der Ausnahme von Selbstreferenzen im Plural –, sondern vielmehr darum, dass mit der expliziten Einnahme einer bestimmten Rolle die eigene Argumentation gestützt werden soll. Die Kategorisierung

ist nicht das primäre Ziel der Äußerungen, sondern dient der Legitimation und Stützung der Positionierung gegenüber geschlechterbewusster Sprache – dem eigentlichen Ziel. Damit dies möglich ist, müssen die eingenommenen Positionen emblematisch (vgl. Ag-ha 2007: 235–236) mit dem bewerteten bzw. zu bewertenden Sprachgebrauch verbunden werden und die Diskursakteur*innen um diese Verbindung wissen: »For individual social actors, knowledge of the typical conjectures discursively linked to their institutional location is an indispensable part of claiming (or rejecting) that location and the stereotypes of self and others it establishes.« (Gal & Irvine 2019: 153) Fremdreferenzen werden in den Daten in der direkten Ansprache und damit verbundenen Zuschreibung von Positionen zu geschlechterbewusster Sprache wenig genutzt.¹¹⁰ Gleichzeitig geht mit der durch eine nicht-minimale Selbstreferenz evozierten Positionierung des Selbst eine Fremdpositionierung der anderen Diskursteilnehmer*innen einher¹¹¹: Wenn ich mich als Linguist*in darstelle und deshalb eine bestimmte Meinung vertrete, impliziere ich damit, dass die anderen keinen Zugang zu linguistischem Fachwissen haben. Dafür muss die Fremdreferenz bzw. -zuschreibung gar nicht notwendigerweise explizit sein – ob es sich um Bauarbeiterinnen, Arzthelfer oder Lehrkräfte handelt, ist letztlich egal –, weil es ja vor allem um die Stärkung der eigenen Meinung und die Legitimation der Kundgabe geht. Die von den Diskursteilnehmenden angeführten Kategorisierungen sind insofern Immunisierungsstrategien, als sie persönliches Erleben fokussieren und somit schlecht als Argumentationsgrundlage angefochten werden können. Dies ist zum einen in der Textsorte begründet, die keine direkte und/oder synchrone Interaktion zulässt, zum anderen aber auch in dem damit zusammenhängenden *face threat*, der mit dem Eindringen in einen Wissensbereich anderer Diskursteilnehmer*innen einherginge, die einen höheren epistemischen Zugang und somit Status zum eigenen Geschlechtsempfinden, Beruf oder eigenen Rollen haben.

Die Selbstreferenzen zeigen dabei in Einklang mit den bereits herausgearbeiteten metapragmatischen Typisierungen (vgl. Kap. 8.2), dass vor allem Geschlecht indexikalisch mit genderbewusstem Sprachgebrauch verbunden wird. Mit Männern scheint diskursiv eher eine ablehnende Haltung gegenüber genderbewusster Sprache verbunden zu werden, sodass sie diese Selbstreferenz nicht aufgreifen können, um ihre Ablehnung zu stärken. Frauen hingegen wird scheinbar eher eine positive Haltung zugeschrieben (möglicherweise bedingt durch die Entstehungsgeschichte verschiedener Formen genderbewusster Sprache und der Vorstellung, dass geschlechterbewusste Sprache positiv

110 Vgl. auch Torres Cajo (2022: 106) zu ähnlichen Befunden. Sie begründet diese Beobachtung mit der mit Fremdpositionierungen in erster Position einhergehenden Gesichtsbedrohung. In den vorliegenden Daten scheint mir diese Beobachtung allerdings auch damit erklärbar zu sein, dass die Selbstkategorisierungen vor allem der Legitimation und Stützung der eigenen Positionierung gegenüber geschlechterbewusster Sprache dient und daher eine Fremdkategorisierung weniger relevant ist.

111 Mit Bucholtz & Hall (2004: 493) können die nicht-minimalen Selbstreferenzen damit auch den »tactics of intersubjectivity« zugeordnet werden: »Intersubjectivity« emphasizes that identification is inherently relational, not a property of isolated individuals. Thus, tactics of intersubjectivity may position the self, the other, or (most often) both. « Positionierung von Selbst und Anderen bewegen sich dabei im Rahmen sozialer Prozesse, auf die Akteur*innen durch Selbst- (und damit implizite Fremd-)referenzen und -positionierungen einwirken, denen sie aber auch unterworfen sind.

für die Gleichberechtigung der Geschlechter sei): Unter Referenz auf das eigene Frau-Sein können daher vor allem ablehnende Positionierungen formuliert werden, die besonders legitimiert erscheinen. Dass diese Kategorien und nicht-minimale Selbstreferenzen vor allem in Leserbriefen zu finden sind, legt nahe, dass die Schreibenden im Sinne des Autoritätstopos auf andere Quellen von Autorität zugreifen (müssen) als bspw. zitierte Expert*innen in den Artikeln. Wenn die Diskursakteur*innen, die nicht-minimale Selbstreferenzen nutzen, keine linguistische Expertise (und somit Diskursautorität in der Debatte) qua Beruf heranziehen können, berufen sie sich auf (Alltags-)Erfahrungswissen, um der eigenen Meinung mehr Gewicht zu verleihen.

Ein in Leserbriefen wie auch in den anderen Texten des Korpus viel genutzter Topos ist der der Effektivität.

8.4.6 Topos der Effektivität

Weil ein bestimmter Sprachgebrauch effektiv der Erreichung eines gewünschten Ziels dient, sollte er genutzt und verbreitet werden.

Der Effektivitätstopos wird in den untersuchten Daten sowohl von affirmativen wie auch ablehnenden Argumentationen verwendet. Das effektiv zu erreichende Ziel, das von vielen Diskursteilnehmer*innen auch explizit betont wird, ist dabei die Gleichberechtigung der Geschlechter.¹¹² Dissens herrscht darüber, welches sprachliche Mittel zum Erreichen hilfreich ist – im Topos der Ineffektivität (s. das folgende Kapitel) wird dagegen die Möglichkeit sprachlicher Mittel zum Erreichen des Ziels insgesamt negiert.

Vonseiten der Kritiker*innen genutzt, dient der Effektivitätstopos in diesem Zusammenhang der Betonung der Effektivität des geschlechtsübergreifenden Maskulinums. In dieser Funktion stützt er somit letztlich den Irrelevanztopos, da postuliert wird, dass Veränderungen des Sprachgebrauchs irrelevant seien, weil auch das Maskulinum als generische Form, als »unmarkierte sexusneutrale Sammelform im Sprachsystem« (FAZ 01.02.c) funktioniere:

- 134) In dem generischen Maskulinum besitzt die deutsche Sprache ein vorzügliches Mittel, Menschen ungeachtet ihres biologischen Geschlechts nach ihrer Tätigkeit, ihrem Beruf et cetera zu bezeichnen. (SZ 13.02.)
- 135) Das generische Maskulinum ist tief in der grammatischen Struktur des Deutschen und vieler weiterer Sprachen verankert. Es ist äußerst nützlich für das Funktionieren der Kommunikation, dient der Sprachökonomie und macht gewisse allgemeine Aussagen praktisch überhaupt erst möglich. (Welt 08.01.)
- 136) Wenn von Mitarbeitern die Rede ist, sind die Diversen doch angesprochen, so wie auch ein Mann eine Person ist. (Bild 30.06.)
- 137) Dabei war die männliche Pluralform doch schon längst für uns alle da. (Welt 24.02.)

112 Die positive Deontik des Hochwertwortes Gleichberechtigung erklärt, dass sowohl affirmative als auch ablehnende Argumentationen sich auf diesen Wert berufen und Gleichberechtigung als Ziel aufrufen.

Zur Befürwortung geschlechterbewusster Sprache wird auch von der Pro-Seite vielfach auf den Effektivitätstopos zurückgegriffen. Der Änderung von Sprache durch Formen genderbewussten Sprachgebrauchs wird dabei Effektivität zur Abbildung verschiedener Geschlechter (zum Topos der Abbildung s. weiter unten) sowie für die Sichtbarkeit dieser zugeschrieben; Sprache hat demzufolge Macht und Relevanz:

- 138) Die Bedeutung von Sprache ist kaum zu überschätzen. Die Worte, die eine Gesellschaft wählt, sind das Netz, das sie auf die Welt wirft. Worte bestimmen die Kategorien, in denen Menschen denken. Daher sollte Sprache alle mit einschließen, und es ist nicht zu verkennen, dass das generische Maskulinum eine männlich geprägte Sicht auf die Welt reproduziert. (SZ 11.06.a)
- 139) ›Wenn wir unsere Sprache verändern würden, würde sich sehr viel sehr schnell verändern.‹ (SZ 11.03.b)
- 140) [...] wir brauchen das [Gendersternchen]. Sprache ist Macht, und je mehr wir die Menschen in unsere Sprache einbeziehen, desto mehr geben wir ihnen Raum für ihre Befindlichkeiten im Realen. (taz 13.03.)
- 141) Ihr [Trömel-Plötz und Pusch; P. M.] Argument, dass die Sprache Machtverhältnisse sichtbar mache und ich also meine Sprache auch zum Sichtbarmachen nutzen solle, zieht. (taz 06.02.)
- 142) Der Genderstern ist nur ein winziges Zeichen, das dafür sorgt, dass Frauen, die bisher im männlichen Plural verschwanden, sichtbar werden. (Welt 26.05.c)

In einigen Belegen wird die Effektivität genderbewussten Sprachgebrauchs zwar affirmiert, aber der Grad ihrer Effizienz eingeschränkt und somit (auch lexikalisch über die Konzession »Und ja«) modalisiert:

- 143) Niemand, der diesen Kampf führt, glaubt, dass das allein entscheidend ist. [...] Und ja: Wir leben mit Gendersternchen und Binnen-I nicht in einer besseren Welt. Aber was kostet es, auf diese Weise anzuerkennen, dass eben die eine Hälfte der Menschen aus Frauen besteht? Sprache erzeugt Bilder im Kopf, und wenn wir die Sprache anpassen, verändern wir auch diese Bilder. (Welt 09.03.)

Die Relevanz von Sprache für Fragen der Gleichstellung, basierend auf konstruktivistischen Annahmen von Sprache¹¹³, die dieser Macht bei der Wahrnehmung der Welt zuschreiben, wird demzufolge anerkannt, andere, bspw. materielle Fragen der Gleichstellung, werden aber nicht ausgeblendet. Ein ähnliches Argument findet sich auch in einem

113 Interessanterweise wird auf diese Basis in den befürwortenden Argumentationen selten mit den entsprechenden Termini, wie eben bspw. Konstruktivismus, hingewiesen, während Gegner*innen dies, in abwertender Manier, durchaus tun. Die Befürwortung genderbewussten Sprachgebrauchs ist für sie (auch symbolischer) Bestandteil eines allgemeinen Verfechtens von Theorien der Postmoderne (vgl. Welt 22.02., FAZ 13.01.) oder des »radikalen Konstruktivismus einer Judith Butler« (FAZ 17.02.b). In dieser Zuschreibung, die auch Diskursverschränkungen mit der Debatte um »Political Correctness«, Antirassismus und Identitätspolitik aufruft, wird erneut das Bild der weltfremden, universitätsnahen Elite gestärkt. Näser-Lather (2020: 106) stellt in ihrer Untersuchung der Argumentationen von Wissenschaftler*innen, die sich öffentlich gegen Gender Studies aussprechen, etwas Ähnliches fest: Gegner*innen bezögen sich dabei vor allem auf Konstruktivismus, der angeblich »den Gender Studies« zugrunde läge, wenngleich es auch intradisziplinär verschiedene Zugänge gäbe.

Beleg, in dem die Ablehnung genderbewusster Sprache begründet wird – der Stern sei zwar effektiv in dem Sinne, dass er sich »eignet [...], um über den eigenen Sprachgebrauch zu stolpern und so über die durch Sprache vermittelte Sicht auf die Welt nachzudenken« (SZ 11.06.a), eine mögliche Schlussfolgerung der weiteren Nutzung wird aber durch die Insinuation von Absurdität und Inkonsequenz als unmöglich dargestellt (vgl. Kap. 8.3.5 zu einem ähnlichen Phänomen): »Aber sollen künftig Gedichte mit unnatürlichen Pausen vorgetragen, Lieder kurz unterbrochen werden?« (SZ 11.06.a).

Die Zuschreibung, dass Befürworter*innen des Genders vor allem mit der Effektivität des Sprachgebrauchs argumentieren, scheint in den untersuchten Texten verfestigt und wird verhandelt; es liegt demnach metadiskursives Wissen über die Verwendung dieses Arguments vor: »Die Befürworter des Genders zum Beispiel glauben, mehr Gerechtigkeit über die Sprache in die Welt zu bringen.« (FAZ 04.03.) Es könnte auch auf diesen Umstand zurückzuführen sein, dass Befürworter*innen den Effizienzgrad genderbewussten Sprachgebrauchs (möglicherweise präventiv) abschwächen. Dies zeigt sich unter anderem darin, dass der Effektivitätstopos oft in Zitaten oder Konditionalsätzen und mit Konjunktiven eingeführt wird, d.h. eine gewisse Distanzierung in den Texten merklich ist:

- 144) Denn wenn man davon ausgeht, dass Sprache Realität schafft, bedeutet dies, dass es der Gleichstellung der Geschlechter ganz praktisch helfen könnte, wenn öfters von Ärztinnen und Anwältinnen die Rede wäre. (SZ 13.05.)
- 145) In einem Interview mit dem Schweizer ›Tagblatt‹ argumentiert sie [Diewald; P. M.], dass Sprachänderungen für die Frauen-Emanzipation wichtig seien. Diese These der feministischen Linguistik ist von Sprachwissenschaftlern oft als unhaltbar zurückgewiesen worden [...]. (Welt 25.01.)
- 146) Ein häufig unhinterfragt vorausgesetztes Argument zur sogenannten Gendersensibilisierung der Sprache ist die Behauptung, unser Denken werde durch die Sprache gleichsam vorgegeben. Diese in der Linguistik als Sapir-Whorf-Hypothese bekannte Annahme würde – auf unterschiedliche Sprachen angewendet – beispielsweise nahelegen, dass in Ungarn die Farbe Rot differenzierter wahrgenommen wird als im Rest der Welt, da im Ungarischen Hell- und Dunkelrot mit separaten Wörtern bezeichnet werden. Andererseits könnte man annehmen, dass in weiten Teilen Chinas der Möglichkeitssinn unterentwickelt ist: Chinesisch kommt ohne die grammatikalische Form des Konjunktivs aus, in der in vielen Sprachen hypothetische Überlegungen angestellt werden. Statistische Nachweise solcher Behauptungen fehlen weitgehend; nachgewiesene Effekte sind bestenfalls marginal und lassen sich zu dem meist nicht eindeutig von kulturellen Einflüssen trennen. (Welt 28.05.b)

Topos der Abbildung

Der Abbildungstopos wird in dieser Arbeit als Subkategorie des Effektivitätstopos gefasst, da er als *backing* für diesen fungiert. Er ließe sich im Wengeler'schen Muster folgendermaßen formulieren: *Weil geschlechterbewusster Sprachgebrauch der Abbildung aller Geschlechter dient, sollte er (nicht) genutzt werden.* Genderbewusster Sprachgebrauch ist der Pro-Seite zufolge ein effektives Instrument zur Erreichung von Gleichberechtigung, indem alle Geschlechter gleichermaßen in der Sprache abgebildet werden. Aus dem

Ziel der Gleichberechtigung ergibt sich für Befürworter*innen z.T. eine empfundene Notwendigkeit der Verwendung genderbewusster Sprache, die sich in der häufigen Verwendung des Modalverbs »muss« ausdrückt oder den Rückgriff auf den Gesetzestopos erklärt, der zu geschlechterbewussten Sprachformen »verpflicht[e]« (Welt 23.05.):

147) Vielfalt in der Sprache muss abgebildet werden. (Bild 30.06.)

148) In den vergangenen Jahren sind Menschen mit queerem Hintergrund und mit Migrationsgeschichte in den Fokus der Gesellschaft gerückt. Auch sie müssen sprachlich einbezogen werden. (taz 25.05.b)

Insgesamt zeigt sich, dass viele Belegstellen mit Bezug auf den Effektivitätstopos diesen vor allem Befürworter*innen und deren (übermäßigen und irrigen – vgl. »sprachmagisch« oder »sprachidealistischen« [FAZ 18.06.b]) Glauben an die Effektivität der Sprache zuschreiben: »Im Journalismus tummeln sich etliche, die der sprachmagischen Vorstellung anhängen, ein Sternchen mitten im Wort sei das ultimative Mittel zur Gleichstellung [...] der Geschlechter.« (Welt 22.06.)¹¹⁴ Die damit behauptete, besonders hohe Frequenz der Argumentation mithilfe der Effektivität von Sprache durch die Befürworter*innen aber lässt sich im Untersuchungskorpus nicht nachweisen. Es ist möglich, dass das Argument der Effektivität bereits derart verfestigt und auf der Pro-Seite verortet ist, dass es nicht mehr explizit aufgerufen werden muss (wie sich bspw. darin zeigt, dass es – wenn überhaupt – vor allem in Zitaten zu finden ist), weil es schon vor dem untersuchten Diskursausschnitt derart frequent zur Begründung der Forderungen nach genderbewusster Sprache gebraucht wurde. Eine andere Erklärung ist, dass es sich um eine projizierte, d.h. mögliche erwartete Argumentationslinie handelt, die von der Kontra-Seite metadiskursiv aufgerufen wird, um sie im direkten Anschluss (und vorsorglich) mithilfe des Ineffektivitätstopos zu negieren und somit die erwartete Argumentation zu entkräften. Für diese Perspektive spräche, dass der Topos der Ineffektivität vor allem mit ablehnenden Haltungen gegenüber genderbewusstem Sprachgebrauch einhergeht.

8.4.7 Topos der Ineffektivität

Weil ein bestimmter Sprachgebrauch nicht effektiv der Erreichung eines gewünschten Ziels dient, sollte er nicht genutzt und verbreitet werden.

Der Ineffektivitätstopos ist die negierte Variante des Effektivitätstopos und wird entsprechend vor allem von Gegner*innen genderbewussten Sprachgebrauchs genutzt. Allgemein als anzustrebendes Ziel anerkannt ist auch in den Belegstellen, die dem Ineffektivitätstopos zugeordnet wurden, meist die Gleichberechtigung der Geschlechter. Sprache wird dabei in diesem Topos aber keine (relevante oder wirksame) Rolle zur Erreichung des Ziels zugesprochen; sie sei »für gesellschaftliche Probleme nicht verantwort-

114 Diese Zuschreibung im Allgemeinen und dieses Zitat im Besonderen tragen dabei, gestützt durch den Realitätsfernnetopos (vgl. Kap. 8.4.14), dazu bei, Befürworter*innen als weltfremd und abgehoben zu stilisieren, da sie »sprachmagischen Vorstellungen«, also letztlich der Idee von Zauberei anhängen.

lich und könne sie auch nicht beheben« (Welt 25.01.).¹¹⁵ Zuweilen wird mithilfe des Konsequenztopos und Gefahrentopos sogar noch auf negative Folgen des Genderns hingewiesen:

- 149) Gendern schadet der Emanzipation eher (Welt 24.02.)
- 150) So bedauerlich es auch ist, jede Art von Gewalt an Frauen und Kindern wird durch das ›Geschlechtern‹ nicht abnehmen! (FAZ 14.02.c)
- 151) Jedoch aus dem Mensch eine Menschin, aus dem Gast eine Gästin zu machen und so weiter ändert an dem ungerechten Verhalten derer, die an der Macht sind, die am Drücker sitzen, nichts. (FAZ 14.02.c)
- 152) Wie sollte sich denn auch, außer mittels Sprachmagie, durch ein Sternchen inmitten eines Wortes die Situation von Menschen verbessern, die weder männlich noch weiblich sind? Zu befürchten ist ihre Erfahrung, dass das ganze rituelle Mitgemeintsein ihnen nichts hilft. Es dürften weniger einzelne Worte als Sätze sein, die über sie formuliert werden, die Urteile und Beschreibungen also, denen sie begegnen, die ihre Lage bestimmen. (FAZ 13.03.a)
- 153) Dabei wurde hinlänglich und nachvollziehbar belegt, dass dies nicht geeignet ist, den Stand der Gleichberechtigung von Männern und Frauen zu verbessern. Es ist Kosmetik, nichts weiter. (FAZ 16.03.)
- 154) Der Kampf um allumfassende Gleichberechtigung ist wichtig, und er beginnt bei dem Eingeständnis, dass es sie so oft nicht gibt. Aber er ist nicht durch einen Stern zu gewinnen, der mehr spaltet als eint. (SZ 11.06.a)
- 155) Die Tatsache, dass ich jetzt Mitbürger*innen oder Nationalsozialist*innen sage, macht aus mir keinen besseren Menschen und schafft auch nicht die geringste Form von Gleichberechtigung. (Welt 13.04.a)
- 156) Mit Binnen-I und künstlichen Sprechpausen ist den Anliegen der Frauen keinen Millimeter geholfen. (Welt 13.06.)

Backing mithilfe des (Sprach-)Vergleichstopos

Zur Stützung des Ineffektivitätstopos wird in einigen der ablehnenden Belegstellen auch auf einen (Sprach-)Vergleichstopos¹¹⁶ zurückgegriffen und unter anderem auf genuslose Sprachen bzw. Länder, in denen dies gesprochen werden, verwiesen, in denen es um die Gleichberechtigung dennoch nicht besser bestellt sei.¹¹⁷ Dies bedeute demzufolge, dass

115 Gestärkt wird die Negation der Irrelevanz, Ineffektivität und Realitätsferne geschlechterbewusster Sprache in einigen der Belege durch Parodien – z.B. den Neologismus *Geschlechtern* als Lehnübersetzung in Beispiel 150) – und Übergeneralisierungen – z.B. »aus dem Mensch eine Menschin« in Beispiel 151).

116 In der Wengeler'schen Logik ließe sich der Topos folgendermaßen formulieren: *Weil in anderen Sprachen bzw. Ländern, in denen diese Sprachen gesprochen werde, geschlechterbewusste Sprache keinen Einfluss auf die Gleichstellung hat(te), wird sie diesen auch im deutschsprachigen Raum nicht haben und sollte daher auch hier nicht verbreitet werden.*

117 Auffällig ist, dass in den Belegen unter anderem die Türkei sowie Ungarn und mit Persisch assoziativ der Iran aufgerufen werden. Es liegt nahe, dass solche Länder genannt werden, in denen in Deutschland bereits erreichte Emanzipationsschritte noch nicht vollzogen wurden, um das Argument der Ineffektivität von Sprache noch weiter zu stärken. Gleichzeitig ermöglicht der Aufruf anderer Länder die Externalisierung von Sexismus und enthält somit eine Komponente des *Othering*.

Sprache und Sprachveränderungen keinen Einfluss auf die tatsächliche Beseitigung von Ungleichbehandlung hätten und genderbewusster Sprachgebrauch entsprechend ineffektiv und seine Nutzung irrelevant sei:

- 157) Fragen wir, ob das Gendern seine Zwecke erreicht. Falls der Zweck Gleichstellung sein sollte, sind Zweifel angebracht. So gibt es eine Reihe von Sprachen, die gar keine grammatischen Geschlechter haben. Ob es in den Ländern, in denen sie verwendet werden, der Türkei etwa, den Frauen besser geht? (FAZ 13.03.a)
- 158) Dass aber Sprachgemeinschaften, die weitgehend ohne grammatikalisches Geschlecht auskommen – neben dem Englischen beispielsweise auch das Ungarische, Türkische oder Persische – ein höheres Maß an Geschlechtergerechtigkeit hervor gebracht hätten, darf bezweifelt werden. (Welt 28.05.b)
- 159) Sie [Genderisten; P. M.] vergleichen auch nicht die deutsche Sprache mit Sprachen, die keine Genusformen haben, wie zum Beispiel das Türkische. Sonst müssten sie einräumen, dass es zwar keine grammatischen Geschlechter in dieser Sprache gibt, dennoch weniger Recht für Frauen und Homosexuelle. (FAZ 13.01.)

Zudem wird auf die DDR verwiesen, in der trotz der dort üblichen Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums¹¹⁸ ein höheres Maß an Gleichberechtigung geherrscht habe. Auch dies stützt somit den Ineffektivitätstopos: Die Gleichberechtigung sei in der DDR größer gewesen, »ohne dass sich das in der Sprache widerspiegelte oder gar vorweggenommen wurde« (taz 23.01.b):

- 160) Mein Lieblingsbeispiel dafür, dass emanzipative Sprachpolitik nicht immer als emanzipativ verstanden wird, ist übrigens die Verblüffung der Ostfrauen nach der Wende, die erst einmal gar keine Lust hatten, sich nun Traktoristin oder Dreherin zu nennen. Sie meinten, sie seien Traktorist oder Dreher. Die weibliche Endung ›-in‹ schien ihnen ein Rückschritt in westdeutsche Verhältnisse, in denen Frauen der Illusion anhängen, durch sprachliche Betonung des Weiblichseins ihre offensichtliche Unterlegenheit kompensieren zu können. (taz 06.02.)

Der Schluss daraus sei, dass genderbewusster Sprachgebrauch ineffektiv zur Erreichung der Gleichberechtigung sei. Auch andere Belegstellen negieren, ohne die DDR als Vergleich heranzuziehen, die Effektivität genderbewusster Sprache und somit deren Notwendigkeit, da Gleichberechtigung bereits weit fortgeschritten sei und alle Fortschritte ohne Sprachänderungen ermöglicht worden seien.¹¹⁹

»Othering« bezeichnet die diskursive Herstellung einer Fremd- und Feindgruppe (vgl. Kromminga 2022: 139).

118 Vgl. zur Frage der Movierung mit *-in* in Prädikativkonstruktionen bei Referenz auf weibliche Einzelpersonen, unter anderem in der DDR, Kopf (2023). Sie zeigt für ein Untersuchungskorpus aus Texten der Zeitung »Neues Deutschland«, dass in der DDR tatsächlich deutlich mehr unmovierte Formen für die Referenz auf Frauen, insbesondere bei DDR-Lexemen, genutzt wurden als im gleichen Zeitraum in westdeutschen Zeitungen. Dennoch hält auch Kopf (2023: 213) fest, dass die »Verwendung geschlechtsübergreifender Maskulina in der DDR eine seltene Nebenvariante war, allerdings wesentlich gebräuchlicher als außerhalb der DDR.«

119 Auffällig ist, dass diese Belege nur von der Gleichberechtigung von Männern und Frauen sprechen; sie verbleiben also in einem binären Paradigma von Geschlecht – selbst, wenn genderbewusste

- 161) Grundsatzdiskussionen über gendergerechte Sprache etwa überdeckten, dass die Gleichstellung von Frau und Mann oft weiter sei als dargestellt. ›Frauen spielen in der Politik, in Polizei, Verwaltung, und Kommunen eine große Rolle. Und das eben alles auch ohne Sternchen‹, sagte Caffier. (Welt 11.06.)

Ähnlich wie bei der metadiskursiven Zuschreibung des Effektivitätstopos als Argument der Pro-Seite, gibt es in den Daten auch zwei Belege (und somit in Relation deutlich weniger), in denen die Verwendung des Ineffektivitätstopos der Kontra-Seite zugeschrieben wird. Beide Belege erklären mit dieser Zuschreibung (und anderen, bspw. zu Konservatismus, Alter, Behauptung von Zwang etc. in Beispiel 163) letztlich die Irrelevanz der Debatte; es sei müßig darüber zu diskutieren:

- 162) Ich möchte gendern – darüber reden wollen andere. Sie sagen dann, das sei doch Unsinn: die Idee, dass Sprache die Wirklichkeit so forme, dass die ›realen Probleme‹ dadurch weggingen. Sie sagen, dass der Effekt von bewusst veränderten Wörtern so unschätzbar groß nicht sei, dass sich dafür die Mühe lohne. Und sie haben recht. Natürlich ist es nicht so, dass Gleichheit steigt und Sexismus sinkt mit jedem Gendersternchen, das wir in die Welt hinein kehlkopfnacken. (taz 19.03.)
- 163) Erst wenn der letzte Einwand gegen das Gendersternchen geäußert, der letzte vergiftete Artikel zur Sprachpolizei erschienen, die letzte emeritierte Professorin der Linguistik in der FAZ erklärt haben wird, warum das generische Maskulinum ein unverzichtbares Bauteil im feinen Mechanismus der deutschen Grammatik ist, werdet ihr merken, dass der Käs' mit dem Kampf gegen eine Verbesserung der Wirklichkeit über den Umweg der Sprache längst gegessen ist. (taz 26.03.)

8.4.8 Topos der Gefahr

Weil die Verbreitung und Nutzung genderbewusster Sprache gefährliche Folgen hat, sollte sie unterbunden werden.

Der Gefahrentopos ist im untersuchten Diskursabschnitt der medialen Texte überaus präsent. Zugeordnet wurden solche Textstellen, in denen Lexeme wie *Gefahr*, *Katastrophe*, *drohend* bzw. *Drohung* vorkommen bzw. gefährliche und negative Folgen genderbewussten Sprachgebrauchs beschrieben werden. Der Topos mag auch deshalb so frequent auftreten, weil er recht vage und allgemein gehalten ist. Da aber die genannten lexikalischen Hinweise die Formulierung und Zuordnung legitimieren und, um nicht zu detailliert und damit ausufernd in der Analyse der Argumentationsmuster zu werden, wurde auf die Kategorisierung als Gefahrentopos zurückgegriffen. Inhaltlich weiter spezifizierte Topoi, die auf den (erwarteten oder sicheren) negativen Folgen einer Handlung oder des genderbewussten Sprachgebrauchs aufbauen bzw. in Bezug zu diesen stehen, werden unter den Gefahrentopos subsumiert, im Folgenden aber noch weiter aufgeschlüsselt.

Sprache explizit als den Asterisk nutzend aufgeführt wird. In diesen Belegen zeigt sich demnach, dass die Extension des Sterns unklar ist und er nicht notwendigerweise als Variante begriffen wird, die alle Geschlechter einbezieht. Vielmehr werden auch dadurch der Schibboleth-Charakter des Asterisks und seine symbolische Gleichsetzung mit Gendern deutlich.

Mithilfe des Topos der Gefahr werden in den untersuchten Texten vor allem die Gefahren bei und negativen Folgen der Nutzung genderbewusster Sprache beschrieben.¹²⁰ Entsprechend wird er, auch aufgrund der negativen Deontik von Gefahr, vor allem von Gegner*innen genutzt, um die Ablehnung des Genders unter Bezugnahme auf die behaupteten, damit einhergehenden Gefahren zu legitimieren. Gefahren werden dabei sowohl für die Sprache als auch für das gesellschaftliche Miteinander wie auch für die Wissenschaft gesehen, wie ein Beleg aus einem Leserbrief in der SZ beispielhaft illustriert, der erklärt, dass »es offensichtlich ist, dass dieses ständige Herauskehren der Geschlechtlichkeit der Sprachbenutzer das Allgemeingut Sprache beschädigt und zudem Sexismus und die Spaltung der Gesellschaft befördert« (SZ 13.02.). In den folgenden Unterkapiteln werden die im Gefahrentopos angeführten Gefahren für die Sprache, die Gesellschaft und die Wissenschaft näher beschrieben.

8.4.8.1 Gefahren für die Sprache

Kritiker*innen des Genders erklären ihre Ablehnung unter anderem mit Gefahren für die Sprache; bspw., dass Sprache »schlechter« (Welt 24.02.), »ruiniert« (Bild 10.05.) und »unnötig viel schwieriger« (Bild 30.06.) würde. Metadiskursiv wird erklärt, dass sich »Kritik am Gendern [...] keineswegs automatisch aus Emanzipationsfeindschaft [speist], sondern oft allein aus Sprachfreundschaft« (Welt 06.06.a).

So bestehe die Gefahr, dass das geschlechtsübergreifende Maskulinum aufgrund der Verbreitung genderbewusster Sprachformen seine Funktionsweise als geschlechtsübergreifende Personenreferenz verliere, worunter auch trans und/oder nicht-binäre sowie inter Menschen leiden würden (vgl. Kap. 8.4.6 zur postulierten Effektivität des geschlechtsübergreifenden Maskulinums) und wodurch »empfindlich[e] Lücken« (Welt 14.02.) im Sprachsystem des Deutschen entstünden:

- 164) Hat sich die Logik des ›Durchgenders‹ erst einmal als gesellschaftliche Praxis durchgesetzt, kann niemand mehr das Maskulinum geschlechtsübergreifend verwenden, ohne missverstanden zu werden. (FAZ 18.06.b)
- 165) Aber durch solche Interventionen wird die generische Lesart sicher geschwächt. Und das wird bestimmt Probleme im Sinne von Unsicherheiten auf allen grammatischen Ebenen mit sich bringen. Nehmen Sie nur mal zum Beispiel Zusammensetzungen oder Ableitungen, wie Freundeskreis oder freundlich: Hier könnte der Eindruck entstehen, diese Wörter würden sich nur auf Männer beziehen. (Welt 21.01.)
- 166) Wenn das Wort ›Mieter‹ nur noch männliche Mieter bezeichne, erschwere dies auch die Bezeichnung diverser Menschen, die sich weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht zugehörig fühlen: Die bislang häufige Bezeichnung ›Mieter (m/w/d)‹ wäre dann nicht mehr möglich. (Welt 14.02.)

120 Es findet sich allerdings ein Beleg, der mit dem Gefahrentopos für die Verwendung genderbewusster Sprache argumentiert. In diesem wird, gestützt durch eigene Autoritätstopos (»verweist das Handbuch auf eine Studie«), darauf verwiesen, dass »Betroffene durch eine nicht inklusive Sprache isoliert und geschädigt werden könnten« (Welt 18.02.) – mit Bezug auf die Gefahr von negativen Konsequenzen der Isolation und Schädigung wird also in diesem Beleg für die Notwendigkeit bzw. Legitimität von inklusiver Sprache plädiert.

- 167) Die Grammatik-Expertin Prof. Gisela Zifonun warnte bereits 2018 vor einer Abschaffung des generischen Maskulinums: ›Sprachsystematisch führt ein Total-Verzicht auf maskuline Personenbezeichnungen in geschlechtsneutraler Deutung zu empfindlichen Lücken‹, schrieb sie im ›IDS Sprachreport‹. (Welt 14.02.)

Durch das Gendern würde Geschlecht in der Sprache stets markiert, es komme zu einer »Sexualisierung der Sprache« (FAZ 18.06.b, auch Welt 24.02.).¹²¹ Das »Recht auf Unsichtbarkeit« (SZ 27.01.) ginge damit einerseits verloren; andererseits geriete auch das »feministisch[e] Anliegen, Frauen sprachlich sichtbar zu machen« (SZ 11.03.b) in Gefahr. Eine andere Gefahr gehe von Neutralisierungen aus: Durch deren verstärkte Nutzung würden Menschen »in unserer Sprache immer mehr ›neutralisiert‹ [...]«, sodass es zu einer »Welt voller Lehrkräfte, Gartenkräfte, Hilfskräfte, Führungskräfte, Pressepersonen, Gastpersonen, Reitpersonen, Schiffspersonen – und Diverse« (Welt 24.02.) komme, mithin zu Entfremdung und dem Zerfall menschlicher Beziehungen (zur Gefahr für die Gesellschaft und die Demokratie durch Spaltungstendenzen s. weiter unten):

- 168) Nehmen wir den Vorschlag, Personen- und Berufsbezeichnungen durch Kollektiva zu ersetzen, also ›Schülerschaft‹ statt ›Schüler‹, ›Lehrkräfte‹ statt ›Lehrer‹, ›Leserschaft‹ statt ›Leser‹ usw. Verschlucken solche Kollektiva nicht die Individuen, rufen sie nicht mentale Bilder von einer kühl-technisierten, entpersonifizierten Welt hervor und tragen damit zu einer Entwicklung bei, die durchs Internet und die Corona-Lockdowns sowieso schon bedenkliche Züge angenommen hat? (Welt 07.04.)
- 169) Wenn der Schulleiter nun von Lehrkräften spricht, denke ich: Ich möchte nicht, dass mein Sohn von einer Kraft unterrichtet wird. (Welt 24.02.)

Genderbewusste Sprache führe zudem zu »grammatisch falschen Formen« (Welt 08.01.) und damit Sprachverfall und »Sprachverarmung. Ich bezweifle, dass – nach jahrelangem Anhängen von ›innen‹ wo auch immer – noch jemand den Dativ Plural maskulin richtig kann: den Bürgern, den Mitarbeitern, also mit ›n‹ hinten dran.« (taz 13.02.a) Neben der Beherrschung der Sprache sei auch ihre Genauigkeit gefährdet, wenn »Unterschiede wie der zwischen einem Kochenden und einem Koch verwischt [werden], was der Genauigkeit der deutschen Sprache abträglich ist [...]« (Welt 14.05.). Unpräzise sei genderbewusste Sprache auch dort, wo maskuline Referenzen unsichtbar würden (zur behaupteten Konsequenz der Diskriminierung daraus vgl. Kap. 8.4.9): »Wer Freund*innen, Feind*innen, Student*innen schreibt, macht hier allein die feminine Form sicht-

121 Interessant an diesen Belegen ist, dass mit einer vermeintlichen Vergeschlechtlichung bzw. der behaupteten Markierung von Geschlecht an der sprachlichen Oberfläche auch Sexualisierung einhergeht. Eigentlich müsste der in den Belegen erklärten Hervorhebung von Geschlecht nicht zwangsläufig eine sexualisierende Komponente innewohnen – aus der Perspektive einiger Kritiker*innen geschlechterbewusster Sprache ist dies aber scheinbar der Fall. Diese Annahme lässt sich zum einen mit einem vor allem sexualisierenden Blick auf Frauen in Verbindung bringen (vgl. z.B. Mulveys (1975) Konzept des *male gaze*) und zum anderen mit der Beobachtung Clemms (2023: 164–165), dass eine »allgemeine Sexualisierung von Transgeschlechtlichkeit bzw. eine sexualisierte Wahrnehmung von trans* Personen verbreitet zu sein« scheint: (Sichtbare bzw. markierte) Abweichungen vom sprachlichen und geschlechtlichen *male as norm*-Prinzip (vgl. Diewald 2021) gehen scheinbar in einigen Fällen mit Sexualisierung einher.

bar; die maskuline (die in Sänger*innen und Leser*innen noch erkennbar sein möchte) blendet er aus.« (FAZ 11.06.)

Zudem drohe genderbewusste Sprache durch den damit einhergehenden »Verlust des Ansehens der deutschen Sprache auch im Ausland« (FAZ 17.03.a) dazu zu führen, dass weniger Menschen Deutsch lernen wollen würden:

- 170) Ich bin Lehrer und daran interessiert, dass möglichst viele Nichtmuttersprachler Deutsch lernen. Ich erinnere mich, dass seinerzeit die »Rechtschreibreform« zu massiven Einbrüchen bei der Zahl der Lerner führte. Hier droht vielleicht ein noch schlimmerer Schaden, wie ein Mitarbeiter aus Ostasien betont. Da sollte man unbedingt laut Alarm schlagen. (FAZ 07.06.b)
- 171) Ein Institutsmitarbeiter aus Ostasien gab zu bedenken, wenn sich das Gendern durchsetze, würde das Deutsche in aller Welt bald überhaupt nicht mehr gelernt. (FAZ 21.05.)

Dass damit nicht nur eine Gefahr für die Zahl der Deutschlernenden und -sprechenden verbunden wird, zeigt sich in solchen Belegen, die befürchten, dass »die Sprachreform immer tiefer« greift (FAZ 06.02.) bzw. sich fragen: »Wo endet das?« (FAZ 06.02.). Als »Höhepunkt« könne am Ende der »Gendermania« die »offenbar zu einem gesamt europäischen, wenn nicht gar einem weltweiten Problem geworden« sei, »nur Gleichmacherei stehen [...]: die Reduzierung der Sprache(n) auf ein einziges grammatikalisches Geschlecht« (SZ 26.05.a).

Unter Bezugnahme auf den Ästhetiktopos (vgl. Kap. 8.4.17), mithilfe dessen Deutsch mit geschlechtsübergreifendem Maskulinum als »eine der schönsten Sprachen der Welt« (Welt 24.02.)¹²² beschrieben wird, wird zudem die Gefahr der Zerstörung der Sprache durch genderbewussten Sprachgebrauch erklärt bzw. epistemisch stärker als beinahe unausweichliches Ergebnis des Genders beschrieben:

- 172) Und schon haben wir tatsächlich eine der schönsten Sprachen der Welt zerstört und mit ihr Freiheit und Lebensgefühl. (Welt 24.02.)

Mit dem expliziten *Slippery-Slope-Argument*¹²³ (vgl. Posch 2015: 113) der »schiefe[n] Genderbahn« und »Schieflage [...], in die unser Deutsch [...] zu rutschen droht« (Welt 04.02.)

- 122 Auch in anderen Belegen wird im Rahmen des Gefahrentopos gegen Gendern argumentiert, das den behaupteten Exzeptionalismus des Deutschen gefährde, der in der deutschen Grammatik begründet liege, die es erlaube, »Nuancen und Feinheiten genau auszudrücken, wie es sonst nur in wenigen Sprachen der Fall ist« (Welt 14.05.). In diesen Belegen, wie auch denen, die von einer Gefahr des Rückgangs von Lerner*innen sprechen, wird wiederum Sprachnationalismus und die Idee, dass Deutsch eine besondere Sprache sei, deutlich.
- 123 Posch (2015: 113) ordnet *Slippery-Slope-Argumente* als Subkategorie von Argumenten ein, die auf befürchteten negativen Konsequenzen beruhen und somit ähnlich eines Gefahrentopos funktionieren, wenngleich mit einem epistemisch stärkeren *Stance* verbunden. *Slippery-Slope-Argumente* versuchten oftmals, Angst hervorzurufen und damit zu überzeugen. Die Angst vor dem Verfall »der Sprache«, bspw. durch immer weiterreichendes Gendern, wie sie auch in den zitierten Belegen angeführt wird, gilt Posch (2015: 113) dabei als besonders frequentes Beispiel der Argumentation der schiefen Ebene. Die mit genderbewusstem Sprachgebrauch laut Argumentation einhergehende Gefahr wird dabei oftmals auch mit (Extrem-)Beispielen gestützt, wie sie auch in Kap. 8.3.5 schon analysiert wurden und in den obigen Zitaten bspw. in 174) beim »Zuschauerinnen- und Zuschauererraum« deutlich werden.

wird die Gefahr der Potenzierung des Sprachwandels charakterisiert, die bereits in der Frage anklingt, wo ›das‹, d.h. die Veränderung des Sprachgebrauchs, endet:

- 173) Wer von Teilnehmerinnen und Teilnehmern, Expertinnen und Experten, Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern spricht, obwohl es sich nur um funktionale, soziale und situative Kategorien handelt, bei denen die Geschlechtszugehörigkeit unwichtig ist, hat die schiefe Genderbahn schon betreten. (FAZ 18.06.b)
- 174) Die Methode lässt sich beliebig steigern: Wer sich die ›Besucherinnen und Besucher‹ und die ›Römerinnen und Römer‹ angewöhnt hat, muss bald auch den ›Zuschauerinnen- und Zuschauerraum‹ einüben. (FAZ 18.06.a)
- 175) Das Bemühen um eine angeblich diskriminierungsfreie Sprache macht bei Sternchen und Pause nicht halt. (FAZ 13.03.a)

Der Gefahrentopos erlaubt es daher auch, Verteidigungsmaßnahmen für die Sprache zu fordern – wo sie besonders gefährdet sei, müsse sie geschützt werden und es kann in einer Überschrift dazu aufgefordert werden: »Schützen wir unsere Sprache« (Welt 28.05.b). Die Folgerung aus den mit dem Gendern einhergehenden Gefahren sei, die durch »Sprachungebilde« gefährdete Sprache zu schützen:

- 176) Wenn ich diese Sprachungebilde lese, überfällt mich Sorge, dass wir analog zum Natur- und Denkmalschutz bald auch unsere deutsche Sprache unter Schutz stellen müssen. (SZ 30.03.b)

Ebenjener geforderte (Sprach-)Schutz für und durch das geschlechtsübergreifende Maskulinum wird allerdings auch von Pro-Seite aufgegriffen. Gefahr für die Sprache bestehe nicht durch diejenigen, die genderbewusste Sprache nutzten, sondern durch diejenigen, die diesen Sprachwandel ablehnten und versuchten, ihn zu verhindern:

- 177) Diese reaktionäre, boomereske Haltung gegenüber der deutschen Sprache im Wandel schützt sie nicht – sie zerlegt sie nur in so unbrauchbare Teile, dass sie vor sich hin verwest. Sie verhindert nicht nur einen ziemlich normalen Veränderungsprozess, sondern dämmt das poetische Potenzial ein. Die Ästhetik oder das Kunstvolle. (taz 28.01.)

Im Topos der Gefahr betonen demnach insgesamt vor allem Gegner*innen mit Bezug auf die Sprache, dass dieser Gefahren drohten. Geschlechterbewusster Sprachgebrauch bedeutet für sie, dass Sprache nicht mehr als »Medium der Verständigung« (Welt 06.06.b) funktioniere und führe zu »Verständnisproblemen« (Welt 08.01.). Damit einhergehend werden nicht nur Gefahren für die Sprache, sondern auch für das demokratische Zusammenleben in der deutschen Gesellschaft heraufbeschworen, um die Ablehnung zu legitimieren.

8.4.8.2 Gefahren für die Gesellschaft/das demokratische Zusammenleben

Neben den Gefahren, die Gendern für die Sprache bedeute, werden in ablehnenden Argumentationen vor allem – d.h. frequenter sowie zentraler, bspw. in Überschriften – Gefahren für die Gesellschaft betont, die mit genderbewusstem Sprachgebrauch einhergingen. Insbesondere der Topos der Polarisierung bzw. Spaltung trägt dazu bei, Gendern

als Gefahr für die Demokratie und das gesellschaftliche Zusammenleben darzustellen¹²⁴ – es werde »[i]n Gestalt der Sprache [...] eine Grundlage des Zusammenlebens in der Gesellschaft« (FAZ 25.05.a) zerstört, weil genderbewusster Sprachgebrauch Menschen »verunsichert [...] und damit auch immer zu kulturellen Konflikten« (Welt 12.06.a) und »weiterer Polarisierung« (Welt 29.05.a) führe:

- 178) Das Überstülpen einer vermeintlich gerechten Sprechweise birgt allerdings gesellschaftliches Sprengmaterial. (Welt 22.06.)
- 179) Eine ideologische Besetzung der Sprache aber führt zu Spaltung in der Gesellschaft. (SZ 13.02.)
- 180) Sehen sie nicht die Gefahr, dass das Gendern die Sprachgemeinschaft spaltet in solche, die sich als Avantgarde und als die ›Guten‹ fühlen, weil sie gendern, und auf den Rest herabschauen, weil sie sich verweigern? (FAZ 01.02.c)

Grund dafür, dass das »Gendern nur zu weiterer Polarisierung« führe, wie es in einer Überschrift der Welt (29.05.a) heißt, sei, dass »[w]eder das Gemeinsame noch das einzelne Individuum [...] im Mittelpunkt [stehen], sondern das Trennende zwischen verschiedenen Gruppen« (taz 25.05.a), sodass »die zunehmende Egozentrik in unserer Gesellschaft« (Welt 24.02.) gefördert werde.

Gestützt durch den Topos der Elite wird erklärt, dass durch die Verwendung genderbewusster Sprache die Gefahr der Ausgrenzung bestehe und Gendern daher abzulehnen sei:

- 181) ›Wenn Elitensprache benutzt wird, um Nachrichten zu übermitteln, dann nimmt man in Kauf, dass sich ein großer Teil der Menschen sprachlich ausgegrenzt fühlt.« (Bild 29.05.)
- 182) Sie [Gendersprache] sorgt dafür, dass Kommunikation nicht mehr verständlich ist und gewisse Gruppen nicht mehr daran teilhaben können. Daher halte ich Gendern für gefährlich. So bekommen wir als Gesellschaft Probleme [...]. (Bild 30.06.)
- 183) Die SPD habe bereits ›große Teile der Arbeiterschaft‹ verloren. ›Wollen wir jetzt auch noch alle die ausschließen, die das Gendersternchen nicht mitsprechen wollen und können?‹ (FAZ 10.03.a)

Ausgrenzung können dabei, wie die oben angeführten Zitate zeigen, verschiedene Gruppen erfahren: Mit einem Rückgriff auf Anmaßungsvokabular wird auf einen Großteil der Menschen verwiesen und somit ein Mehrheitstopos sowie ein Vertretungsanspruch für diesen großen Teil insinuiert, während in den anderen beiden Belegen einer Elite »große Teile der Arbeiterschaft« sowie »gewisse Gruppen« gegenübergestellt werden. Es wird somit einerseits auf die ›breite Masse‹ der Arbeiter*innen als Sinnbild der ›einfachen Leute‹ verwiesen und andererseits der Ausschluss potenziell sowieso davon bedrohter Gruppen insinuiert. Insbesondere im letzten Beleg ist die Gefahr der Stärkung der politischen Rechten als Argumentationsmuster bereits angelegt. Da genderbewusster Sprachgebrauch zu einer Entfremdung, bspw. der Arbeiterschaft, von einer politischen

124 Lessenich (2023: 109) nennt dies in seiner Untersuchung zur Kritik an der sogenannten Identitätspolitik die »bürgerliche Variante« der Kritik. Zur Diskursverschränkung mit dem Diskurs um Identitätspolitik s. auch Kap. 8.3.2.3 sowie weiter unten.

Elite führe, gehe damit die Gefahr einher, die extreme Rechte zu stärken.¹²⁵ Gendern wird somit durch die, laut Argumentationen der Kontra-Seite, damit einhergehenden Polarisierungs- und Entfremdungstendenzen zur Gefahr für die Demokratie:

- 184) Die Quittung wird vom Wähler kommen. Die SPD-Führung treibt mit ihrem unüberlegten Gebaren, das kaum jemand verstehen kann, die Bürger in die Arme der Rechtspopulisten. (FAZ 10.03.b)
- 185) Soll noch mehr Wasser auf die Mühlen der extremen Rechten gegossen werden? (SZ 09.03.a)

In einigen Belegen wird auf den Gefahrentopos zurückgegriffen, um in Verbindung mit dem Irrelevanztopos die Gefahr zu benennen, durch die Debatte um genderbewussten Sprachgebrauch den Fokus zu verlieren bzw. gezielt abgelenkt¹²⁶ zu werden (vgl. Bsp. 188). Sowohl von Pro- als auch von Kontra-Seite geht es dabei unter anderem um den Fokus auf materielle Gleichstellungsfragen, die über die Sprache hinausgehen und oftmals explizit angeführt werden:

- 186) Die Debatte ums Gendern ist nervtötend – und auch gefährlich. Wichtige Themen, wie Gewalt gegen FLINT-Personen und fehlende Schutzräume für Betroffene oder Forderungen wie die Abschaffung des Ehegattensplittings, um Altersarmut von Frauen zu bekämpfen, verlieren im Kampf um den Raum, den sich reaktionäre Fortschrittsverweigerer mit ihrem dröflzigsten Text zum Gendern einfach nehmen. (taz 11.02.)
- 187) Aber wer das Gendersternchen nicht verwenden will, soll es lassen. Ich erkläre gern, warum es sinnvoll ist, aber ich starte keine Sternmission. Denn mit der Debatte über den Genderstern wird immer wieder versucht, die fundamentalen Fragen unseres Kampfes für Gleichstellung zu konterkarieren [...]. (Welt 09.03.)
- 188) Die Gefahr ist: Das Ziel eines völligen Umkrempelns der Sprache wird dann von Parteien wie auf einem Ordenskissen vor sich hergetragen (›Seht her, wie fortschrittlich wir sind!‹), aber der damit verbundene Aufwand an Zeit und Geld wird ›erschöpfend‹ sein und geht für konkrete Arbeit der Politik zur Überwindung von Benachteiligung verloren. (SZ 30.03.b)

125 Diese Argumentationsweise steht im Zusammenhang mit der von Lessenich (2023: 106–109) so genannten linken Kritik an Identitätspolitik. Die Fokussierung auf vermeintliche Minderheitenthemen und von Kritiker*innen so verstandene identitätspolitische Themen führe zu einer »Spaltung des linken Lagers« (FAZ 21.03.b) und einer Entfremdung dieser von ihrer angenommenen Kernklientel, der Arbeiterklasse. Auch in den analysierten Texten zeigt sich diese Argumentation im Gefahrentopos, insbesondere in der taz, die sich, wie in Kap. 8.3.3.4 bereits aufgezeigt wurde, sowohl mit der Partei Die Linke als auch mit linken Bewegungen allgemeiner beschäftigt. In einem Leserbrief wird bspw. von der Gefahr geschrieben, »dass uns bei aller Identitätspolitik nicht das Langzeitprojekt ›alternative linke Politik‹ um die Ohren fliegt. Und der Kahn mit Mann & Maus absäuft.« (taz 20.02.a).

126 Die postulierte Gefahr des ›abgelenkt-werden‹ verbindet sich mit dem Elitentopos zum Vorwurf einer gezielten Manipulation sowie dem Bild, dass es sich bei der Nutzung geschlechterbewusster Sprache durch Firmen und Institutionen um ein reines PR-Manöver aus Opportunismus (vgl. z.B. FAZ 24.06.a) handelt.

- 189) Die eigentliche Gefahr der Identitätspolitik – und damit auch einer grünen Regierung – ist, dass sich die Frage: ›Was ist politisch?‹ darin erschöpfen könnte, Verwaltungen, Sinfonieorchester und Regierungskabinette möglichst ›vielfältig‹ zu besetzen und Bestseller oder Wahlprogramme in achtsamer Sprache zu schreiben. Dass also ›Politisch-Sein‹ so in erster Linie zu einer Frage von gelungener PR in eigener Sache wird. (FAZ 07.06.a)

Verbunden mit der postulierten Gefahr der Ausgrenzung durch Gendern, wird von Gegner*innen auch der Topos der Angst¹²⁷ aufgerufen und somit eine Form des affektiven *Stancetaking*: »Unserer Autorin macht das ständige Gendern Angst.« (Welt 24.02.) Gendern wird in diesem Topos aufgrund des dadurch ausgelösten und deontisch negativen Affekts Angst abgelehnt. Die Zuschreibung genderbewussten Sprachgebrauchs zu einer besonders machtvollen, elitären und repressiv agierenden Gruppe erlaubt es zum einen, die vermeintliche Gefahr durch Gendern (bzw. durch die Nicht-Nutzung und die Reaktion darauf) als besonders groß darzustellen; zum anderen ermöglicht es, sich als Vertretung einer (unterdrückten) Mehrheit und somit als Widerstandskämpfer*in zu inszenieren:

- 190) Mit seiner scharf zurückgewiesenen Kritik an linker Identitätspolitik sprach Wolfgang Thierse (SPD) aus, was normale Menschen denken, aber sich nicht mehr zu sagen trauen. (Welt 17.05.a)
- 191) Über einzelne Wortungetüme könnte man ja schmunzeln, wenn diese Gendersprache nicht immer weiter in Behörden, Universitäten, Schulen oder anderen staatlichen Einrichtungen um sich greifen und zu Angst bei Andersdenkenden führen würde. (Welt 14.05.)
- 192) Unsichtbar aber bleiben die vielen, die aus Angst vor einer Ächtung, gegen die man sich eben nicht wehren kann, nicht so reden, wie sie denken, und nicht so forschen, wie sie gerne forschen würden. (FAZ 05.05.)

Mithilfe des Gefahrentopos bzw. des Topos der negativen Konsequenzen, der die negativen Konsequenzen einer Handlung nicht nur insinuiert, sondern mit einem epistemisch stärkeren *Stance* als erwartbar darstellt, wird der Angsttopos gestützt. Die Angst vor negativen Konsequenzen, bspw. vor Notenabzügen, bei der Nicht-Nutzung genderbewusster Sprache, wird als legitim, da begründet dargestellt; die Gefahr ist also groß und die Angst und dass »Kommilitonen und Freunde [...] durch die gendergerechte Sprache verunsichert« (Bild 06.04.) seien, entsprechend berechtigt:

- 193) Vielerorts werden Studenten genötigt, sich des Konstrukts der Gendersprache zu bedienen. Tun sie das nicht, riskieren sie Nachteile. (SZ 09.03.a)
- 194) Wer nicht gendert, dem drohen schlechtere Noten! (Bild 01.04.)
- 195) An der Uni Kassel drohen bei Nicht-Gendern schlechtere Noten (Bild 01.04.)
- 196) Denn wer nicht spurt, wer nicht doppelponktet und also knackt, wird nicht gedruckt. (Welt 17.05.b)

127 Dieser ließe sich im Wengeler'schen Muster folgendermaßen formulieren: *Weil ein bestimmter Sprachgebrauch Angst hervorruft, ist er nicht zu nutzen bzw. seine Verbreitung zu verhindern.*

- 197) Wenn man nun die Redeweise von der Drohung, die vom Knacklaut ausgeht, zu stark findet, so kann ich noch Folgendes berichten. Es sind ja durchaus staatliche oder öffentliche Institutionen, die diese Expressions- und Appellprogramme befördern und damit schon ein gewisses Drohpotenzial haben: zum Beispiel der Senat von Berlin, die Humboldt-Universität, der Rat der Stadt Hannover, die Rundfunk- und Fernsehanstalten. (Welt 17.05.b)

8.4.8.3 Gefahren für die Wissenschaft – Diskursverschränkung ›Cancel Culture‹

Die bereits auf lexikalischer Ebene (vgl. Kap. 8.3) angesprochene Diskursverschränkung mit dem Diskurs um sogenannte ›Cancel Culture‹ oder Identitätspolitik zeigt sich auch auf argumentativer Ebene im Gefahrentopos, wenn genderbewusste Sprache als Gefahr für die Meinungsfreiheit und die Wissenschaft im Speziellen beschrieben wird. Sie steht zudem in Verbindung mit dem Topos der Angst, in dem Angst vor negativen Konsequenzen thematisiert werden. Geschlechterbewusste Sprache wird im Zusammenhang mit dem Gefahrentopos als Teil von und Symbol für eine Ausweitung der Identitätspolitik an Universitäten verstanden:

- 198) An deutschen Universitäten ist eine Atmosphäre der Konformität und Intoleranz entstanden – mit Vorschriften zum Sprachgebrauch bis hin zur Frage, wer auftreten darf. (Welt 11.04.)

Gestützt durch den Elitentopos und aufbauend auf die dieser Minderheit zugeschriebenen Macht und dem von dieser ausgehenden Zwang und Zensur¹²⁸, wird eine Gefahr für Lehre und Forschung erklärt, die »man mit einer ›Vorabschere im Kopf und Denkverboten‹ nicht vorantreiben« (Welt 11.04.) könne.

- 199) Das bedeutet die Ausbreitung des Duckmäusertums und der Heuchelei in die Wissenschaft. Man macht seinen Kotau vor Diversität, Gender und europäischer Universalschuld und versucht, dahinter verborgen doch noch etwas von dem zu retten, was einem eigentlich wichtig ist. Oder man ergibt sich völlig dem Druck und liefert das Geforderte. In beiden Fällen verstärkt man die schon vorhandene Tendenz. (FAZ 05.05.)

Die Insinuation von Gefahr für die Wissenschaft und Meinungsfreiheit durch Gendern ermöglicht es den Gegner*innen wiederum, sich als Widerstandskämpfer*innen und Bewahrer*in der Demokratie zu inszenieren: »Wir werden niemandem erlauben, Meinungsfreiheit an Schulen und Universitäten einzuschränken [...]« (Welt 19.04.). Gleichzeitig wird durch Lexeme wie »Vorabschere« oder »dahinter verborgen« einer potenziellen Prüfung oder Aufforderung, Belege zu liefern – wie es im öffentlichen Diskurs, wenn auch nicht im Zeitungskorpus, vorkommt¹²⁹ – ein Riegel vorgeschoben: Wenn Gedanken einer *Vorabschere* zum Opfer fallen oder nur im Verborgenen passieren, kann und muss ebendiese behauptete Zensur auch nicht belegt werden.

128 Illustriert beispielhaft auch in folgendem, bereits weiter oben angeführten Beleg: »Denn wer nicht spurt, wer nicht doppelgipflichtet und also knackt, wird nicht gedruckt.« (Welt 17.05.b).

129 Vgl. dazu den Exkurs zu Talkshows in Kap. 9.3. Anatol Stefanowitsch fordert in der analysierten phoenix-Sendung Judith Sevinç Basad mehrfach dazu auf, Belege für den von ihr behaupteten Zwang zu präsentieren.

8.4.9 Topos der Diskriminierung

Weil ein bestimmter Sprachgebrauch (nicht) diskriminierend ist, sollte er (nicht) genutzt werden.

In engem Zusammenhang mit dem Gefahrentopos und dessen Spezifizierung, dass es durch Gendern zum Ausschluss von Menschen komme, steht der Topos der Diskriminierung. Dieser wird sowohl von der Pro- als auch der Kontra-Seite genutzt, um für bzw. gegen geschlechterbewussten Sprachgebrauch zu argumentieren. Codiert wurden in diesem Topos solche Belege, in denen bestimmte Sprachformen explizit als diskriminierend eingeordnet wurden sowie solche, in denen auf Diskriminierungsformen verwiesen wird. Die starke negative Deontik, die das Stigmawort Diskriminierung hat, macht den Topos wirkmächtig und erklärt, warum er von beiden Seiten eingesetzt wird.

Ablehnung des Genders wird mit dem Diskriminierungstopos legitimiert, indem diesem »neue Diskriminierungen [...] und Ausschlussdynamiken« (FAZ 25.05.a) zugeschrieben werden. Es handele sich um »[g]endergerechte Frauendiskriminierung«, so eine Überschrift in der FAZ (10.03.c). Neben der – mindestens potenziellen – Diskriminierung von Frauen, die sich aus der »durch sprachliche Markierung verordnete[n] Sichtbarkeit« (FAZ 07.03.) ergebe, wird die Unterdrückung des Maskulinums behauptet, wodurch »(ungewollt?) einem Sexismus mit nunmehr umgekehrten Vorzeichen Vorschub geleistet« (SZ 26.05.a) werde – diskriminiert würden durch genderbewussten Sprachgebrauch nun Männer bzw. es bestehe die Gefahr, dass diese in Bälde nicht mehr genannt seien:

- 200) »Das Weglassen spezifischer männlicher Endungen« sei kein Vorteil, sondern gestalte sich »als fortgesetzte Diskriminierung« [...]. (Welt 19.05.a)
- 201) Der Tag ist nicht mehr fern, wo der Knacklaut »vergessen« wird und es nur noch ... (siehe oben) [Demonstrant*innen, Ministerpräsident*innen, Expert*innen, Virolog*innen, Ärzt*innen, Senior*innen; P. M.] ohne Knacklaut gibt. So schon geschehen bei den »Ministerpräsidentinnen« in der »Heute«-Sendung bei Theo Koll. Männer sind auf der ganzen Linie die Verlierer im Kampf gegen die Krieger*innen im Krieg der Sternchen! (SZ 16.02.)

Diese, in den Belegen 200) und 201) postulierte Diskriminierung von Männern und Jungen durch geschlechterbewusste Sprache und die Schuldzuweisung für diese an Frauen und Feminist*innen gilt Beck (2020: 94) als ein weit verbreitetes »Diskursmittel antifeministischer Mobilisierungen«.

Befürworter*innen genderbewussten Sprachgebrauchs dagegen erklären die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums zu einer diskriminierenden Handlung: Nicht mitgemeint zu sein bzw. nicht in Sprache vorzukommen, sei abwertend und diskriminierend und Formen genderbewussten Sprachgebrauchs somit »diskriminierungssensibler« (taz 22.06.), weshalb sie verwendet werden sollten:

- 202) Es geht ja darum, ob ich vorkomme in der Sprache. Wenn nicht, ist das Diskriminierung«, sagt Lann Hornscheidt. (FAZ 06.02.)
- 203) Das generische Maskulinum, sagt Blu, sei diskriminierend. (FAZ 06.02.)
- 204) [...] in sprachlichen Darstellungen nicht mitgemeint zu sein, ist [...] ausgrenzend und abwertend. (taz 06.03.)

Ebenjener Setzung, dass die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums diskriminierend sei, wird allerdings auch, unter anderem unter Rückbezug auf das sprechende Subjekt (vgl. Kap. 8.4.5.4 zu nicht-minimalen Selbstreferenzen), widersprochen und die daraus resultierende Notwendigkeit eines Sprachwandels negiert:

- 205) ›[...] ich fühle mich nicht diskriminiert, wenn da nur die einfache Variante steht.‹ (Bild 14.04.)
- 206) ›Die deutsche Sprache diskriminiert niemanden! Da braucht man keine neuen Formen wie Sternchen oder Unterstriche.‹ (Bild 02.03.b)

Während Kritiker*innen des Genders also die Diskriminierungsfreiheit der »einfache[n] Variante«, d.h. der Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums postulieren¹³⁰, wird von Befürworter*innen erklärt: »diskriminierungsfreies Schreiben [...] heißt ganz klar: keine männlichen Formen für alle Menschen« (taz 29.03.). Diskriminierungsfreiheit wird also dem je bevorzugten Sprachgebrauch zugeschrieben, während der Topos der Diskriminierung den je abgelehnten Sprachgebrauch als diskriminierend bestimmt. Entsprechend wird der Topos sowohl für pro als auch für kontra Argumentationen eingesetzt.

8.4.10 Topos der Mehrheit

Weil eine Mehrheit einen Sprachgebrauch (nicht) nutzt und unterstützt, ist dieser (nicht) zu nutzen und zu verbreiten.

Der Topos der Mehrheit zeigt sich in den untersuchten Texten zum einen meist explizit, da vielfach von »Mehrheit«, »mehrheitlich« oder »mehr als« zu lesen ist, zum anderen dient er beinahe ausschließlich der Ablehnung des Genders. Unter Bezugnahme auf die Mehrheit wird erklärt, dass genderbewusster Sprachgebrauch abzulehnen sei, da es die Mehrheit der Menschen auch so sehe bzw. nicht so spreche. Die frequente Verwendung des Mehrheitstopos weist dabei, ebenso wie die Bezugnahme auf ihn in Überschriften (Bsp. 210), auf die Relevanz des Topos in ablehnenden Argumentationen hin.

- 207) ›Ich [Laschet; P. M.] rede so, wie es die große Mehrheit der Menschen im Alltag tut‹ (Welt 05.06.)
- 208) Wie kommt irgendeine arme Seele darauf, dass es für diesen Nonsens eine breite Zustimmung gäbe? (Bild 02.03.b)
- 209) Die deutsche Bevölkerung lehne den Genderstern mehrheitlich ab. (Bild 10.01.)
- 210) Wie die Mehrheit spricht (Welt 06.06.c)
- 211) Die erdrückende Mehrheit der deutschsprachigen Medien verwendet bei Personenbezeichnungen fast immer das generische Maskulinum. (Welt 08.01.)

Der Mehrheitstopos wird dabei besonders häufig durch den Topos der Autorität im Sinne eines *backing* gestützt. Dafür wird auf verschiedene Umfragen und die darin festgestellte, mehrheitliche Ablehnung genderbewussten Sprachgebrauchs verwiesen:

130 Noch verstärkt durch eine All-Aussage mit dem exklamativ verwendeten Ausrufezeichen: »Die deutsche Sprache diskriminiert niemanden!« (Bild 02.03.b) in Beispiel 206).

- 212) [...] mehr als die Hälfte der deutschen Bevölkerung lehnt Umfragen zufolge das Gendern ab [...]. (Bild 01.04.)
- 213) Dabei halten 61 % der Deutschen den Neu-Sprech für Quatsch (»YouGov«-Umfrage, 2020). (Bild 14.04.)
- 214) Dabei belegen Umfragen, dass die Mehrheit der Deutschen das Gendern nicht unterstützt. Die Ergebnisse der verschiedenen Umfrageinstitute variieren deutlich. Die Zahl der Befürworter liegt zwischen 20 und 35 Prozent, die der Gegner zwischen 55 und 70 Prozent. Unter Frauen ist die Zustimmung je nach Umfrage bis zu 10 Prozentpunkte höher, doch stets spricht sich die Mehrheit der Frauen gegen das Gendern aus. (FAZ 25.03.a)
- 215) In Deutschland halten 65 Prozent der Bevölkerung einer Umfrage zufolge nichts von einer stärkeren Berücksichtigung unterschiedlicher Geschlechter in der Sprache. Die Befragung hatte Infratest Dimap Mitte Mai für die Welt am Sonntag erhoben. (taz 25.05.a)

8.4.10.1 Topos der Vielzahl

Neben dem Mehrheitstopos wurde auch ein Topos der Vielzahl¹³¹ als Unterkategorie codiert. Diesem wurden solche Belege zugeordnet, die nicht explizit von einer Mehrheit sprechen, sondern vielmehr von einer Vielzahl oder überwältigenden Zahl von Fällen. In solchen Belegen wird eine Mehrheit demnach nicht explizit als Begründung angeführt aber insinuiert; da es sich um viele Fälle handle, hätten diese besonderes Gewicht und legitimieren die ablehnende Haltung. Anders als im Mehrheitstopos geht es in diesen Belegen nicht nur um die Meinung einer Mehrheit von Menschen, sondern um vermeintlich alltägliches Wissen oder die Berufung auf eine verschieden geartete Vielzahl, bspw. »[t]ausende Unterstützer« (FAZ 06.02.) oder »hunderte Zuschriften« (Welt 06.03.). Behauptet wird damit also »[ü]berwältigende Zustimmung« (FAZ 06.03.b), auf die sich die Ablehnung stützt. Mithilfe von Anmaßungsvokabeln, wie bspw. dem Verweis auf »die deutsche Bevölkerung« (Bild 10.01.), »Kommilitonen und Freunde« (Bild 06.04.), die »Ohren vieler« (FAZ 13.03.a), die »Vorstellungen der meisten Bürger« (FAZ 16.06.a), »viele Menschen im Lande« (SZ 16.06.a) oder auch einfach »viele« (SZ 03.03.) wird insinuiert, dass der Großteil der Bevölkerung gegen genderbewussten Sprachgebrauch sei, diesen nicht nutze und ihm auch nicht im Alltag begegne. Wer sich darauf bezieht, kann somit einen »Volksvertretungsanspruch« behaupten, da er nicht nur für sich stehe, »wie die Reaktionen gezeigt haben« (FAZ 06.03.b), sondern sich als Symbol für die »normalen Menschen« (FAZ 10.03.a) (vgl. Kap. 8.4.13 zum Normalitätstopos) gerieren kann. Damit erfüllt der Topos der Vielzahl die Funktion, die Realitätsferne genderbewussten Sprachgebrauchs zu illustrieren, die Normalität des geschlechtsübergreifenden Maskulinums darzulegen und somit insgesamt, unter Berufung auf die Mehrheit der Menschen und ihre Erfahrung(en), Gendern abzulehnen:

- 216) Der Ärger über die Auswüchse der Genderideologie trifft sicher ein Grundgefühl in der Bevölkerung. (Welt 13.06.)

131 Im Wengeler'schen Muster ließe sich dieser folgendermaßen formulieren: *Weil eine Vielzahl von Menschen oder Fällen (sich) für bzw. gegen geschlechterbewusste Sprache (aus)spricht, ist sie (nicht) zu nutzen.*

217) Der Mainstream ist keineswegs auf dem Gender-Trip. (Welt 29.05.b)

Alle, die sich dennoch für geschlechterbewusste Sprache aussprachen, stellten sich demzufolge gegen ›die Bevölkerung‹ und ›die Sprachgemeinschaft, unter anderem 100 Millionen Muttersprachler des Deutschen weltweit‹, die die ›Deutungs- und Definitionshoheit über die deutsche Sprache‹ (Welt 08.01.) besäßen und ist somit aus dieser Ingroup ausgeschlossen, während sie damit bewusst in Kauf nahmen, ›dass sich ein großer Teil der Menschen sprachlich ausgegrenzt fühlt‹ (Bild 29.05.). Die Pro-Seite registrierte nicht, dass die ›überwiegende Mehrheit der Sprecherinnen und Sprecher des Deutschen das Gendern ablehnt‹ (FAZ 01.02.c) und setzte sich über die behauptete ›Volksmeinung‹ hinweg bzw. stellte sich gegen diese: ›Die Bevölkerung habe das Recht, ›dass gerade die mit Pflichtbeiträgen finanzierten Medien Rücksicht nehmen auf ihre Empfindungen und ihre Meinung‹.‹ (Bild 23.04.)

In zwei Texten wird der Topos der Vielzahl aber auch herangezogen, um sich für genderbewussten Sprachgebrauch auszusprechen, wenngleich es sich dabei um denselben Sachverhalt handelt. Kathrin Kunkel-Razum legitimiert die Änderungen im Online-Duden damit, dass ›Hunderte Nutzerinnen sich darüber, [sic!] seit Jahren‹ (SZ 06.03.) beschwerten:

218) Ihre Redaktion hätten seit einigen Jahren viele Zuschriften erreicht, in denen eine Gleichstellung der weiblichen Formen gefordert worden sei. (Welt 07.02.)

Die Topoi der Mehrheit und der Vielzahl werden also zusammenfassend in den Daten in der deutlichen Mehrzahl der Belege genutzt, um sich gegen genderbewussten Sprachgebrauch auszusprechen: Weil dieser von einer Mehrheit – belegt und somit besonders legitimiert durch (repräsentative) Umfragen im Sinne des Autoritätstopos – nicht gewollt werde, solle er keine Verbreitung finden und den Menschen nicht aufgezwungen werden. In Verbindung mit Anmaßungsvokabeln und dem Topos der Vielzahl wird dabei ein Vertretungsanspruch für die Mehrheit der ›normalen Menschen‹ und den ›gesunden Menschenverstand‹ erhoben, der wiederum die Ablehnung legitimiert und stärkt.

8.4.10.2 Anmaßungsvokabeln

Insbesondere im Topos der Mehrheit und der Vielzahl, aber auch bspw. mit dem Normalitätstopos verbunden ist ein Phänomen, dessen lexikalische Entsprechungen mit Felder (2018c) als ›Anmaßungsvokabel‹ bezeichnet werden können. Hartmann (2020: 36) beschreibt in seiner Untersuchung von Social Media-Kommentaren zu ›politisch korrekter‹ Sprache, unter anderem mit Blick auf die Diskurspartikel *halt*, etwas Ähnliches: ›What the patterns discussed so far have in common is that they tend to occur in unhedged declarative sentences, as the examples show.‹ Römer (2017: 15; Fußnote) nennt das Phänomen in Bezugnahme auf Stötzl (1980) ›realistische Diktion‹. Gemeinsam ist all diesen Bezeichnungen, dass sie das Phänomen beschreiben, dass etwas als eindeutiger Fakt dargestellt wird. Aus einer erklärten und als zweifelsfrei und offensichtlich auf gefassten Realität folgen Schlussfolgerungen und/oder Einstellungen in Bezug auf genderbewussten Sprachgebrauch zwangsläufig. Vor allem in Beiträgen und Leserbriefen von Kritiker*innen des Genderns und vor allem in denen der *Welt* und der *FAZ* zeigen sich entsprechende Belege.

Argumente werden dabei auch sprachlich in dem Sinne ausgestaltet, dass sie als unhinterfragbarer Fakt auftreten (vgl. auch Hartmann 2020: 36); Subjektivierungsmarker bspw., wie sie in Leserbriefen aufgrund der Textsorte erwartbar wären, zeigen sich – mit Ausnahme der nicht-minimalen Selbstreferenzen – wenig. Auf der sprachlichen Oberfläche wird die notwendige Subjektivität einer Meinungsäußerung zum genderbewussten Sprachgebrauch somit verdeckt. Die vermeintlich evidente Richtigkeit von Haltungen, die das Gendern ablehnen zeigt sich dabei z. B. in rhetorischen Fragen in Leserbriefen (vgl. auch Schröter 2021: 242)¹³², der überwiegenden Verwendung von Indikativen, mit denen in deklarativen Formulierungen vermeintliche Fakten wiedergegeben werden¹³³ und die Simplität des Sachverhalts behauptet wird¹³⁴ sowie Depersonalisierung.

Damit einher geht auch ein Alleinvertretungsanspruch; die jeweilige Perspektive wird als allein- und allgemeingültige gesetzt – während sie als *Perspektive* gerade ausgeblendet wird. Vielmehr gilt sie als Wirklichkeit, sodass ein »Konsens der Unhintergebarkeit« (Felder 2018c: 227) insinuiert wird. In der Folge

entsteht der Eindruck, dass der Sprecher im Besitz der Wahrheit, der Zuordnungsmacht im Verhältnis von Sprachzeichen und Bezeichnetem ist, weil Geltungsansprüche von Äußerungen unthematisiert bleiben. Unter demokratietheoretischem Gesichtspunkt entzieht sich der Sprecher so seiner »generellen Legitimationsverpflichtung« [...]. (Römer 2017: 15)

-
- 132 »Weshalb haben sie sich (eventuell wider besseres Wissen) dem moralischen und politischen Druck der Sprachaktivisten gebeugt? Gibt es in ihrem Kreis niemanden, der die Funktion des generischen Maskulinums als unmarkierte sexusneutrale Sammelform im Sprach-System erklären kann? Warum unterstützen sie eine Modeideologie, die sich bei näherer Betrachtung als undurchdachter Aktivismus am falschen Objekt entpuppt und in der praktischen Wirkung dem erklärten Anliegen, mehr Geschlechtergerechtigkeit zu erreichen, zuwiderläuft? Sehen sie nicht, dass beim Gendern eine feministische Agenda über ein gewachsenes und funktionierendes Sprachsystem gestellt wird und dass hier begründeter Ideologieverdacht besteht? Ist ihnen nicht klar, dass es sich beim Gendern um eine akademische Blüte handelt, die mit dem Sprachgebrauch der meisten Menschen nichts zu tun hat? Sehen sie nicht, dass eine Sprachpolitik von oben den natürlichen Sprachwandel manipuliert und verfälscht? Sehen sie nicht die Gefahr, dass das Gendern die Sprachgemeinschaft spaltet in solche, die sich als Avantgarde und als die »Guten« fühlen, weil sie gendern, und auf den Rest herabschauen, weil sie sich verweigern? Sehen sie darüber hinaus nicht die Gefahr, dass das Gendern zum sozialen Distinktionsmerkmal wird? Registrieren sie nicht, dass trotz jahrelanger Propaganda eine überwiegende Mehrheit der Sprecherinnen und Sprecher des Deutschen das Gendern ablehnt?« (FAZ 01.02.c); »Wer will schon diese Sprache lernen?« (FAZ 01.02.a); »Verschlucken solche Kollektiva nicht die Individuen, rufen sie nicht mentale Bilder von einer kühl-technisierten, entpersonifizierten Welt hervor und tragen damit zu einer Entwicklung bei, die durchs Internet und die Corona-Lockdowns sowieso schon bedenkliche Züge angenommen hat?« (Welt 07.04.).
- 133 »Ja, das ist es: ein autoritäres Unterfangen.« (FAZ 17.03.c); »Denn der Gender-Stern ist sprachwissenschaftlich nichts als purer Unsinn. Wer Freund*innen, Feind*innen, Student*innen schreibt, macht hier allein die feminine Form sichtbar; die maskuline (die in Sänger*innen und Leser*innen noch erkennbar sein möchte) blendet er aus. Geschlechterdiversität wird so nicht abgebildet; der Stern bedeutet lediglich ›Stern‹ und sonst nichts.« (FAZ 11.06.).
- 134 »Die Sache ist eigentlich ganz einfach. Für Arzt, Mieter, Apotheker etc. gibt es zwei Verwendungsweisen, die man in der Linguistik ›Lesarten‹ nennt [...]« (SZ 16.03.c).

Auf lexikalischer Ebene zeigt sich dies in den analysierten Texten unter anderem auch daran, dass, in Verbindung mit dem Mehrheitstopos, auf ›das Volk‹ oder »die Menschen« (z.B. Beleg 220) rekurriert wird. Die vorgebrachte, in der Regel ablehnende Haltung gegenüber genderbewusstem Sprachgebrauch gilt somit als vermeintlich repräsentativ für die Volksmeinung (vgl. dazu auch Mehrheits- und Normalitätstopos):

- 219) Die Macht über unsere Sprache. Die aber gehört dem Volk, und nicht einer Kaste von selbst ernannten Weltverbesserern, die glauben, dass sie auch die letzte Mini-Minderheit mit Neu-Sprech beglücken müssen. (Bild 13.04.)
- 220) Natürlich reden die Menschen in der Regel nicht so wie die Moralprediger in und um den Parteitag der Grünen oder in den Kommentaren der öffentlich-rechtlichen Medien. Sie reden ohne Gender-Stottern [...]. (Welt 15.06.b)

Zudem werden inter* Personen in Beispiel 221 vereinnahmt, um zu erklären, dass genderbewusster Sprachgebrauch ineffektiv sei. Es zeigt sich an dieser Stelle ein *Sprechen für*, also ein Vertretungsanspruch, ohne dass tatsächlich Wissen über die Positionierung der vermeintlich Vertretenen bestünde (sichtbar auch an der Verwendung des Konjunktivs):

- 221) Die meisten jener Menschen, die dieses biologische Anderssein aufweisen, leiden daran wohl eher still — und sie haben in ihren Problemen mein Mitgefühl. Aber wohl die wenigsten dürften sich praktische Abhilfe erhoffen durch eine andere Sprache. (SZ 30.03.a)

Felder (2018c: 216–217) zufolge sind Anmaßungsvokabeln keine gängige Figur der politischen Auseinandersetzung und »einer pluralistischen Gesellschaft mit einer demokratischen Aushandlungskultur nicht gemäß«. Sie werden von Schutzbach (2018: 43–45) denn auch als rechtspopulistische Diskursstrategie gewertet. Der möglichen Debatte um die Notwendigkeit und (In-)Effektivität des Genders wird durch ihre Verwendung somit von vornherein eine Absage erteilt, es besteht aufgrund der jeweils vertretenen, vermeintlich einzig richtigen Meinung keine Notwendigkeit dazu. Zu dieser Inszenierung tragen Topoi wie die der Normalität, Mehrheit oder Ideologie deutlich bei: Da die Gegenseite (in den meisten Fällen der Belege die, die sich für genderbewussten Sprachgebrauch ausspricht) offensichtlich falsch läge, eine ideologische und anormale Minderheitenmeinung vertrete, die keinerlei wissenschaftlichen Ansprüchen genüge und darüber hinaus weder umsetzbar (Topos der Umsetzbarkeit, Kap. 8.4.15) noch realitätsnah (Topos der Realitätsferne, Kap. 8.4.14) sei, bestehe nicht einmal die Notwendigkeit einer Debatte.

8.4.11 Topos der Minderheit

Weil genderbewusster Sprachgebrauch nur eine Minderheit betrifft oder nur von dieser gefordert wird, ist es weniger bzw. nicht relevant, der Forderung nachzukommen.

Neben dem Mehrheitstopos findet sich in einigen Belegen ein Minderheitstopos, der als Gegenstück bzw. Ergänzung zu diesem interpretiert werden kann. Minderheitenschutz wird zwar betont, der Respekt gegenüber der Mehrheit diesem aber gegenübergestellt. Die Mehrheit dürfe nicht zugunsten einer kleinen Minderheit übergangen werden:

- 222) Dass Minderheiten – zu denen Frauen natürlich nicht zählen – mit ihren Bedürfnissen geschützt werden müssen, steht außer Frage. Aber das heißt im Umkehrschluss nicht, dass die Einstellungen und Wünsche der Mehrheit deswegen weniger wert sind. (Welt 30.05.d)

Zugeordnet wurden diesem Topos solche Textstellen, in denen, äquivalent zum Mehrheitstopos, von »Minderheit« gesprochen wird oder geringe Zahlen und Prozentwerte genannt werden. Die behauptete Marginalität der Gruppe wird in den Belegen durch Adverbien wie *nur* verstärkt.

Auch der Minderheitentopos greift zur Stützung auf einen Autoritätstopos und darin den Verweis auf Umfragen zurück. Diese legitimieren die Ablehnung genderbewusster Sprache wie im Mehrheitstopos damit, dass nur eine Minderheit sich dafür ausspreche bzw. es sich um die »Anmaßung einer kleinen Gruppe« (Bild 23.04) handele, wie es in einer Überschrift eines Artikels in der *Bild*-Zeitung heißt.

- 223) Einer Umfrage von YouGov aus dem Februar zufolge plädieren nur 14 Prozent der Befragten aktiv für gegenderte Sprache. (Welt 06.06.c)

Zudem wird mit Verweis auf das Ziel der »Abbildung einer verschwindend kleinen Zahl von Menschen mit einem selbst definierten dritten Geschlecht« (Welt 23.05.) die Irrelevanz der Forderung insinuiert bzw. erklärt, dass es sich bspw. bei Neopronomen um »ein Nischenphänomen« (Welt 28.04.) handele.

- 224) Dabei handelt es sich doch um einen kaum nachvollziehbaren Sturm im Wasserglas eines zahlenmäßig kaum überschaubaren [sic!] Teils elitärer Diverser. (FAZ 14.02.b)

Topos der Elite

Unter den Minderheitentopos lässt sich zudem der Topos der Elite subsumieren.¹³⁵ In diesem Fall ist die Minderheit, die genderbewussten Sprachgebrauch nutzt und fordert, weiter spezifiziert und als Elite beschrieben. Auch dieser Topos wird vor allem von Kritiker*innen des Genders genutzt. Die Ablehnung bezieht sich dabei auf die indexikalischen Zuschreibungen, die genderbewussten Sprachgebrauch Sphären der Bürokratie, der Universität, des Journalismus oder der Politik zuschreiben, die von der Lebensrealität (s. Topos der Realitätsferne) und den Problemen (s. Topos der Irrelevanz) der »einfachen Leute« entfernt seien.

- 225) Welche Perspektive die kleine Berliner Duden-Redaktion in Sachen Gendersprache vertritt, ist längst kein Geheimnis mehr [...]. (Welt 08.01.)
- 226) Die [Macht über die Sprache] aber gehört dem Volk, und nicht einer Kaste von selbsternannten Weltverbesserern, die glauben, dass sie auch die letzte Mini-Minderheit mit Neu-Sprech beglücken müssen. (Bild 13.04.)
- 227) Beim Gendern handelt es sich um einen orchestrierten Eingriff einer elitären Minderheit. (Bild 30.06.)

135 Formulieren lässt sich dieser so: *Weil die Nutzung geschlechterbewussten Sprachgebrauchs eine Forderung einer Elite ist, ist diese abzulehnen.*

- 228) Die Fixierung auf das Geschlecht – auch in der Sprache – feiert ihr unschönes Comeback. Vorangetrieben wird es von einer politisch korrekten Minderheit, deren Größe längst in keinem Verhältnis mehr zu ihrem Einfluss an Schulen, Universitäten, Kulturinstitutionen und in den Medien steht. (Welt 22.06.)

Gendern wird mithilfe des Elitentopos nicht nur aufgrund der Zuschreibung eines abgehobenen und elitären Verhaltens abgelehnt, sondern mithilfe der Verknüpfung zum Topos des Zwangs auch, weil es als top-down Verordnung konzeptualisiert wird. Befürworter*innen werden dabei als besonders machtvoll imaginiert. Auch in den Belegen 229) und 230) des Minderheitentopos wird der Pro-Seite durch Gegner*innen des Genderns besonders viel (institutionelle) Macht zugeschrieben. Gegenüber diesen Akteur*innen stilisieren sich die Subjekte in den zwei Beispielen selbst als (Teil einer) Minderheit und Opfer, während diejenigen, die sich für genderbewussten Sprachgebrauch aussprechen, als besonders einflussreich verstanden werden:

- 229) Ich bin vehement dagegen und lade gern den Zorn der ganzen Nation dafür auf mich – ist mir vollkommen egal. (FAZ 04.06.)
- 230) Gegen hauptberufliche Gender-Beauftragte und ganze Sendeanstalten fühle ich mich als alleinerziehende Mutter sehr zeitknapp und allein. (Welt 24.02.)

Gegen die Zuschreibung besonderer Macht an die Pro-Seite in diesen Belegen könne man sich mit weniger Ressourcen, »als alleinerziehende Mutter« (Welt 24.02.) nur schwer wehren. Es findet eine Selbststilisierung als David im Kampf gegen einen imaginierten ›Goliath des Genderns‹ statt, die der eigenen Position Legitimität verschafft, da sie eine Handlung aus tiefster Überzeugung, bis hin zur Opferbereitschaft, behauptet. Zudem wird aus dieser Minderheitenposition Widerstand gegen die vermeintlich übermächtige Gegnerin legitimiert und gefordert: »Aber ich will diese Sprache verteidigen! Sie soll nicht zerstört werden – und es muss doch mehr Menschen geben, die das nicht zulassen wollen.« (Welt 24.02.)¹³⁶

Neben dem Topos der Vielzahl, der dem Mehrheitstopos zugeordnet wurde, gibt es auch Textstellen, die mit der Marginalität von Fällen argumentieren und damit die Irrelevanz sowie Anormalität genderbewussten Sprachgebrauchs hervorheben. Gestützt werden diese Charakterisierungen durch den Topos der Minderheit, weil es sich um eine geringe Zahl an Fällen handele:

- 231) Selbst in öffentlich-rechtlichen Sendungen, die zum Teil wegen Gendersprechpausen in die Kritik geraten sind, ist die Genderei bislang ein überbewertetes Randphänomen. (Welt 08.01.)
- 232) So hat der Sprachwissenschaftler Helmut Berschin kürzlich eine Sendewoche der 19-Uhr-Ausgabe der ›heute‹-Nachrichten ausgewertet. [...] Die Genderquote lag bei genau elf Prozent. (Welt 08.01.)
- 233) Noch geringer ist offenbar die Genderfreudigkeit in den Nachrichten des Deutschlandfunks, der ebenfalls in die Kritik geraten war: 3,7 Prozent Genderquote, das zeigt eine Welt-Auswertung. [...] Doppelnennungen gab es genau drei: Soldatinnen und Soldaten, Pflegerinnen und Pfleger, Patientinnen und Patienten. (Welt 08.01.)

136 Zur konzeptuellen Metaphorik des Kampfes in diesem Beleg s. auch Kap. 8.5.2.1.

Durch die Untersuchung journalistischer Erzeugnisse wird der Topos dabei (neben der aufgerufenen Autorität von »Sprachwissenschaftler Helmut Berschin«) im Sinne eines Topos des Mehr-Weniger¹³⁷ als *backing* gestützt: Wenn sogar die heute-Nachrichten sowie der Deutschlandfunk und – wie es im weiteren Kontext heißt – auch die *tageszeitung* nur in einer derart geringen Anzahl von Fällen gendern, obgleich insbesondere diesen Institutionen genderbewusster Sprachgebrauch zugeschrieben wird, handelt es sich um anormalen und wenig verbreiteten Sprachgebrauch. Der Argumentation zufolge müsse er im allgemeinen Sprachgebrauch daher erst recht keine Verbreitung finden.

8.4.12 Topos des Zwangs

Weil die Nutzung geschlechterbewusster Sprache unter Zwang geschieht und Zwang bedeutet, sollte genderbewusste Sprache keine Verbreitung und Verwendung finden.

Der Topos des Zwangs greift die Konzeptualisierung geschlechterbewusster Sprache als Sprache, die von einer elitären Minderheit totalitär »durchgedrückt« (Welt 30.05.b) werde, auf und verstärkt sie. Zugeordnet wurden diesem Topos solche Textstellen, in denen von Zwang oder erzwungenem Verhalten in Bezug auf genderbewussten Sprachgebrauch die Rede ist und Gendern aufgrund dessen abgelehnt wird:

- 234) Das Aufzwingen einer Sprache (Bild 07.05.)
- 235) Aufgezwungenes, »von oben« verordnetes »Gendern« ist die Vergewaltigung von Sprachen, die sich über Jahrhunderte frei entwickeln durften. (SZ 26.05.a)
- 236) »Niemand sollte in Deutschland gezwungen werden, zu gendern!« (Bild 29.05.)
- 237) Es geht nicht um harmlosen Sprachwandel und Freiwilligkeit, sondern um Sprachzwang. (Welt 06.06.c)
- 238) Sprache per Zwang und Druck zu normieren, führt in die Unfreiheit. Es gibt keinen freien Sprachzwang. (Welt 24.02.)
- 239) Genderpflicht am Küchentisch (SZ 19.06.c)

Die indexikalische Zuschreibung, dass es sich bei der Gruppe der Befürworter*innen genderbewusster Sprache um eine elitäre Gruppe mit besonders viel Diskursmacht handle, wird durch den Zwangstopos gestärkt, baut aber auch darauf auf. Diese Macht sei so groß, dass sie sogar in der Lage sei, Diskursautoritäten (vgl. zum Topos der Autorität Kap. 8.4.5) wie den Duden in die Unterwerfung zu zwingen:

- 240) Es ist mir ein Rätsel, wie eine immerhin maßgebende und mit Autorität ausgestattete Institution wie der Duden unter dem Druck von Sprachaktivisten einknicken kann, die wenig Ahnung von Sprache haben, sich aber dafür die moralische Oberhoheit und die Diskursmacht anmaßen. (FAZ 01.02.c)
- 241) Dahinter steckt ein nahezu totalitaristischer Anspruch, der nun sogar noch hoffähig gemacht werden soll, indem selbst der Duden vor ihm auf die Knie geht und vermeintlich gendergerechte Anpassungen vornehmen will. (FAZ 28.01.)

137 Kienpointner (2017: 192–193) verweist zur Erläuterung des Topos des Mehr-Weniger auf Aristoteles, der die Schlussregel folgendermaßen formuliert: Wenn eine Eigenschaft eher X als Y zukommt und für X nicht zutrifft, trifft es erst recht nicht für Y zu.

Frequent sind neben Belegen, in denen explizit von »Zwang« die Rede ist auch solche, die Gendern mit Bevormundung, dem Synonym Gängelung (vgl. DWDS o.J. *gängeln*) oder »Drangsalierung« (Bild 01.04.) und dem Stigmawort *Umerziehung* (vgl. Blum 2019; Baader 2020; Diskursatlas o.J.)¹³⁸ der Sprecher*innen gleichsetzen:

- 242) Einige fühlen sich erzogen und bevormundet (SZ 11.06.a)
- 243) Freiheit statt Bevormundung! (Bild 06.04.)
- 244) Das [diese künstlichen Pausen mitten in Worten; P. M.] [...] hat auch was von einem groß angelegten Umerziehungsprogramm. (Bild 21.03.)
- 245) [...] den Sprechern vorzuschreiben, wie sie ihre Sprache zu gebrauchen haben, ist ein aussichtsloses Unterfangen. Und ein autoritäres dazu, denn es liefe im Wort-sinn auf ihre Entmündigung hinaus. (FAZ 04.03.)
- 246) Die Mehrheit fühlt sich gegängelt (FAZ 16.06.a)
- 247) Die künstliche Gender-Sprache gängelt viele Menschen. (Bild 30.06.)

Ausgeübt wird der vermeintliche Zwang zu genderbewusster Sprech- und Schreibweise dabei, den Belegen zufolge sowohl von einer elitären Minderheit aus »Genderaktivisten« (SZ 19.06.c) als auch vom Staat. Insbesondere staatlicher Zwang ruft dabei Assoziationen zu Totalitarismus bzw. Diktaturen und Vergleiche zu Orwell auf: »Ich fühle mich zunehmend an Orwell und an die chinesische Gesinnungsdiktatur erinnert.« (FAZ 10.03.b) Auch die Beschreibung des, in dieser Perspektive verordneten Sprachwandels als »Kulturrevolution« (Welt 07.03.a) legt die Assoziation mit dem kommunistischen China oder der DDR und somit mit (staatlicher) Repression und der Gefahr eines drohenden Totalitarismus nahe (vgl. DWDS o.J. *Kulturrevolution*; Schubert & Klein 2020). Zudem wird auch über die Verwendung von Begriffen wie »Sprach-Befehl« (Bild 13.04., 14.04) oder »Zensur« (Welt 24.02.) und »Unterwerfung« sowie »verordnete Sprache« (FAZ 22.02.) eine ebenso machtvolle wie repressive Obrigkeit imaginiert, die »das Volk« zu einem bestimmten Sprachgebrauch zwingt und andere Formen des Sprechens unterdrückt. Entsprechend ermöglicht es der Zwangstopos, Kritik an und Ablehnung von genderbewusstem Sprachgebrauch als legitimen Widerstand gegen die »Unterwerfung« (FAZ 14.01.) unter den »geforderten Denk- und Sprachduktus« (FAZ 05.05.) darzustellen. Der Zwang erstreckt sich diesen Zitaten und dem Vergleich mit Orwell zufolge nicht nur auf eine bestimmte Sprache, sondern soll mit dieser auch »Denkweisen umsteuern« (FAZ 14.01.). Der Widerstand richtet sich daher nicht nur gegen einen vermeintlichen Zwang in Bezug auf Sprache, sondern auch auf eine veränderte Art des Denkens. Dies ist wiederum anschlussfähig an die Konzeptualisierung der Befürworter*innen genderbewusster Sprache als dogmatische Ideolog*innen (vgl. Kap. 8.4.4 zum Ideologietopos bzw. -wurf) oder missionarisch. In der Verbindung des Zwangstopos mit denen der Elite und

138 Baader (2020: 137) weist darauf hin, dass »Umerziehung« ein Kampfbegriff der Neuen Rechten sei. Wenngleich eine umfassende Rekonstruktion der Begriffsgeschichte noch ausstehe, verweise der Begriff auf totalitäre Regime, da er sowohl im Nationalsozialismus (mit Bezug auf einige Konzentrationslager) als auch in der DDR (mit Bezug auf Erziehungsheime) genutzt wurde. Zudem werde »Umerziehung« auch verwendet, um über die ReEducation-Programme nach dem Zweiten Weltkrieg zu sprechen. In diesem Fall aber werde die Verwendung auch kritisiert und alternative Übersetzungen vorgeschlagen.

der Manipulation zeigen sich in den Daten auch Anklänge von Verschwörungserzählungen.¹³⁹ Der von einer Elite bzw. »von gewissen Kreisen« (Welt 05.03.) ausgehende Zwang zu genderbewusstem Sprechen diene nicht der Gleichberechtigung, sondern es »geht [...] in Wahrheit nur um eins: Macht« (Bild 13.04.): »Denn über die Sprache will man in die Köpfe. In sie soll ein neues, vermeintlich politisch korrektes Denken eingepflanzt werden.« (Bild 13.04.) Die ablehnende Berichterstattung, insbesondere in der *Bild*, geriert sich dabei als Widerstandskampf und geheime Machenschaften enthüllend (»in Wahrheit« [Bild 13.04.]; »jetzt kommt raus: Klammerheimlich brütet [...]« [Bild 14.04.]; »aus einem internen Sachstandsbericht (»Vertraulich«)« [Bild 14.04.]).

- 248) Anders als Fichte geht es diesen Befürwortern der Gendersprache dabei nicht darum, mit einer bewussten Veränderung der deutschen Grammatik das Leistungsprinzip in der Gesellschaft zu stärken oder einen Umstand grammatisch genau zum Ausdruck zu bringen, sondern um Umerziehung und letztendlich die Zerstörung unserer deutschen Sprachkultur. (Welt 14.05.)
- 249) Weitgehend ohne Wissen der Öffentlichkeit wurden intransparente Strukturen geschaffen, die nicht selten staatlich finanziert sind und die dort erdachten Konzepte in die Gesellschaft tragen. Das ist keine Verschwörungstheorie. (Welt 30.03.)

Die Insinuation von Zwang zeigt sich darüber hinaus ebenfalls in der Verwendung der Modalverben *sollen* und *müssen*:

- 250) So sollen wir jetzt reden (Bild 17.06.)
- 251) Bremer Verwaltung soll »überall« gendern (Welt 11.04.)
- 252) Müssen wir bald alle gendern?¹⁴⁰ (FAZ 06.02)

Bei den Belegen 250) und 251) handelt es sich um Überschriften von Artikeln; der Zwangstopos ist im Diskurs um genderbewussten Sprachgebrauch also nicht nur frequent, sondern auch relevant gesetzt. Im Beispiel 251) wird der Zwang zu gendern zudem als allumfassend beschrieben und verstärkt somit mögliche Assoziationen zu einer allumfassenden Macht und Unterdrückung – es gibt, so insinuiert die Überschrift, für die Bremer

139 Blum (2019: 45; Fußnote) hält fest, dass zu den zentralen Argumentationsmustern von Verschwörungstheorien unter anderem gehöre, dass »einer kleinen aber machtvollen Gruppe unterstellt [wird], die Menschen über den Tisch zu ziehen«. Zudem ist die Gegenüberstellung einer Minderheit, die die Mehrheit unterdrücke ein weiteres zentrales Motiv von Verschwörungserzählungen: »Zentrale Botschaft von Verschwörungstheorien ist stets die angebliche Feindschaft der Minderheit gegen die Mehrheit; die Aktionspläne der Minderheit werden »aufgedeckt«, um Erklärungen zu finden [...] oder als Beweis für die Beherrschung der Welt durch finstere Mächte.« (Benz 2007: 15) Insofern als die Elite, der die Durchsetzung genderbewussten Sprachgebrauchs zugesprochen wird, in den untersuchten Daten meist beschrieben bzw. in Medien, Politik und Universitäten verortet und somit in Teilen doch definiert wird, lässt sich zwar im untersuchten Korpus eher von populistischer Rhetorik (vgl. Müller 2017) sprechen als von Verschwörungstheorien. Dennoch gibt es einige Belege, die bspw. von »gewisse[n] Kreise[n]« (Welt 05.03.) sprechen, sowie davon, dass »eine Sprachpolitik von oben den natürlichen Sprachwandel manipuliert« (FAZ 01.02.c) und Sachverhalte unterschlage (vgl. Welt 08.01.) und insofern Ähnlichkeiten zu Verschwörungserzählungen aufweisen.

140 Zum Topos der Gefahr, der in diesem Beleg auch aufscheint s. Kap. 8.4.8.

Verwaltung keinen Ort, an dem sie nicht gendern soll. Dieses Beispiel zeigt darüber hinaus, dass Leitfäden als sprachnormierend und Zwangsinstrumente verstanden werden: »Sprachregelungen wurden erlassen, die auch gendergerechte Sprache vorschreiben.« (Welt 11.04.)

Der vorgebliche Zwang zur und durch Nutzung genderbewusster Sprache wird durch deren Befürworter*innen, insbesondere im Kontext von Leitfäden oder angesichts von Genderformen in journalistischen Formaten aber auch explizit negiert. Als Topos der Kritiker*innen ist er somit bekannt und kann durch die Pro-Seite verhandelt und zurückgewiesen werden:

- 253) ›Wir legen Wert darauf zu sagen, dass das keine Regel ist, die wir verordnen‹, betonte sie im BILD-Interview. (Bild 09.01.)
- 254) Die Verwendung in der Verwaltung soll auf freiwilliger Basis erfolgen. Es soll niemand zum ›gendern‹, also Verwendung der ›geschlechterneutralen Sprache‹, gezwungen werden. Entsprechende ›Hinweise‹ statt ›Anordnungen‹ oder ›Pflichten‹ gehen bald durch die Behörden. (Bild 15.06.b)
- 255) Sie halte aber nichts davon bestimmte Formulierungen von, Schreibweisen zu verordnen: ›Die Leute sollen das wählen, was sie für richtig, wichtig und mit Hinblick auf die Adressatengruppe für angemessen halten.‹ (FAZ 26.01.)
- 256) Wie gesagt: Es ist nicht unsere Art, unsere Zuschauer zu bevormunden oder zu erziehen. Wenn wir neue Horizonte öffnen möchten, beim Thema Nachhaltigkeit oder beim sprachlichen Umgang mit dem Thema Geschlechtergerechtigkeit, dann tun wir das behutsam und immer auf Augenhöhe. (FAZ 24.06.b)

Ebenjene Negation und Kontrastierung, dass es sich bspw. bei Leitfäden im Speziellen und genderbewusstem Sprachgebrauch im Allgemeinen nicht um Zwang, sondern um Empfehlungen und Freiwilligkeit handele, wird aber von den Kritiker*innen wiederum explizit zurückgewiesen. Erneut wird dabei auf Macht und top-down Verordnungen abgestellt, die indirekten Zwang ausüben:

- 257) Wenn der Vorgesetzte sagt: ›Hier ist ein Hinweis, so sollten Sie geschlechtergerecht schreiben‹, wer wehrt sich denn dagegen? Das ist indirekter Zwang! (Bild 30.06.)

Auch von Befürworter*innen wird der Topos des Zwangs – allerdings deutlich weniger frequent – genutzt. Mit diesem lehnen sie Verbote genderbewusster Sprache bzw. Regulierungen zu deren Nutzung, bspw. an Schulen und Behörden, wie sie von Christoph Ploß oder Friedrich Merz gefordert wurden, ab, indem diese als Zwangsmaßnahme konzeptualisiert werden. Verbote seien demnach eine Form von Zwang, die abzulehnen sei:

- 258) Spätestens hier könnte dem Amish Man aus Brilon auffallen, dass nicht nur seine Gegner, sondern auch seine Idole mit ›Zwang‹ arbeiten. (taz 26.04.b)

Die argumentative Nutzung des Zwangstopos scheint, wie auch die explizite Zurückweisung der Zuschreibung von zwangvollem Verhalten durch Befürworter*innen in den Beispielen 253) bis 256) zeigt, vor allem mit den Gegner*innen genderbewusster Sprache assoziiert zu werden, da er, ähnlich wie der Topos der Irrelevanz in der *taz* parodierend aufgegriffen wird:

- 259) Denn Feminist:innen haben die Macht in der Welt übernommen und verfolgen nur ein einziges Ziel: Genderzwang für alle! An der Aussage ist natürlich nichts dran, doch regelmäßige Leser:innen von Zeit, FAZ oder Springer-Medien könnten diesen Eindruck bekommen, wenn man beachtet, mit welcher Regelmäßigkeit und Verve dort gegen geschlechtergerechte Sprache gewettert wird – und das seit Jahren. (taz 11.02.)

8.4.13 Topos der Normalität

Weil ein bestimmter Sprachgebrauch normal ist, kann und sollte er genutzt und nicht verändert werden.

Auf den Topos der Normalität greifen sowohl Befürworter*innen als auch Kritiker*innen des Genders in den Daten zurück. Zugeordnet wurden dem Topos solche Belege, in denen verschiedene Sprachformen als normal, selbstverständlich oder alltäglicher Sprachgebrauch charakterisiert wurden.

Auf der Pro-Seite wird genderbewusster Sprachgebrauch als verbreitet bzw. als sich im Prozess der Normalisierung befindend beschrieben:

- 260) Dabei ist der Stern längst in der Gesellschaft angekommen: Ein großer Musikstreamingdienst nutzt ihn, diverse Stadtverwaltungen und immer mehr Medien tun es auch. (SZ 30.01.)
- 261) Gendern, das mag nicht jedem gefallen, das muss aber jeder aushalten, gehört zu dieser Vielfaltigkeit dazu. Gendern gehört zu Deutschland. (Welt 26.04.b)
- 262) Verwenden wir nicht längst mit der größten Selbstverständlichkeit Wörter wie ›Kauffrau‹ oder die Anrede ›Bundeskanzlerin‹, die erst 2004 in den ›Duden‹ aufgenommen wurde? (FAZ 21.03.b)
- 263) [...] in einer Welt, in der Gendersternchen langsam normal werden. (SZ 22.05.)
- 264) Die Zeit des generischen Maskulinums sei endgültig vorbei (Welt 14.01.)

Weil Asterisk bzw. Gendern so verbreitet seien und von vielen genutzt würden und mo-vierte Formen wie *Bundeskanzlerin* normal seien, sei eine Nutzung demzufolge unproblematisch. Gestützt wird dieser Topos der Normalität dabei durch den Autoritätstopos und Verweise auf Institutionen (Duden, Musikstreamingdienst, Stadtverwaltungen und Medien).

Kritiker*innen genderbewussten Sprachgebrauchs dagegen negieren die Normalität des Genders und stellen vielmehr die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums als normal dar – in der Regel allerdings, ohne dieses explizit zu nennen. Vielmehr ist die Nicht-Nennung und Kontrastierung mit Gendern ein weiterer Beleg für die Normalität des geschlechtsübergreifenden Maskulinums:

- 265) Unserer Autorin macht das ständige Gendern Angst. Sie will die normale, tägliche Sprache verteidigen. (Welt 24.02.)
- 266) ›Gendern? Normale Menschen reden nicht so‹ (Welt 03.06.b)

Dass Normalität sich nicht durch die Verwendung des Asterisks im alltäglichen Sprachgebrauch auszeichnet, wird zudem explizit definiert. Damit wird geschlechterbewusste

Sprache in Schrift und Wort einer Outgroup – in diesem Fall keinen ›gewöhnlichen Menschen‹ – zugeschrieben und der Topos der Realitätsferne gestützt – der Glottisschlag ist dem Alltag und der Realität fern.¹⁴¹

- 267) ›Das von mir verwendete Wörtchen ›normal‹ hat hierzulande immer auch die Bedeutung von ›gewöhnlich‹ und ›alltäglich‹. Im Alltag habe ich noch nicht gehört, dass gewöhnliche Menschen das Gendersternchen sprechen. (Welt 14.04.)

Wie Lessenich (2023) erklärt, bedeutet der Aufruf von Normalität für ein Phänomen immer auch eine Ein- und Ausgrenzung: Mit der Charakterisierung eines – in diesem Fall – sprachlichen Phänomens und Verhaltens als (a)normal wird zugleich eine Wertung vorgenommen, zu der die negative Deontik von Anormalität beiträgt:

Die beurteilende Scheidung des Gewöhnlichen vom Außergewöhnlichen zieht Grenzen der sozialen Akzeptanz oder, mehr noch, solche der Akzeptierbarkeit: Was auf der Seite des Normalen verortet wird, wird gebilligt oder ist zumindest hinzunehmen; auf der anderen Seite der Unterscheidung hingegen, jener des Anormalen, findet sich all das wieder, was den Urteilenden als unangemessen und inakzeptabel gilt. (Lessenich 2023: 14)

Die Charakterisierung des Genders als normal stützt sich auf die behauptete weite gesellschaftliche Verbreitung und konstruiert mithilfe des inklusiven *wirs* (»Verwenden wir nicht längst [...]« [FAZ 21.03.b]) eine Ingroup, für die genderbewusster Sprachgebrauch normal ist und zu Deutschland gehört (vgl. Welt 26.04.b). Demgegenüber negieren Kritiker*innen geschlechterbewusster Sprache ebendiese behauptete Normalität und schaffen eine Ingroup von »Normalo[s]« (taz 19.06.a), die die Ablehnung teile und eine Outgroup, die anormal sei und sich für geschlechterbewusste Sprachformen einsetze. Gestützt wird diese Konstruktion dabei durch Minderheits- und Mehrheitstopoi: Die Mehrheit verwende die ›normale‹ Sprache, d.h. das geschlechtsübergreifende Maskulinum, während die anormale Minderheit ebenjene Normalität verurteile und ihr ›anormales‹ Gendern dagegen und mit Zwang und totalitärem Verhalten durchsetze:

- 268) Was normal ist, verurteilt heute ein tonangebendes Drittel der Gesellschaft. (Welt 17.05.a)
- 269) Mit seiner scharf zurückgewiesenen Kritik an linker Identitätspolitik sprach Wolfgang Thierse (SPD) aus, was normale Menschen denken, aber sich nicht mehr zu sagen trauen. (Welt 17.05.a)

141 Auch Donalies (2023: 21) hält in ihrer Untersuchung zu Sprachanfragen an das IDS Mannheim fest, dass der argumentative Bezug auf Normalität oder normale Bürger*innen eine entsprechende Teilung in eine Mehrheit und die dieser gegenüberstehenden Elite evoziert, die keinen Bezug zu diesen habe.

8.4.14 Topos der Realitätsferne

Weil ein bestimmter Sprachgebrauch nichts mit der Lebenswirklichkeit der Menschen zu tun hat, sollte auf ihn verzichtet bzw. seine Verbreitung unterbunden werden.

In engem Zusammenhang mit dem Normalitätstopos steht der Topos der Realitätsferne. Mithilfe des Realitätsfernetopos wird genderbewusster Sprachgebrauch von Gegner*innen als anormal und nicht der Wirklichkeit entsprechend charakterisiert. Aus dieser Zuschreibung ergibt sich die Ablehnung und Irrelevanz genderbewussten Sprechens und Schreibens für Kritiker*innen. In Abgrenzung zum Irrelevanztopos wurden dieser Kategorie solche Belege zugeordnet, in der genderbewusster Sprachgebrauch explizit als »abwegig« (Welt 26.03.a) oder fernab von Lebensrealitäten definiert wurde. Beide Topoi stehen aber in enger Verbindung zueinander. Die Ablehnung genderbewusster Sprache bezieht sich bei diesem Topos entsprechend darauf, dass »[d]as, was als ein Hauptstrom in den ›sozialen Medien‹, aber auch in Teilen des öffentlich-rechtlichen Rundfunks erscheint, [...] mit der Wirklichkeit, mit den Problemen vieler Menschen kaum etwas zu tun« (FAZ 05.06.) hat. Gendern stehe somit für »einen Lackmusrest in Sachen Lebenswirklichkeit« (FAZ 05.06.), da es »mit den Lebenswelten vieler Menschen nicht mehr das Geringste zu tun« (FAZ 31.05.) habe:

- 270) Dass aber der Ruf nach einem Arzt ernsthaft Ärztinnen ausschliesse, geht an der Wirklichkeit vorbei. (FAZ 13.03.a)
- 271) Dabei spiegelt dieses Vorgehen mitnichten die Lebensrealität der Deutschen wider. (Welt 22.06.)
- 272) Das [Duden-Änderung; P. M.] bildet jedoch nicht die Sprachwirklichkeit ab. (Welt 12.01.)

Der Topos der Realitätsferne stützt dabei die Zuschreibung von Gendern zu einer vermeintlich entfremdeten Elite, die sich anmaßend verhalte und fungiert demnach auch als *backing* für den Minderheiten- und Elitentopos (vgl. Kap. 8.4.11):

- 273) Es spricht einiges dafür, dass sich die intellektuellen Diskussionen um solche Themen – einschließlich der Diskussionen in angeblichen Massenmedien – teilweise von der Lebenswirklichkeit der Bürger entkoppelt haben. (FAZ 16.06.a)
- 274) Die Allensbach-Umfragen im Auftrag der F.A.Z. zeigen eine wachsende Kluft, eine Entfremdung von Volk und politisch-medialer Klasse. Während nicht nur Parteien wie die Grünen und Stars des Rundfunks, sondern auch staatliche Organe von Stadtverwaltungen bis zum Bundesverfassungsgericht ohne Grundlage eine vermeintlich geschlechtergerechte Sprache einführen, wenden sich viele Bürger mit Grausen ab. (FAZ 16.06.b)

8.4.15 Topos der Umsetzbarkeit

Weil ein bestimmter Sprachgebrauch (nicht) umsetzbar ist, sollte er (nicht) genutzt werden.

Neben der Zuschreibung einer Realitätsferne geschlechterbewusster Sprache wird diese immer wieder auch als nicht umsetzbar charakterisiert. Der Topos der Umsetzbarkeit

erklärt in Verbindung mit dem Komplexitätstopos und dem der Unverständlichkeit, dass genderbewusster Sprachgebrauch nicht umsetzbar sei und lehnt ihn auf dieser Grundlage ab. Ein Beleg auf der Pro-Seite findet sich in den Daten, in dem, nach Erläuterung der Funktion von Sonderzeichen, erklärt wird, dass »[i]n der gesprochenen Sprache jedoch [...] die vollständige Erwähnung der weiblichen Protagonisten mit vernachlässigbarem Mehraufwand verbunden [ist]« (SZ 16.06.a); genderbewusster Sprachgebrauch in Form einer Beidnennung gesprochensprachlich also umsetzbar ist.

Die anderen Belege der medialen Daten dagegen zeigen, dass genderbewusste Sprache als nicht umsetzbar charakterisiert wird. Weil sie nicht zu sprechen und nicht konsequent anwendbar sei, sei sie abzulehnen:

- 275) Sie [geschlechtsbetonte Sprache; P. M.] ist vernebelnd umständlich; sie ist verworren, weil sie in der Aussagefolge ihren auf Gerechtigkeit zielenden Anspruch nicht durchhalten kann. (FAZ 14.01.)
- 276) Sprache muss sich entwickeln und kann nicht via Anordnung verändert werden. Vor allem: Wir müssen sie auch sprechen können. (FAZ 06.02.)
- 277) Zudem ist diese Lösung nicht zu Ende gedacht, da nicht für jeden Fall anwendbar. Im Radio sprach neulich eine Moderatorin allen Ernstes von Kolleg*Innen. (taz 13.02.c)

Backing mithilfe des Komplexitätstopos

Der Topos der Umsetzbarkeit wird dabei durch den Komplexitätstopos gestützt. Mit diesem wird genderbewusster Sprachgebrauch aufgrund seiner behaupteten Komplexität abgelehnt:¹⁴²

- 278) ›Gendersterne, Unterstriche oder Binnen-Is‹ verkomplizierten die deutsche Sprache noch mehr. (Bild 29.05.)
- 279) Gegenderte Sprache hingegen ist überkompliziert [...]. (Welt 06.06.c)
- 280) Deutsch wird komplizierter (SZ 26.05.a)

Der Komplexitätstopos bezieht sich zudem auf eine – auch unabhängig vom Gendern bestehende – behauptete Komplexität des Deutschen. Gestützt durch einen Gefahrentopos wird Gendern abgelehnt, weil das Verstehen sowie das Erlernen der ohnehin schon komplexen Sprache somit noch schwieriger und potenziell verunmöglicht werde:

- 281) Ein Migrant aus Syrien hat es sowieso schon schwer beim Deutschlernen, jetzt bauen sie noch weitere Hürden ein. (Bild 30.06.)
- 282) Wer um des lieben Genders willen den Fußgänger durch einen zu Fuß Gehenden ersetze, erschwere das Verstehen und grenze den Fremdsprachler und die Fremdsprachlerin aus. (SZ 13.02.a)
- 283) ›Für Menschen mit Lese-Rechtschreibschwäche wird das Textverständnis nicht einfacher, die Hürden höher.‹ (Bild 06.04.)

142 Formuliert im Wengeler'schen Muster lautet der Komplexitätstopos folgendermaßen: *Weil geschlechterbewusster Sprachgebrauch (nicht) komplex ist, sollte er (nicht) genutzt oder verbreitet werden.*

Auch in diesen Belegen findet sich, vergleichbar mit Beleg 221), ein *Sprechen* für, mit dem Menschen als Argumentationshilfe aufgerufen werden, ohne dass die damit vermeintlich Vertretenen sich selbst positionieren könnten.

Konträr zum Komplexitätstopos findet sich in den Daten der Topos der Einfachheit. Unter Bezugnahme auf diesen wird für die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums als »einfache Variante« (Bild 14.04.) plädiert: »Aber es ist viel einfacher. Es gibt auch im Plural nur ein geschlechtsloses Generikum, wo sich alle (m/w/d) wiederfinden können.« (FAZ 23.02.) Zudem wird in *realistischer Diktion* (vgl. Kap. 8.4.10.2 zu Anmaßungsvokabeln) postuliert, dass »[d]ie Sache [...] eigentlich ganz einfach« (SZ 16.03.c) sei – »die Sache« bezieht sich in diesem Beleg auf die behauptete generische Lesart des Maskulinums.

Während die Ablehnung genderbewussten Sprachgebrauchs sich also auf dessen erklärte Komplexität und die daraus resultierenden Unverständlichkeiten sowie Unmöglichkeiten der Umsetzung sowie postulierte Schwierigkeiten für Lernende beruft, sei die geschlechtsübergreifende Verwendung des Maskulinums sowohl einsichtig als auch einfacher.

8.4.16 Topos der Künstlichkeit

Weil ein bestimmter Sprachgebrauch (nicht) künstlich ist, sollte er (nicht) genutzt werden.

Der Künstlichkeitstopos wird vor allem in Verbindung mit anderen Topoi, wie dem der Realitätsferne oder Minderheit, genutzt, um sich gegen genderbewussten Sprachgebrauch auszusprechen. Aufbauend auf der Charakterisierung des Genders und insbesondere des Glottisschlags als unnatürlich oder künstlich (vgl. z.B. taz 25.05.a) oder des Asterisks als »Erfindung« (FAZ 11.03.), wird geschlechterbewusster Sprachgebrauch mithilfe des Topos als nicht umsetzbar beschrieben.

- 284) Das Sternchen scheint mir arg artifiziell – weder schreib- noch sprechbar. (FAZ 06.02.)
- 285) Und auch wenn Gleichstellungsbeauftragte in Universitäten Leitfäden zur gendersensiblen Sprache verteilen, ist das keine natürliche Sprachentwicklung. (Welt 24.02.)
- 286) Die Kunstpause beim Aussprechen von Wörtern wie ›Leser*innen‹ als auch die Unterbrechung des Leseflusses empfinde ich als überaus unangenehm. (taz 23.01.a)
- 287) Wie soll ein Politiker hart arbeitende Menschen in Deutschland erreichen, wenn diese seine gekünstelte Sprache nicht verstehen? (Welt 14.05.)

Der Künstlichkeitstopos dient in den Daten somit vorrangig der Stützung anderer Topoi in der Ablehnung genderbewusster Sprache und steht in engem Zusammenhang mit zugrundeliegenden Sprachideologien, die Sprache als natürlichen und eigenständigen Organismus konzeptualisieren (vgl. Kap. 8.5.3.8).

Gleichzeitig wird der Topos auch, wenngleich deutlich weniger frequent, auf der Pro-Seite verwendet. Zum einen wird der Glottisschlag als »ganz natürlich« (SZ 14.05.) beschrieben, der Topos der Künstlichkeit somit negiert und die Verwendung genderbewussten Sprachgebrauchs als unproblematisch beschrieben. Zum anderen wird erklärt,

dass »[a]uch nicht zu gendern oder von ›Ärztinnen und Ärzten‹ zu reden, [...] unnatürlich wirken« (FAZ 25.03.a) könne. Zudem wird die Problematik der Nutzung eines »Kunstgriffe[s]«, d.h. der Künstlichkeit des Sprachgebrauchs aufgrund der Notwendigkeit des Genderns negiert. Die Künstlichkeit geschlechterbewusster Sprache wird konzediert, aber als notwendig zur Symbolisierung einer ungerechten Welt dargestellt:

288) ›Aber solange wir in einer Gesellschaft leben, die nicht geschlechtergerecht ist, brauchen wir Kunstgriffe, die auch sprachlich vielleicht nicht so glatt sind, um deutlich zu machen, dass diese Welt nicht gerecht ist.‹ (FAZ 06.02.)

8.4.17 Topos der Ästhetik

Weil geschlechterbewusste Sprache (un)ästhetisch ist, sollte sie (keine) Verbreitung finden.

Mit dem Topos der Ästhetik wird in den analysierten Texten ausschließlich gegen genderbewussten Sprachgebrauch argumentiert. Sprache mit Genderformen wird als »grauenhaft« (FAZ 04.06.), »in ästhetischer [...] Hinsicht Murks« (FAZ 16.06.b) oder »verunstaltende« »Kosmetik« (FAZ 17.03.c) sowie »grässlich anzusehen« (Welt 09.03.) beschrieben; die »hässliche[n] Synkopen« (FAZ 28.03.) des Genderns sowie »Verlust an [...] Sinnlichkeit und Schönheit« (Welt 24.02.) beklagt oder einfach erklärt: »Aber schön finde ich es nicht.« (SZ 29.04.) Auch als Überschrift eines Leserbriefes heißt es kurz: »Unästhetisch« (taz 20.02.b). Zum Teil wird dabei mit dem eigenen ästhetischen Empfinden argumentiert und dieses subjektive Bewertungskriterium mit der 1. Pers. Singular markiert, zum Teil zeigt sich aber auch im Ästhetiktopos wieder *realistische Diktion*. Gendern wird demnach nicht als unästhetisch empfunden, sondern sei unästhetisch (Welt 14.05.), der epistemische Stance ist also deutlich erhöht und die Grundlage des subjektiven Ästhetikempfindens wird unsichtbar gemacht.

Diesem Topos wurden auch solche Belege zugeordnet, die Gendern als Verunstaltung oder »Verhunzung der deutschen Sprache« (FAZ 01.02.a) bezeichnen, wenn diese explizit auf die Schönheit der Sprache verwiesen.¹⁴³ Genderbewusste Sprache verderbe und zerstöre Sprache: »Rund 60 Prozent der Bevölkerung in Deutschland sind davon überzeugt, dass dieses übertriebene Gendern [...] unsere schöne Sprache verunstaltet.« (Welt 16.05.b)

143 *Verhunzen* meint laut Duden (o.J.) und DWDS (o.J.) die Verunstaltung oder das Verderben von etwas, unter anderem durch Geschmacklosigkeit, während Kluge (2012) auch Misshandlung als mögliche Interpretation nennt. Befürworter*innen wird bei Bezug auf die Definitionen des Duden (o.J.) und DWDS (o.J.) entsprechend implizit ein Mangel an ästhetischem Empfinden zugeschrieben, während Gegner*innen des Genderns Geschmack besäßen. Sowohl im Untersuchungskorpus als auch im DWDS-Kernkorpus (vgl. DWDS *verhunzen*) ist *Sprache* der häufigste Kollokationspartner von *verhunzen*; die Verbindung der beiden scheint entsprechend gefestigt (vgl. auch Spitzmüller 2005: 201, der ebenfalls erklärt, dass das Lexem in starker Verbindung zur Sprache steht oder Göttert 2019: 163 zur Metapher in der Anwendung auf Sprachdiskurse).

Die Beibehaltung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums dagegen wird befürwortet, denn dann »bleibt unsere schöne Sprache feinsinnig, nuancenreich und ermöglicht weiterhin geistreiche und poetische Sprachbilder« (FAZ 04.01.).¹⁴⁴

Unter anderem um Sprachbilder geht es auch im folgenden Kapitel dieser Arbeit, das sich konzeptuellen Metaphern des medialen Diskurses widmet.

8.5 Analyse der konzeptuellen Metaphorik im Diskurs

Die Analyse der lexikalischen und der argumentativen Ebene diene in dieser Arbeit vorrangig der Untersuchung, wie genderbewusster Sprachgebrauch enregistriert wird und ist, d.h. welchen Personen- und Verhaltenstypen bestimmte Sprech- und Schreibweisen zugeschrieben werden. Sie widmete sich zudem der Frage, welche Argumente und Phänomenbereiche sich (darauf aufbauend und diese Typisierungen verstärkend) im Diskursausschnitt des ersten Halbjahres 2021 zeigen. Im folgenden Unterkapitel der Analyse geht es nun um die Untersuchung der konzeptuellen Metaphern in den Texten des Korpus. Damit sollen vor allem die Sprachideologien und Konzeptualisierungen von Sprache der Diskursteilnehmer*innen fokussiert werden. Zudem wird das Zusammenspiel der metaphorischen Ebene mit den beiden anderen bereits untersuchten herausgearbeitet.

8.5.1 Grundlagen der Konzeptuellen Metapherntheorie, Methodik und Überblick über die herausgearbeiteten Metaphernbereiche

Metaphern eignen sich für eine Untersuchung von Sprachideologien und Positionierungen zugrundeliegenden Verständnissen insofern als sie einen Blick auf die Konstruktion von Wirklichkeit der Diskursakteur*innen erlauben, da sich in ihnen »kognitive Prozesse und konzeptuelle Wissensstrukturen« (Kuck & Römer 2012: 83) auf der sprachlichen Oberfläche manifestieren. In der Diskurslinguistik werden Metaphern auch als »Sedimente kollektiven Wissens« (Spitzmüller 2005: 191) verstanden. Sie liefern Auskunft über sprachliches wie nicht-sprachliches Wissen und die Dynamiken sowie Strukturen und verschiedenen Kulturen des bzw. der Diskurse(s) (vgl. Spieß 2014: 31). Grundlage dieser Annahme ist ein handlungsbezogener Sprachbegriff: Diskursakteur*innen bewegen sich immer in bestimmten lebensweltlichen Kontexten, auf welche sie in Textproduktion und -rezeption Bezug nehmen und die die sprachlichen Akte, d.h. eben auch die Metaphern beeinflussen (vgl. Spieß 2014: 32–33). Ähnlich wie Topoi sind Metaphern im diskurslinguistischen Verständnis dann erfolgreich, wenn sie auf gesellschaftliches Wissen zurückgreifen, um Phänomene greif- und handhabbar zu machen. Dies macht sie für

144 Mit dem Topos der Ästhetik geht also wiederum sprachlicher Exzeptionalismus einher; Deutsch wird als Sprache der Dichter und Denker bzw. »große[r] Autoren« (Welt 15.05.a) oder eben als »eine der schönsten Sprachen der Welt« (Welt 24.02.) beschrieben; auch in Verbindung mit einem Possessivum, sodass Sprache und nationale (In-Group-)Identität als zusammengehörig gedacht werden. Dieser Status sei aber durch genderbewussten Sprachgebrauch gefährdet (vgl. Kap. 8.4.8 zum Topos der Gefahr).

den Kontext der Wissensvermittlung attraktiv, aber auch für Evaluation und Persuasion als sprachliche Handlungen (vgl. Spieß 2011b: 376). Ihre Analyse ermöglicht es daher, vorherrschendes Wissen zu Phänomenbereichen, bspw. Sprachverständnissen im Allgemeinen oder geschlechterbewusster Sprache im Speziellen, herauszuarbeiten. In ihrer Untersuchung zur Finanzkrise im öffentlichen Diskurs zeigen Kuck & Römer (2012: 83) beispielsweise, dass wiederholtes Auftreten metaphorischer Ausdrücke in einem Diskursausschnitt einen Einblick erlaubt, wie abstrakte Diskursgegenstände wie bspw. eine Finanzkrise konkret konzeptualisiert werden. Dass dies auch für die Verhandlung von Sprache und Sprachwandel zutrifft, verdeutlicht Spitzmüller (2005) in seiner Untersuchung zu Anglizismen. Die Komplexität und Heterogenität von Phänomenen wie Sprache und Sprachwandel lege deren metasprachliche Verhandlung anhand von konzeptuellen Metaphern besonders nahe, da diese es den Sprecher*innen ermöglichen, ihre »Erfahrungen mit Sprache und Sprachwandel mit diskursiven Grunderfahrungen [zu] vergleichen und daraus Handlungsstrategien ab[zu]leiten« (Spitzmüller 2005: 207). Wie sich in der Analyse zeigen wird, trifft das in Teilen ebenfalls auf den Diskurs um geschlechterbewussten Sprachgebrauch zu: Sowohl der Diskurs als auch (genderbewusste) Sprache selbst und ihre Verbreitung werden mithilfe von Metaphern verhandelt, deren Quelldomänen bspw. Körper, Organismen und Alltagsobjekte sind. Im Folgenden wird zunächst ein kurzer Überblick über konzeptuelle Metaphorik gegeben, die persuasive Funktion von Metaphern in einem diskurslinguistischen Verständnis erläutert und das methodische Vorgehen beschrieben. Im Anschluss werden die in den Daten des Korpus aufgefundenen Metaphern anhand von sich aus der Analyse ergebenden Kategorisierungen dargelegt: Einige der Metaphern werden metadiskursiv verwendet (Kap. 8.5.2), der Großteil zur Konzeptualisierung von (geschlechterbewusster) Sprache (Kap. 8.5.3) und andere verhandeln den Sprachwandel im Phänomenbereich (Kap. 8.5.4).

Im Verständnis der Konzeptuellen Metapherntheorie (KMT) sind Metaphern kein lyrisches Stilmittel. Vielmehr werden Metaphern der Theorie zufolge, die seit dem Erscheinen von »Metaphors we live by« besonders mit den Namen Lakoff und Johnson (2003 [1980]) verbunden ist, als kognitive Phänomene verstanden: »Nicht sprachliche Konstruktionen sind metaphorisch, sondern unser Denken ist metaphorisch.« (Zima 2021: 73) Metaphern strukturieren der KMT zufolge unser Denken und organisieren Erfahrungen, indem Eigenschaften von bekannten Quelldomänen (*source*) auf unbekannte Zieldomänen (*target*) übertragen werden – die Essenz einer Metapher sei das Verständnis und Erleben einer Sache – »one kind of thing« (Lakoff & Johnson 2003: 5) – im Sinne einer anderen (vgl. auch Musolff 2019: 1). Der Grund dafür ist der Theorie zufolge kognitive Ökonomie: Das Hirn nutze die semantische Struktur einfacherer Konzepte, um komplexere zu organisieren¹⁴⁵ und verständlich und handhabbar zu machen

145 Spieß (2014: 36) macht verschiedene Metaphorisierungsrichtungen aus, unter anderem die Metaphorisierung von »Unbelebte[m] durch Belebtes, Abstrakte[m] durch Konkretes, Komplexe[m] durch Einfaches«.

(vgl. Schwarz-Friesel 2015: 148).¹⁴⁶ Metaphern zeichnen sich demzufolge vor allem durch Übertragung aus.

In der ZEIT IST RAUM-Metapher¹⁴⁷ bspw., die bereits vielfach beschrieben wurde (vgl. Radden 2003; Zima 2021: 77–79), wird Zeit als Objekt konzeptualisiert, das sich auf einer horizontalen Achse befindet. Die Gegenwart entspricht dabei der Position der Konzeptualisierenden, die Zukunft liegt vor, die Vergangenheit hinter ihr. Gesellschaftlich konventionalisierte Ausdrücke¹⁴⁸, wie die Beispiele 289) & 290), sind mit dieser Metapher erklärbar.¹⁴⁹

289) Eine harte Zeit liegt vor/hinter mir.

290) In der kommenden Woche habe ich hoffentlich mehr Zeit.

RAUM ist in der ZEIT IST RAUM-Metapher und den angeführten Beispielen also die Queldomäne, mit der die Zieldomäne ZEIT strukturiert wird; die Zukunft liegt vorne, während die Vergangenheit hinten liegt.

Die Übertragung der Bedeutungsaspekte von *source* zu *target* geschieht in diesem Prozess allerdings nicht vollständig. Vielmehr werden dabei nur partiell Eigenschaften aus einer Domäne in eine andere übertragen. Mit dieser Partialität gehen sowohl *highlighting*, d.h. das Hervorheben und Fokussieren bestimmter Eigenschaften, als auch *hiding*, d.h. das Verschleiern oder Defokussieren anderer Eigenschaften, einher (vgl. Spieß 2011a: 141–142). Die verwendete Metaphorik zeigt daher einen je »perspektivische[n] Zugriff auf Welt« (Spieß 2011a: 142) auf und hat somit »großen Anteil an der kulturellen Erzeugung von Wirklichkeit« (Spieß 2014: 37). Dieser perspektivische Zugriff wird durch die Analyse der verwendeten Metaphern deutlich und kann somit die persuasive Verwendung konzeptueller Metaphorik erklären (vgl. Ottati & Renstrom

146 Wenngleich es an dieser Vorstellung auch Kritik, wie sie bspw. McGlone (2007) äußert, und verschiedene Weiterentwicklungen und Neuperspektivierungen (vgl. z.B. Schwarz-Friesel 2015) gibt, ist die Theorie nach wie vor weit verbreitet. Zudem gibt es, unter anderem anhand von psycholinguistischen Untersuchungen, Belege für die Relevanz von Metaphern in der Strukturierung des Denkens (vgl. Gibbs 2011). Zima (2021: 88–92) gibt einen Überblick über Studien und Experimente, die Evidenz für Metaphern als Denkmechanismus, insbesondere der Metaphern SYMPATHIE IST WÄRME und ZEIT IST RAUM, liefern.

147 Ich folge mit der Schreibweise der konzeptuellen Metaphern in Kapitälchen üblichen Darstellungen, wie sie bspw. auch von Lakoff & Johnson (2003) genutzt werden.

148 Diese Arbeit schließt sich einem diskurslinguistischen Verständnis konzeptueller Metaphern an, demzufolge diese keine universell konventionalisierten Denkmuster, sondern kulturspezifisch seien. Konzeptuelle Metaphern sind demnach auch zeit- und kontextspezifisch. Radden (2003) zeigt z.B. für die ZEIT IST RAUM-Metaphorik unterschiedliche Verständnisse in verschiedenen Sprachen auf. Während im europäischen und nordamerikanischen Verständnis der Metapher Zeit als Objekt vor oder hinter der Sprecherin liegt, also in einer horizontalen Anordnung, ist Zeit im Chinesischen bspw. über (Vergangenheit) oder unter (Zukunft) der Sprecherin, d.h. auf einer vertikalen Achse angeordnet (vgl. Radden 2003: 228). In dieser Arbeit gehe ich daher, wie auch andere Arbeiten (z.B. Spieß 2011b: 206–207) davon aus, dass Metaphern nicht universell gültig, sondern vielmehr in bestimmte kulturelle und soziale Kontexte eingebunden und dort funktional sind.

149 Die Beispielsätze unterscheiden sich darin, dass sich die Sprecher*in im ersten Beispiel durch den Raum Zeit bewegt, im zweiten die Sprecher*in in der Gegenwart verankert bleibt und sich die Zeit durch den Raum bewegt (vgl. ausführlicher zu diesen unterschiedlichen Realisierungen Zima 2021: 89–92).

2010: 785). Durch die Hervorhebung bestimmter Eigenschaften werden gewünschte Inferenzen nahegelegt bzw. legitimiert und Gegenstände auf eine bestimmte Art und Weise dargestellt (vgl. Mathias 2015: 143). Metaphern können somit zur argumentativen Stützung von Positionen sowie zur Positionierung selbst, d.h. evaluativ, verwendet werden (vgl. Schwarz-Friesel 2015: 144). Diese argumentative Funktion von Metaphern wird von einigen Autor*innen auch als ihre Hauptfunktion bezeichnet (vgl. Meyer & Serbina 2020: 617). In der metaphorischen Gleichsetzung von Sprache mit einem Organismus bspw., wie sie sich vielfach in den untersuchten Texten findet (vgl. ausführlicher dazu unten Kap. 8.5.3.8), wird die damit postulierte eigenständige Entwicklung von Sprache fokussiert, womit Sprachänderungen, die auf externe Interventionen zurückgehen, abgelehnt werden können. Defokussiert, da nicht übertragen, werden dagegen unter anderem Eigenschaften von Organismen, die deren Stoffwechsel betreffen und die Hervorhebung der Aufnahme externer Elemente und den Einfluss der Umgebung ermöglichen würden.

Als Konzepte, die Alltag, Denken, Handeln und Wahrnehmung konstruieren und strukturieren (vgl. Spieß 2011a: 141; Ziem 2015: 53), sind konzeptuelle Metaphern, insbesondere im medialen Diskurs präsent (vgl. Charteris-Black 2004: 29; Lakoff & Wehling 2016), insofern wirkmächtig, als sie bestimmte Handlungen und Einstellungen lizensieren:

In most cases, what is at issue is not the truth or falsity of a metaphor but the perceptions and inferences that follow from it and the actions that are sanctioned by it. In all aspects of life, not just in politics or in love, we define our reality in terms of metaphors and then proceed to act on the basis of the metaphors. We draw inferences, set goals, make commitments, and execute plans, all on the basis of how we in part structure our experience, consciously and unconsciously, by means of metaphor. (Lakoff & Johnson 2003: 158)

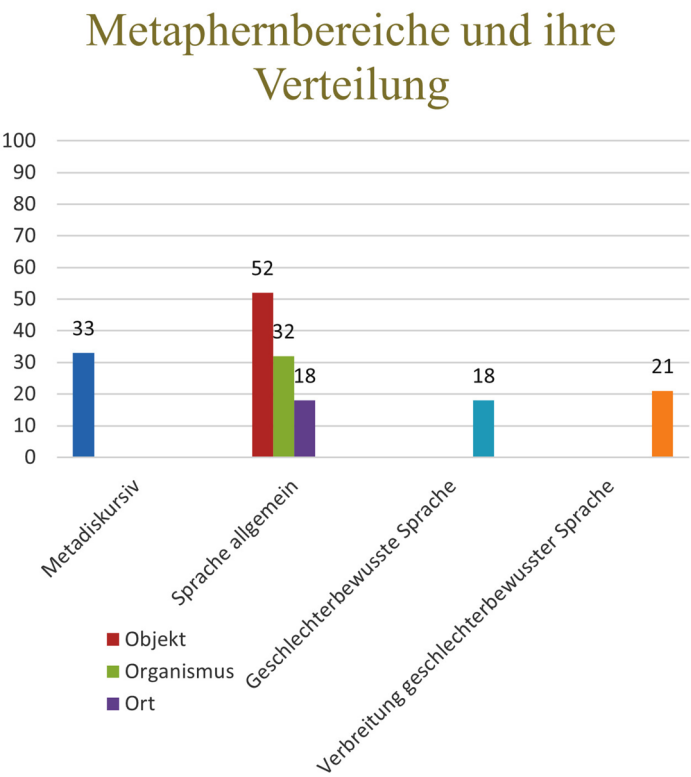
Durch die im Diskurs verwendeten Metaphern werden demnach bestimmte Perspektiven auf und Verständnisse von (genderbewusste(r)) Sprache deutlich, die wiederum die ablehnende oder befürwortende Positionierung dieser gegenüber erklären oder unterstützen.

In den folgenden Unterkapiteln werden diese Metaphern dargelegt und in ihrer Funktionalität für die Positionierungen erläutert. Ihre Analyse beruht auf einem induktiven qualitativen Vorgehen; konkreter: der manuellen Kategorisierung metaphorischer Ausdrücke in den Daten des Korpus (vgl. zu diesem Vorgehen auch Neusius 2021: 478–488). Aufbauend auf der Annahme einer (partiellen) Übertragung von Eigenschaften einer Quelldomäne zu einer Zieldomäne wurden metaphorische Ausdrücke in den Zeitungstexten mithilfe des Programms QualCoder (Curtain 2023) hinsichtlich der Quell- und Zieldomänen codiert. Dafür wurden Metaphernlexeme in den Texten ausfindig gemacht, die »metaphorische Konzepte konkret realisieren« (Spitzmüller 2005: 199) und im Anschluss Metaphernbereichen zugeordnet.¹⁵⁰ Die zugehörigen überge-

150 Die Identifizierung von Metaphernlexemen beruht insofern auf dem Einbezug des Ko- und Kontexts, als bei metaphorischem Gebrauch (in der Regel) einzelne Lexeme in einem Satzkontext bei einer wörtlichen/lexikalischen Interpretation mit dem Rest des Satzes und sprachlichen sowie au-

ordneten konzeptuellen Metaphern wiederum formulieren mithilfe der Kopula *sein* die metaphorische Gleichsetzung von Quell- und Zieldomäne (vgl. Charteris-Black 2004: 21). Wie bei den Topoi (vgl. Kap. 8.4) wurde eine Metapher einmal codiert, sofern sie im Text vorkam; wiederholte Belege innerhalb eines Texts wurden nicht mehrfach gezählt. Zudem bezieht sich die Untersuchung nur auf Metaphern im Diskurs zu geschlechterbewusster Sprache – andere Metaphern, die insbesondere in Texten vorkommen, in denen die Verhandlung geschlechterbewusster Sprachformen Teil des Nebendiskurses waren, wurden nicht erfasst und analysiert.

Abb. 5: Überblick über die Metaphernbereiche und ihre prozentuale Verteilung im Zeitungskorpus¹⁵¹



(Eigene Darstellung)

ßersprachlichen Kontexts inkongruent wären, d.h. in »ihrer konventionellen, wörtlichen Bedeutung irgendwie nicht so recht in die konventionelle, wörtliche Bedeutung des sie umgebenden frame, also des Rests der Äußerung passen wollen« (Mathias 2015: 119; Hervorhebung im Original).

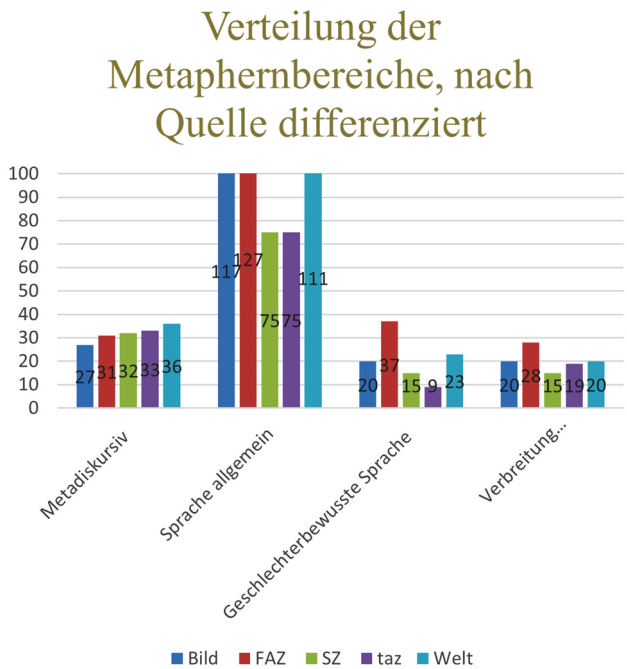
151 Die Berechnung bezieht sich auf die Gesamtzahl der Artikel im Korpus.

Ausgehend von dieser Codierung ergaben sich drei Kategorien¹⁵², die im Diskurs unterschiedliche Funktionen erfüllen und verschiedene konzeptuelle Metaphern zusammenfassen: Solche, die sich metadiskursiv auf die Debatte beziehen und diese bspw. als Kriegszustand beschreiben, Metaphern, die sich auf Sprache im Allgemeinen und geschlechterbewusste Sprache im Speziellen beziehen sowie Metaphern, die Sprachwandel bzw. die Verbreitung genderbewussten Sprachgebrauchs bspw. als Naturkatastrophe oder Veränderung als Weg charakterisieren. Wie Abbildung 5 zeigt, wird in den Texten des Korpus vor allem Sprache im Allgemeinen metaphorisch verhandelt. In diesem Teilbereich wiederum sind vor allem metaphorische Gleichsetzungen mit verschiedenen Objekten sowie Organismen dominant: In gut 50 % der Zeitungstexte lassen sich Metaphern herausarbeiten, die Sprache mithilfe der Gleichsetzung bspw. mit Instrumenten, Maschinen oder Bauwerken verhandeln und auf dieser Grundlage Positionierungen pro oder kontra geschlechterbewusster Sprache legitimieren und stützen. In einem Drittel der Texte wird Sprache als Organismus und z.T. spezifischer als Pflanze oder Körper metaphorisiert und in 18 % der Texte des Korpus mithilfe der Ortsmetaphorik charakterisiert. Für die metaphorische Charakterisierung ausschließlich von geschlechterbewusstem Sprachgebrauch lassen sich darüber hinaus noch einmal gesondert spezifische Metaphern herausarbeiten, die in 18 % der Korpustexte verwendet werden. Daneben wird in rund einem Drittel der Texte die Debatte auf metadiskursiver Ebene metaphorisiert und in ca. 21 % der Zeitungstexte die Verbreitung geschlechterbewusster Sprachformen.

Mit Blick auf die einzelnen Quellen (vgl. Abbildung 6) wird deutlich, dass diese Beobachtungen zum gesamten Korpus mit Ausnahme der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* auch für die jeweiligen Subkorpora bestehen bleibt: Der Fokus ist die metaphorische Verhandlung von Sprache allgemein, gefolgt von der metaphorischen Metadiskursivierung der Debatte – mit Ausnahme der FAZ. In dieser zeigen sich in mehr Texten Metaphorisierungen geschlechterbewusster Sprache als der Debatte. Zudem zeigen sich innerhalb des allgemeinen Trends der übergeordneten Metaphernkategorien noch Unterschiede: So wird in der *Süddeutschen Zeitung* und der *tageszeitung* geschlechterbewusste Sprache selbst eher wenig metaphorisch (15 % und 9 %) charakterisiert, während in der FAZ über alle Texte hinweg, mit Ausnahme der Metaphorisierung von Sprache, für alle Bereiche eine ähnliche Anzahl Metaphern zu finden sind.

152 Diese sind gleichwohl in der Analyse nicht immer trennscharf. Dies wird auch daran deutlich, dass im Unterkapitel zur Metaphorisierung von Sprache im Allgemeinen auch Metaphern analysiert werden, die geschlechterbewusste Sprache und damit einhergehend auch schon ihre Verbreitung charakterisieren. Dieser Umstand verdeutlicht damit aber auch die enge Verwobenheit der Metaphern untereinander und ihre Funktionalität für die jeweilige Positionierung.

Abb. 6: Überblick über die prozentuale Verteilung der Metaphernbereiche nach Subkorpora im Zeitungskorpus¹⁵³



(Eigene Darstellung)

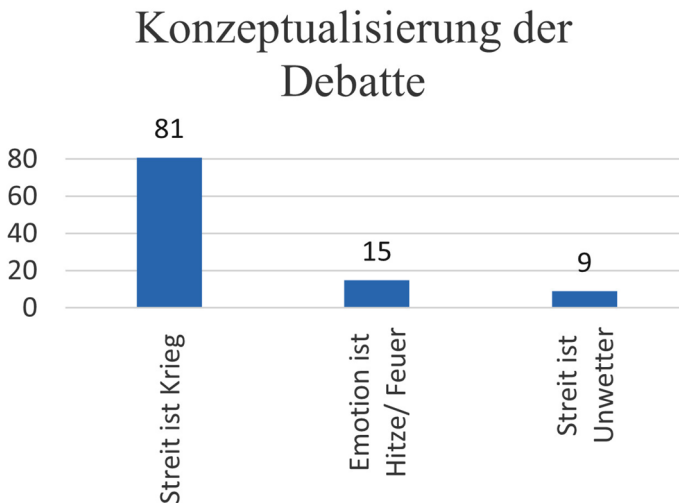
Dieser quantitative Überblick dient vor allem der Veranschaulichung von Varianz und Dominanz bestimmter konzeptueller Metaphern(bereiche) und somit als Tendenz. Die folgenden Unterkapitel beschäftigen sich mit unterschiedlichen inhaltlichen Ebenen im Diskurs, auf denen Metaphern verwendet werden. Die Analyse beginnt mit einem Blick auf die abstraktere und metadiskursive Verhandlung, nähert sich dann mit der Analyse der Metaphorisierung von (geschlechterbewusster) Sprache der metaphorischen Verhandlung des Diskursgegenstands selbst und untersucht im Anschluss die Auseinandersetzung mit dessen Verbreitung und dem damit einhergehenden Sprachwandel. Ausführlicher analysiert werden nur Metaphern, die innerhalb dieser Kategorisierung und für den Diskurs durch ihre relative Frequenz dominant sind. Dabei wird

¹⁵³ Die Berechnung der Prozente bezieht sich auf die Anzahl der Zeitungstexte im jeweiligen Subkorpora, um eine größere Vergleichbarkeit zu ermöglichen. Die Balken zeigen entsprechend an, in wie viel Prozent der im Subkorpora vertretenen Texte konzeptuelle Metaphern zu den jeweiligen übergeordneten Kategorien zu finden sind. So sind bspw. in 27 % der 30 Texte des Subkorpora der Artikel aus der *Bild*-Zeitung metadiskursiv eingesetzte Metaphern zu finden. Da einzelne Texte mehrere Metaphernbereiche verhandeln und innerhalb des Bereichs *Sprache allgemein* Objekt-, Organismus- und Ortsmetaphorik zusammengefasst sind, sind die addierten Prozentzahlen z.T. > 100.

sich zeigen, dass die Metaphern in enger Verbindung zu bisherigen Ergebnissen der lexikalischen und Topos-Analyse stehen, auf diese zurückgreifen und sie wiederum stärken und auch untereinander verknüpft sind. Die Reihenfolge der im Folgenden vorgenommenen Analyse der Metaphern basiert daher in der Gesamt- und Unterkapitelstruktur nicht (vorrangig) auf Frequenzunterschieden, sondern auf inhaltlichen Kriterien, vor allem gemeinsamen übergeordneten Metaphernbereichen, bspw. bei der Objektmetaphorik, oder semantischen Überschneidungen, wie im Aufeinanderfolgen der Analyse von metaphorischer Gleichsetzung geschlechterbewusster Sprache mit Krankheiten und der ihrer Verbreitung mit Naturkatastrophen.

8.5.2 Metaphorik zur Konzeptualisierung der Debatte

Abb. 7: Metaphern zur Konzeptualisierung der Debatte (absolute Belegzahlen in allen Texten des Korpus)



(Eigene Darstellung)

Die Debatte um genderbewussten Sprachgebrauch selbst wird in vielen der Texte im Untersuchungskorpus, insbesondere zu Beginn der Texte, bspw. in Überschriften, Teasern und als Aufhänger, mithilfe von Metaphern dargestellt. So ist z.B. ein Artikel in der FAZ (06.02.) mit »Krieg der Stern*innen. Müssen wir bald alle gendern?« überschrieben. Die verwendete Metaphorik, die die Debatte mit einem Krieg gleichsetzt, illustriert und konstatiert (und reproduziert somit) eine Polarisierung und Verhärtung dieser. Sie ist für die untersuchten Texte mit insgesamt 81 Vorkommen im Vergleich zu den anderen Metaphern deutlich dominant. Die metadiskursive Metaphorik, d.h. solche, die der Konzeptualisierung der Debatte dient, zeichnet sich insgesamt durch geringere Varianz aus; frequent werden nur drei Metaphernbereiche verwendet: STREIT IST KRIEG, EMOTION IST HITZE/FEUER und STREIT IST UNWETTER. Die mit allen Metaphernbereichen

einhergehende Beschreibung der Debatte als polarisiert und emotionalisiert legitimiert damit unter anderem auch die Berichterstattung über die Diskussion durch die Zeitungen.

8.5.2.1 Streit ist Krieg

Die bereits von Lakoff & Johnson (2003: 5) beschriebene Metapher ARGUMENT IS WAR bzw. STREIT IST KRIEG ist deutlich frequenter als andere verwendete Metaphern (vgl. Abbildung 7). Sie ist somit dominanter zum Verständnis und zur Illustration der Diskussion, wie auch Coady (2024) für die Debatte um geschlechterbewusste Sprache in Frankreich herausarbeitet. Die Polarisierung der Debatte wird insofern konstatiert bzw. durch diese reproduktive Zuschreibung verstärkt, als sie (mehrfach und in verschiedenen Quellen) als »Krieg der Sternchen« (Welt 07.04., SZ 16.02.) und »Kulturkrieg« (FAZ 17.02.b) definiert wird. Verschiedene mit der Quelldomäne verbundene Eigenschaften und Handlungen werden denn auch in den Zeitungstexten benannt. In diesem postulierten Krieg gebe es demzufolge »Frontal-Attacke[n]« (Bild 29.05.), es werde angegriffen (taz 22.02.), »Leute [werden] auf eine Linie eingeschossen« (Welt 01.04.), »konservative Medien schießen gegen gendernde Nachrichtensprecher« (SZ 19.06.c) oder »Ausweichmanöver« (FAZ 25.05.a) fänden statt. Mit der Metapher einher geht auch die Vorstellung zweier sich gegenüberstehender »unversöhnliche[r]« (FAZ 17.03.a) oder »verfeindete[r] Lager« (FAZ 18.02.) mit andauernder und zunehmender Polarisierung und Spaltung der Debatte: »Und so geht dann jeder immer weiter in seinen Schützengraben.« (SZ 11.06.a)

Die Konzeptualisierung der Debatte als Krieg wird dabei besonders von der Kontraseite genutzt, die sich als in einer verteidigenden Position darstellt. Befürworter*innen genderbewusster Sprache – bspw. die Nachrichtenagenturen mit ihrer Entscheidung für verschiedene Formen¹⁵⁴ – drängten »das generische Maskulinum schrittweise zurück« (taz 22.06.) und lenkten genderbewusste Formen »von der intendierten Aussage weg, auf vermintes Gelände zudem« (FAZ 04.03.). Somit werden Verteidigung und Schutz der Sprache legitimiert und als notwendig »gegen den Siegeszug der geschlechtergerechten Sprache« (SZ 06.03.) insinuiert. Explizit als Kämpfende in diesem postulierten Krieg kategorisiert werden dabei Befürworter*innen (Gabriele Diewald, die »in die Bresche« springt) wie Kritiker*innen genderbewussten Sprachgebrauchs (Unionspolitiker »attackieren« und schießen »aus allen Rohren«) gleichermaßen, als Verlierer allerdings vor allem und deutlich Männer (s. Bsp. 294):

- 291) Dennoch haben auch Linguisten den Duden verteidigt. Gabriele Diewald etwa [...] springt für die Redaktion in die Bresche. (Welt 25.01.)
- 292) Spätestens seitdem Unionspolitiker das Gendern attackieren, ist der Streit um Geschlechter-Asterisk und Binnen-I Wahlkampfthema. (SZ 19.06.c)
- 293) Das deckt sich gut mit dem Hamburger CDU-Chef Christoph Ploß, der derzeit auch aus allen Rohren gegen das Gendern schießt. (taz 29.05.b)

154 Im Juni 2021 gaben die Agenturen AFP, APA, dpa, epd, Keystone-sda, KNA, Reuters und SID gemeinsam bekannt, dass sie sich um genderbewussten Sprachgebrauch bemühen und schrittweise auf das geschlechtsübergreifende Maskulinum verzichten wollten. Stattdessen sollten Beidnennungen und Neutralisierungen genutzt werden (vgl. bspw. taz 22.06.).

- 294) Männer sind auf der ganzen Linie die Verlierer im Kampf gegen die Krieger*innen im Krieg der Sternchen! (SZ 16.02.)

Neben einer Darstellung als Krieg wird die Debatte auch als Kampf oder Duell konzeptualisiert. Dies bezieht sich zum einen auf gewaltvollen Kampf mit Verlierern bzw. Todesopfern – es »stirbt die Philologie« – und ist somit anschlussfähig an die Kriegsmetaphorik, wird aber zuweilen auch als (sportlicher) Wettstreit, bspw. als Box-Kampf, imaginiert:

- 295) Der Gender-Streit bei Audi geht in die nächste Runde! (Bild 07.05.)
 296) Der Kampf gegen das generische Maskulinum (FAZ 11.06.)
 297) Der Genderstern ist das prominenteste Beispiel dieses ideologischen Kampfes. (Bild 27.05.b)
 298) Auf der einen Seite die klare Verbotsforderung, auf der anderen die neuen Grundsätze zur Verwaltungssprache – Hamburg erlebte am Dienstag so etwas wie ein öffentlich ausgetragenes Sprachduell. (Welt 20.06.)
 299) Im akademischen Kulturkrieg stirbt die Philologie: Rudolf Stöber schickt Brechts ›Kinderhymne‹ in den Kampf gegen die Gendersprache (FAZ 17.02.b)

Die Kriegs- und Kampf-Metaphorik legitimieren polarisierende und provokative Aussagen, während die Suche nach Kompromissen und Aushandlungslösungen in der Debatte verunmöglicht bzw. als nicht vorstellbar dargestellt wird: In einem Krieg, in dem sich zwei Lager bzw. Fronten in Schützengräben gegenüberstehen, gibt es einerseits wenig Bewegung, andererseits scheinen auch Möglichkeiten von Verhandlung angesichts der Unbeweglichkeit beider Seiten gering. Hervorgehoben werden in der Übertragung von Quell- auf Zieldomäne demnach insbesondere Gefahr und Gewalt sowie Feindschaft und verfestigte Lagerbildungen. Die besondere Frequenz des Gefahrentopos in den Argumentationen der Zeitungstexte (vgl. Kap. 8.4.8) steht denn auch in enger Verbindung mit dieser Metaphorik. Defokussiert werden durch die Metapher potenzielle Differenzierungen innerhalb der jeweiligen *Lager*, bspw. für welche Genderformen in welcher Frequenz und Konsequenz sich jemand ausspricht oder ob Kontextangemessenheit eine Rolle spielt. Durch die STREIT IST KRIEG-Metapher werden vor allem zwei verfeindete Lager in den Vordergrund gestellt, die um die Sprache und gegeneinander kämpfen und sich nicht um Kompromisse bemühen.

Im Zusammenhang mit der STREIT IST KRIEG-Metapher und der Darstellung als Kampf– dann verstanden als gewaltvolle Auseinandersetzung und nicht als Wettkampf– steht auch die Metaphorik, in der SPRACHE WAFFE IST oder wird bzw. WORTE WAFFEN SIND (vgl. Welt 08.03.):¹⁵⁵

- 300) Schwuppdwupp wird die Gender-Sprache zur Waffe in der Hand von Bürokraten, Self-Care-Extremisten und sonstigen unfreien Geistern. (Welt 14.02.)

155 Subsumieren lässt sich diese Metapher dabei unter die auf einem höheren Abstraktionsniveau angesiedelte Metapher SPRACHE IST OBJEKT. Dort wurde sie auch mit Blick auf die quantitative Auswertung gezählt. Die Objektmetapher fällt in Bezug auf Sprachideologien unter den von Blommaert (2006: 512) so genannten »artifactual view«. S. dazu auch unten Kap. 8.5.3.

- 301) Man kann darüber diskutieren, ob Sprache die beste Waffe ist, um gegen Diskriminierung zu kämpfen. (SZ 11.03.b)
- 302) Der Knacklaut oder Glottal Stop gilt als Wunderwaffe des Genders. (Welt 17.05.b)

Mit dieser Metapher wird Sprachverwendung besondere Relevanz und Gefahr zugeschrieben, die insbesondere von der Pro-Seite ausgeht. Diese halte mit geschlechterbewusster Sprache als Waffe und mit dem »political glottal stop [...] das raffinierteste Stück des ziemlich ausgearbeiteten sprachlichen Arsenal im Kampf zur Eroberung der Diskurshoheit im öffentlichen Raum« (Welt 17.05.b) in der Hand. Über solche Belege wird Befürworter*innen eine vermeintliche Übermacht in dem postulierten *Krieg* zugeschrieben und Gefahren hervorgehoben. Die Verwendung der Metapher ist damit wiederum anschlussfähig an Zuschreibungen, wie sie sich im Eliten- und Zwangstupos (vgl. Kap. 8.4.11 und 8.4.12) finden. Die Gefahr, die von genderbewusster Sprache ausgehe, wird von deren Gegner*innen in anderen Belegen darüber hinaus mit Minen (vgl. Bsp. 303), d.h. wiederum mit (Kriegs-)Waffen gleichgesetzt. So wird ebenfalls eine Gefahr insinuiert und Verteidigung und Bewachung *der Sprache* vor den diese zerstörenden Befürworter*innen geschlechterbewusster Sprache als notwendig behauptet:

- 303) So kann sogar ein potenziell interessantes Gespräch mit einem Taxifahrer zum Minenfeld werden. (Welt 30.03.).
- 304) Aber ich will diese Sprache verteidigen! Sie soll nicht zerstört werden – und es muss doch mehr Menschen geben, die das nicht zulassen wollen! (Welt 24.02.)¹⁵⁶
- 305) Halt!, rufen die Sprachverteidiger: Grammatisches Geschlecht ist nicht mit Gender gleichzusetzen. (SZ 11.03.b)
- 306) Auf den Welt-Artikel hin startete der VDS einen Aufruf auf seiner Website: »Rettet die deutsche Sprache vor dem Duden«. (SZ 06.03.)
- 307) Geschäftsführer beim Verein Deutsche Sprache e. V., der sich als Sprachwächter im konservativen Sinne versteht. (Welt 11.04.)

Mithilfe der STREIT IST KRIEG-Metapher wird in den Zeitungstexten also die Polarisierung der Debatte und eine damit einhergehende insinuierte Gefahr erklärt, illustriert und zudem reproduziert. Damit werden Abwehr- und Verteidigungsdiskurse legitimiert und Differenzierung sowie Lösungssuche verunmöglicht.

8.5.2.2 Emotion ist Hitze/Feuer

Die Emotionalität und Gefährlichkeit des Diskurses wird ebenfalls durch Charakterisierungen mithilfe der EMOTION IST HITZE-Metapher hervorgehoben. Lakoff (2016: 270) führt »Anger is heat« als gängige, d.h. konventionalisierte Metapher für Emotionalität (vgl. auch Zima 2021: 98) auf, die sich auch in einem spezielleren Fall durch »Anger Is Fire« ausdrücken könne. Beide Varianten finden sich in den untersuchten Texten des Korpus:

- 308) Gender-Streit, der in den vergangenen Wochen erneut hochkochte. (Bild 13.06.)
- 309) Die Debatte ist aufgeheizt, immer noch, auch nach 30 Jahren. (SZ 13.02.b)

156 Ausführlicher zur Konzeptualisierung der Sprache als schützens- und verteidigungswertem Objekt und Organismus, mithin als potenzielles Opfer, weiter unten in Kap. 8.5.3.8.

- 310) Aber bekanntlich braucht es ja keinen Anlass, um Deutsche mit dem Thema Gender zur Weißglut zu bringen. (taz 03.03.b)
- 311) In Deutschland entbrennt wieder einmal der Streit der Ideologien: dieses Mal an einem Stern. (SZ 11.06.a)
- 312) Schon damals habe es im Übrigen die Debatte ums Gendersternchen gegeben, stark befeuert von Vertretern aus Österreich und der Schweiz. (SZ 19.06.c)

Die Metaphorik fokussiert durch die Gleichsetzung mit Hitze bzw. Feuer Gefahren der Debatte, indem sie Verletzungsgefahren impliziert. Die Darstellung des Streits als Feuer erlaubt darüber hinaus, schnelle Handlungen zum Löschen, d.h. zur Beendigung der Gefahrenlage vorzuschlagen oder als notwendig zu imaginieren. Welche das wären, wird allerdings in den Zeitungstexten nicht weiter ausgeführt. In Verbindung mit der Abwertung von Akteur*innen als brandstiftend (»stark befeuert von Vertretern aus Österreich und der Schweiz«) und der damit einhergehenden Zuschreibung von Verantwortlichkeit kann die Metaphorisierung allerdings so interpretiert werden, dass Befürworter*innen geschlechterbewusster Sprache auf diese verzichten müssten, um das Feuer zu löschen bzw. nicht weiter anzufachen.

8.5.2.3 Streit ist Unwetter

Auch die Metaphorik, die auf UNWETTER als *source* zugreift, um damit Streit bzw. die Debatte um geschlechterbewussten Sprachgebrauch als *target* zu erläutern, illustriert die Polarisierung und Intensität der Debatte. Quelldomäne sind bestimmte, mit Gefahr assoziierte Wetterphänomene, wie Gewitter (Bsp. 313) & 315)) oder Sturm (Bsp. 314)), nicht aber Sonnenschein oder Nieselregen:

- 313) Als Chefin des Duden ist man immer auch ein bisschen Blitzableiter. Aber so stark wie jetzt, sagt Kathrin Kunkel-Razum, war das Gewitter bisher dann doch eher selten. (SZ 06.03.)
- 314) Ihre Abschiedsmonate hat das Gendern anstrengender gemacht, als sie es gerne gehabt hätte. Denn natürlich brach ein Sturm der Entrüstung los. (SZ 14.05.)
- 315) Aber nun ist die nächste Gewitterfront aufgezogen. (SZ 06.03.)

Zugleich steht die Verwendung dieser Metapher in Zusammenhang mit der Konzeptualisierung von geschlechterbewusster Sprache bzw. deren Verbreitung als Naturkatastrophe, bspw. als »große Welle« (Welt 24.02.) (vgl. Kap. 8.5.4.1).

Die metaphorische Gleichsetzung der Debatte mit Unwetterphänomenen legitimiert, neben dem Verständnis der Debatte als Kampf und Krieg, Schutzreflexe: Vor Sturm und Gewitter zieht man sich besser zurück und begibt sich nicht in die Debatte. Sie impliziert wiederum Gefahr und legitimiert somit schnelle Handlungen, während sie ruhige Aushandlungen und bspw. die Suche nach Kompromissen verunmöglicht. Defokussiert wird in der Regel die Eigenschaft von Unwettern, schnell vorüberzugehen.

Die konzeptuellen Metaphern, mit denen über die Debatte gesprochen wird, dienen insgesamt betrachtet vor allem deren Charakterisierung, illustrieren (und reproduzieren) die Polarisierung, implizieren Gefahr und belegen somit auch den Nachrichtenwert wiederholter Thematisierungen. Zudem ermöglichen sie Inferenzen, die Handlungen zum Stopp der weiteren Verbreitung geschlechterbewusster Sprachformen nahelegen.

Defokussiert werden Aushandlungsmöglichkeiten und/oder Binnendifferenzierungen innerhalb von Positionierungen und Grauzonen; vielmehr werden polare Positionierungen gestärkt.

Metaphern, die sich auf Sprache allgemein bzw. genderbewusste Sprache und deren Verbreitung beziehen, dienen daneben der Positionierung ihr gegenüber sowie ebenfalls der Legitimation verschiedener Forderungen nach Weiterverbreitung oder eines Stopps ebendieser. Das folgende Unterkapitel analysiert die mit Blick auf die Metaphernbereiche quantitativ dominante Metaphorisierung des Diskursgegenstands (geschlechterbewusste) Sprache.

8.5.3 Metaphorik zur Konzeptualisierung (geschlechterbewusster) Sprache selbst

Der Fokus der in dieser Arbeit untersuchten medialen Texte ist die Verhandlung geschlechterbewusster Sprache selbst, wie auch die quantitative Verteilung in Abbildung 5 gezeigt hat: Es geht unter anderem um die konkrete Ausgestaltung geschlechterbewusster Referenzformen und Formulierungen sowie deren (In-)Effektivität, (Ir-)Relevanz etc. Diese Fokussierung schlägt sich auch in einer im Vergleich zur Metaphorisierung der Debatte sowie des Sprachwandels höheren Varianz und insgesamt höheren Zahl an verwendeten Metaphern nieder (vgl. Abbildung 8), mit denen Sprache im Allgemeinen sowie geschlechterbewusste Sprache im Speziellen konzeptualisiert werden. Dabei gibt es einige Metaphern, die sowohl pro als auch kontra eingesetzt und einige, die vorwiegend für nur eine Positionierung verwendet werden.

Knapp 170 Belege konzeptueller Metaphorik lassen sich unter der übergeordneten Metapher SPRACHE IST OBJEKT subsumieren. Dieser Bereich weist somit die meisten Vorkommen im Korpus auf und wird im Folgenden zuerst betrachtet. Blommaert (2006: 512) nennt die Objektmetaphorik in Bezug auf Sprachideologien den »*artifactual view of language*«, dem zufolge Sprache als Artefakt verstanden wird. Dabei handelt es sich laut ihm um ein weitverbreitetes Verständnis (vgl. Blommaert 2006: 512). Diese Überlegung Blommaerts trifft auf das untersuchte Textkorpus zu, in dem sich viele Belege für den *artifactual view of language* finden. Auch Spitzmüller (2005: 207) stellt in seiner Untersuchung des Anglizismendiskurses zur verwendeten Metaphorik vor allem ein »starkes Bedürfnis« fest, »Sprache – im Speziellen natürlich ›die‹ deutsche Sprache – als Einheit zu fassen«. Das frequente Auftreten der Metaphorisierung geschlechterbewusster Sprache als Objekt belegt, dass dies auch für den in dieser Arbeit untersuchten Diskurs zutrifft. Im Folgenden sollen die jeweiligen spezifizierten Objekte, als welche Sprache imaginiert und somit »fassbar gemacht« wird, sowie die diskursiven Funktionen der spezifischen Metaphern dargelegt werden. Differenzieren lassen sich dabei künstliche bzw. geschaffene Objekte, die zuerst betrachtet werden, von organischen Einheiten, die in Kap. 8.5.3.8 analysiert werden.¹⁵⁷ Im Anschluss daran werden Quelldomänen untersucht, die

157 Diese Differenzierung ist der Grund für die Bevorzugung des *Objekt-* statt *Artefaktsbegriffs*, um auch metaphorische Konzeptualisierungen wie Hindernisse und Steine, über die gestolpert wird, im Rahmen der Objektmetaphorik zu analysieren. Gleichwohl trifft für die überwiegende Anzahl der Belege zu, dass sie metaphorisch mit von Menschen geschaffenen Objekten – eben *Artefakten* – gleichgesetzt werden.

nur als *source* für die Verhandlung von geschlechterbewusster Sprache und nicht von Sprache im Allgemeinen genutzt werden (Kap. 8.5.3.11, 8.5.3.12 und 8.5.3.13).

Abb. 8: Metaphern zur Konzeptualisierung (geschlechterbewusster) Sprache (in absoluten Zahlen für alle Texte des Korpus)



(Eigene Darstellung)

8.5.3.1 Sprache ist Instrument

Die Metapher **SPRACHE IST INSTRUMENT** als Instanziierung der Metapher **SPRACHE IST OBJEKT** wird vor allem von Gegner*innen, z.T. aber auch von Befürworter*innen genderbewusster Sprache verwendet und steht dabei mit den Topoi der Ineffektivität bzw. Effektivität in Verbindung. Pro- und Kontra-Positionierungen fokussieren mit der Metapher die behauptete Funktionsweise der jeweils präferierten Sprachform.

Von Gegner*innen wird mithilfe der Metapher die Funktionsweise des geschlechtsübergreifenden Maskulinums hervorgehoben, während die genderbewusste Sprache negiert wird. Dabei werden gleiche Argumentationsmuster auf verschiedene Phänomene bzw. Sprachformen bezogen. In Beleg 316) bspw. wird auf das auch von Befürworter*innen eingesetzte Ideologem der präzisen und genauen Sprache zurückgegriffen, dieses allerdings auf das geschlechtsübergreifende Maskulinum bezogen: Dieses solle beibehalten werden, damit Sprache ihre Schärfe und Präzision behalte:

316) Wir sind zwei Studenten, deren Werkzeug die (geschriebene) Sprache ist und die deshalb eindringlich dafür plädieren, dessen Schärfe zu bewahren. [...] Sprache ist

Mittel, nicht Zweck. Insbesondere geschriebene Sprache ist ein Instrument, um Information präzise und in hoher Dichte auf dennoch verständliche Weise dem Adressaten zugänglich zu machen. (FAZ 14.02.b)

- 317) Würde die generische Bedeutung des Maskulinums bestritten und mit Gendersternen hantiert, dann ist das so, wie wenn ein Schlosser seinen Hammer wegwirft. Und mit einem Feldstein hämmert, so der Sprachwissenschaftler [Eisenberg; P. M.]. Genderte Sprache funktioniert einfach nicht richtig. (Welt 08.01.)
- 318) Die Mehrheit der Menschen will auch nicht recht glauben, dass Gendern der Schlüssel zu mehr Geschlechtergerechtigkeit ist. (Welt 25.01.)

Befürworter*innen hingegen betonen die Wirksamkeit und Relevanz von Sprache, da sie »Gruppen herstellt, bewertet und manchmal ausschließt« (taz 29.03.). Sie sei somit »Instrument unserer Realität« (FAZ 06.02.) und »von allen sowieso immer gestaltetes Instrument der Handlung und Verständigung« (taz 29.03.). Die übertragenen Eigenschaften der Quelldomäne beziehen sich in den untersuchten Daten vor allem auf den aktiven Akt der Anwendung des Instruments und die Passung für eine bestimmte, gewünschte Tätigkeit: Im Vordergrund steht bei der Verwendung der Metapher sowohl für Befürworter*innen als auch Kritiker*innen genderbewusster Sprache, dass das jeweilige sprachliche Mittel – das geschlechtsübergreifende Maskulinum oder geschlechterbewusste Sprache – das geeignete Instrument für das jeweilige Ziel ist, während der Gegenseite die Verwendung eines unnützen, unpassenden oder ineffektiven Instruments zugeschrieben wird. Zugrunde liegt dabei beiden Verwendungen die Idee, dass es eine Form von ›richtiger‹ Sprache geben kann; es herrschen also grundsätzlich hohe Anforderungen an Sprache und Sprachverwendung und wenig Raum für Vagheit vor.¹⁵⁸

8.5.3.2 Sprache ist Flüssigkeit und Gefäß

Die Metapher *SPRACHE IST FLÜSSIGKEIT* zeigt sich insbesondere in Belegen, die den *Lesefluss* thematisieren. Es handelt sich dabei vor allem um (Gegen-)Argumentationen, die mit (keinen) Schwierigkeiten beim Lesen durch genderbewussten Sprachgebrauch argumentieren sowie genderbewusste Sprache als trübe beschreiben:

- 319) Klare und flüssige Sprache hierzulande braucht übergeschlechtliche Angaben. (FAZ 14.01.)
- 320) Sehr geehrte Damen und Herren, ich habe gerade eine Ausgabe der taz gelesen und festgestellt, dass Ihre Redakteure die den Lesefluss störende Form ›*in‹ und ›*innen‹ auch hinter Substantiven männlichen Genus verwenden. (taz 27.01.a)
- 321) Mein Lesefluss wird überhaupt nicht gestört, reine Gewöhnung. (taz 27.01.b)
- 322) GETRÜBTES SPRACHGEFÜHL (Welt 11.04.; Hervorhebung im Original)

Wie auch andere Lexeme des Metaphernbereiches (z.B. *Redefluss*, *Redestrom*, *Erguss*) und die frequente Verwendung des Lexems *Lesefluss* verdeutlichen, handelt es sich bei der Konzeptualisierung von Sprache als Flüssigkeit um eine relativ konventionalisierte konzeptuelle Metapher. Sprachverwendung wird mithilfe der Gewässermetaphorik und der

158 Vgl. auch Conrod (2024) zu ebenjenen Anforderungen und der Unmöglichkeit sowie Irrelevanz einer ›optimalen‹ Sprache in Bezug auf nicht-binäre Personen.

Quelldomäne Fluss als kontinuierlich und linear aufgefasst (vgl. Schmuck 2015: 26). Diese Bewegung wird dann durch geschlechterbewusste Referenzformen gestört bzw. getrübt oder – bei Pro-Positionierung – gerade nicht.¹⁵⁹ Zudem zeigt sich, dass geschlechterbewusste Sprache – in den Zeitungen und deshalb bezogen auf diese Textform nicht allzu überraschend – mit der Metapher vor allem in ihrer schriftlichen Variante wahrgenommen und verhandelt wird.

Auch Sprachwandel wird mithilfe der Metapher konzeptualisiert. Sprachliche Variation tröpfle von oben »in die breite Masse« herab; der Sprachwandel vollziehe sich also langsam und nach und nach:

- 323) Dann tröpfelt es in die breite Masse, und wenn am Ende noch der konservativste Landrat anfängt, auf einigermaßen geschlechtergerechte Sprache zu achten, dann weiß man: Das geht nicht mehr weg. (SZ 21.05.)¹⁶⁰

Semantischer Wandel zeichnet sich dann im *highlighting* der Pro-Seite dadurch aus, dass Wörter und Sprache »soziale und zivilisatorische Veränderungen ganz von selbst auf[nehmen]« (Welt 04.02.) und daher mit »zusätzlichem Inhalt« (Welt 24.02.) gefüllt werden können. Das Duden-Korpus, auf das mit einem Autoritätstopos verwiesen wird, um die Alltäglichkeit genderbewusster Sprache zu belegen, wird denn auch als »Becken der aktiven Sprache« beschrieben: »Monatlich fließen dort automatisiert mehr als 25.000 Texte ein« (SZ 06.03.). Sprache sei demnach ein Gefäß, das problemlos veränderte Sprachformen aufnehmen könne. Sprachwandel und die Verbreitung geschlechterbewusster Formen werden mithilfe der Wassermetaphorik in diesen Belegen nicht so sehr als Naturkatastrophe (vgl. dazu weiter unten Kap. 8.5.4.1), sondern vielmehr als Naturgesetz aufgefasst, was durch die Fokussierung einer Veränderung »ganz von selbst« (Welt 04.02.) hervorgehoben wird. Die Wassermetaphorik impliziert in dieser Verwendung entsprechend auch keine Bedrohung.

Von der Kontra-Seite hervorgehoben werden mit der Verwendung der Flüssigkeitsmetapher Eigenschaftszuschreibungen zu Sprache wie Natürlichkeit und Nahrungsmittel. Im folgenden Zitat 324) wird nicht die Natürlichkeit der Sprachänderung hin zu geschlechterbewussten Sprachformen betont, sondern vielmehr das Bestehen und vermeintlich schon lange unproblematische Erlernen und Anwenden des geschlechtsübergreifenden Maskulinums, das durch aktuelle Änderungsprozesse bedroht sei:

- 324) Es scheint, als würden wir uns in Zukunft auch von denjenigen Begriffen verabschieden, die wir einst arglos mit der Muttermilch aufgesogen haben. (FAZ 20.02.)

Die Flüssigkeitsmetaphorik wird insgesamt betrachtet also sowohl von Befürworter*innen als auch Kritiker*innen geschlechterbewusster Sprache genutzt und einerseits auf je unterschiedliche, andererseits auf gleiche Phänomene bezogen, aber unterschiedlich bewertet: Der Sprach- und Redefluss werde gestört oder nicht und Sprachwandel mit Blick auf die vermehrte Verwendung geschlechterbewusster Formen wird entweder als

159 S. Kap. 8.5.3.11 weiter unten zur Metapher GENDERBEWUSSTE SPRACHE IST HINDERNIS.

160 Dieser Beleg verweist wiederum auf die Zuschreibung, dass geschlechterbewusste Sprache – zumindest zu Beginn – vor allem sprachliches Verhalten einer Elite bedeutet und es sich um einen top-down Prozess handle.

natürlicher, stetiger und langsamer, kaum zu bemerkender – und somit nicht bedrohlicher – Prozess beschrieben oder als Bedrohung dieses natürlichen Wandelprozesses.

8.5.3.3 Sprache ist Maschine

Daneben wird Sprache auch als Maschine und Mechanismus konzeptualisiert; teilweise in Verbindung mit der Konzeptualisierung von Sprachnutzung als Fortbewegungsmittel¹⁶¹, in dem man sich befindet, ohne es zu lenken – die Gewohnheit der Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums sei ein *gut geölter Mechanismus*, der automatisiert ablaufe:

- 325) Sprache [...] ist größtenteils eben selbst etwas, das sich im Autopilot vollzieht [...]. Das merkt jeder, der sich in einer nicht gut geölten Fremdsprache auszudrücken versucht. (Welt 02.02.)

Während Sprache im Allgemeinen und in diesem Beleg im Speziellen Sprache, die zur Personenreferenz das geschlechtsübergreifende Maskulinum verwendet, als Maschine verstanden werden, gilt genderbewusster Sprachgebrauch als »neueste Erfindung« (FAZ 11.03.) oder »überambitioniert anmutende Innovation« (Welt 26.03.a) und somit als etwas Künstliches und Neuartiges, das abgelehnt wird. Die unbemerkt und gut geölt laufende Sprache, die das Maskulinum als geschlechtsübergreifende Form nutzt, sollte demzufolge nicht durch entsprechende Erfindungen oder »ideologisches Überregulieren« (taz 17.04.) verändert werden. Solche »aufgedrängte[n] Sprachregelungen verschleifen bald« (SZ 26.05a), haben also keine lange Haltbarkeit. Der Rückgriff auf die Quelldomäne MASCHINE erlaubt den Gegner*innen, das Bild der Sprache mit geschlechtsübergreifendem Maskulinum als bewährten und gut funktionierenden Mechanismus zu zeichnen, während die Verwendung genderbewusster Sprache dagegen eine unnötige, weil verkomplizierende und den Ablauf störende Neuerung sei. In Verbindung mit dem Minderheits- bzw. Elitentopos (vgl. Kap. 8.4.11) wird zudem von einer »beschleunigte[n] Produktion von emanzipativen Wortschöpfungen und Begrifflichkeiten« (taz 06.02.) gesprochen, die von einer Minderheit angetrieben werde. Verstärkt wird diese Konzeptualisierung noch in einem Leserbrief in der *Welt*, in dem geschlechterbewusste Sprache im Titel als »Fleischwolf« bezeichnet wird (Welt 24.02.) – in diesem Beleg ist genderbewusste Sprache demnach eine Maschine, die das organische Material Sprache (zur Metapher SPRACHE IST ORGANISMUS s. unten Kap. 8.5.3.8) zerstückt.¹⁶² Die metaphorische Gleichsetzung von Sprache und insbesondere der Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums mit einer gut funktionierenden Maschine findet sich vor allem bei Gegner*innen genderbewusster Sprache. Diese Zuordnung scheint diskursiv verfestigt genug zu sein, um parodierend aufgegriffen zu werden; der argumentative Rückgriff auf die Mechanismusmetaphorik zur Ablehnung geschlechterbewusster Sprache ist, dem bereits zitierten Beispiel 326) zufolge, stereotypisch für emeritierte Linguistikprofessorinnen und kann somit als irrelevanter Einwand parodiert werden:

161 Ausführlicher zu dieser Metapher in Kap. 8.5.4.3.

162 Der vollständige Titel lautet: »Gendern – das erinnert mich inzwischen an einen Fleischwolf« (Welt 24.02.).

- 326) Erst wenn [...] die letzte emeritierte Professorin der Linguistik in der FAZ erklärt haben wird, warum das generische Maskulinum ein unverzichtbares Bauteil im feinen Mechanismus der deutschen Grammatik ist, werdet ihr merken, dass der Käs' mit dem Kampf gegen eine Verbesserung der Wirklichkeit über den Umweg der Sprache längst gegessen ist. (taz 26.03.)

Mit Bezug auf die Quelldomäne MASCHINE fokussieren Gegner*innen geschlechterbewusster Sprache zusammengefasst das geschlechtsübergreifende Maskulinum als bekannten und funktionierenden Sprachmechanismus zur Personenreferenz. Geschlechterbewusste Sprachformen dagegen werden als unnötige und fehlgehende Erfindungen und Neuerungen abgewertet und somit abgelehnt.

8.5.3.4 Sprache ist Ware/Ressource

Als Objekt wird Sprache auch in der Metapher konzeptualisiert, die sie mit einer Ressource bzw. einer Ware gleichsetzt: »Die Sprache ist ein, ja vielleicht das Gemeingut schlechthin.« (Welt 06.06.c) In vielen dieser Belege wird, wie in diesem und ähnlich wie mit dem Possessivum »unser« (vgl. Kap. 8.3), eine Allgemeinverfügbarkeit der Sprache und ein Besitz dieser postuliert, womit sich der behaupteten Veränderung »von oben« durch eine Elite entgegenstellt wird. Vielmehr wird bspw. in Verbindung mit dem Mehrheitstopos in einer Überschrift und somit als relevant markiert, erklärt: »Die Sprache gehört ihren Sprechern« (FAZ 04.03.). Da diese also über das Gut, über die Ressource Sprache, verfügen und es besitzen, dürfte an diesem Objekt nicht von außen und ohne ihr Einverständnis etwas verändert werden. Eigentum an der Sprache bedeutet somit Verfügungs- und Entscheidungsgewalt über das Objekt Sprache. Diese Eigenschaft der Quelldomäne wird hervorgehoben, während Eigenschaften wie bspw. Schwankungen im Wert von Gütern in den obigen Belegen nicht berücksichtigt, d.h. defokussiert werden. In einem Text der *Welt* wird Sprachwandel allerdings unter Berücksichtigung der Eigenschaft von Wertschwankungen verhandelt, wenn die Bereitschaft zu genderbewusstem Sprachgebrauch mit Begriffen von Angebot und Nachfrage beschrieben wird; geschlechterbewusste Sprache wird dabei als verschieden wertvoll charakterisiert:

- 327) Manche wollen ein Sternchen sehen, andere partout nicht. Die Nachfrage ändert sich laufend. (Welt 26.03.b)
- 328) Was das Angebot gendergerechter Sprache betrifft, war die Zahlungsbereitschaft gering. Jene, die konsequent genderten, sind entweder besonders sprachgewandt – haben also niedrige Kosten des Genderns – oder sie sind persönlich motiviert. (Welt 26.03.b)

Der Topos der elitären Minderheit, die sich gegen ›die einfachen Leute‹ verschworen hätte, um diesen zu schaden und geschlechterbewusste Sprache durchzusetzen, wird zudem in einem Beleg gestützt, der unter Bezugnahme auf die Quelldomäne erklärt, dass sich »beim gepflegten Genderdeutsch [...] bei Sendern und Agenturen ein Sprachkartell durchzusetzen [scheint]« (Welt 25.06.). Das Metaphernlexem impliziert, dass es Absprachen unter medialen Akteur*innen gäbe, die den Wert geschlechterbewusster Sprachformen erhöhten, während dadurch der des geschlechtsübergreifenden Maskulinums gedrückt werde.

Der Großteil der Belege der Warenmetaphorik lässt sich der Kontra-Seite zuordnen. Diese fokussieren ihren vermeintlichen Besitz an der Ware Sprache und schlussfolgern daraus Verfügungsgewalt über ihr Eigentum – Sprache dürfe sich demnach nicht gegen ihren Willen und ohne ihr Einverständnis wandeln.

8.5.3.5 Sprache ist Spiegel/(Ab-)Bild

Die Metapher *SPRACHE IST SPIEGEL* bzw. *(AB-)BILD* findet sich in den untersuchten Texten vor allem bei Befürworter*innen genderbewusster Sprache und steht in engem Zusammenhang mit dem Topos der Abbildung (vgl. Kap. 8.4.6.1). Belege zeichnen sich insbesondere dadurch aus, dass sie Sprache als Bild oder »Spiegel [...] unserer Realität« (FAZ 06.02.) charakterisieren. Der Argumentation zufolge sei dieses Bild, d.h. die Realität, auch dank feministischer Kämpfe nicht (mehr) rein männlich und folglich müssten auch Nicht-Männer sprachlich sichtbar sein und gemacht werden:

- 329) Wer ausschließlich von Politikern, Richtern oder Ärzten spricht, zeichnet das Bild einer Welt von Männern, in denen Frauen oder nicht-binäre Menschen nicht vorkommen. (Welt 24.05.)
- 330) Gerster erwiderte, dass hingegen Frauen im Westen sich ihren Platz in der Arbeitswelt erst mühsam erkämpfen mussten – und sich diese Teilhabe nun auch in der Sprache widerspiegeln müsse. (FAZ 11.03.)
- 331) Und genau dieses Abbild von Sprache innerhalb unserer Gesellschaft versucht der Duden wiederzugeben. (SZ 16.03.b)
- 332) Der Duden bildet ab, was draußen im Sprachraum gesagt und geschrieben wird. Und nicht andersherum. (SZ 06.03.)¹⁶³

Im Sinne des *highlighting* steht bei der Übertragung der Eigenschaften von der Quell- auf die Zieldomäne bei der Verwendung dieser konzeptuellen Metapher im Vordergrund, dass eine angenommene Realität diverser Geschlechtlichkeit in der Gesellschaft besteht und sich im (sprachlichen) Spiegel zeige bzw. abgebildet werden müsse. Es geht demnach um das, was sich im Bild bzw. Spiegel zeigt und dass dies der Realität, in der z.B. Frauen einen Platz in der Arbeitswelt erkämpft hätten und es nicht nur Politiker, Richter oder Ärzte gebe, entspreche. Zudem wird Sprache z.T. wiederum als aktives Instrument zum *Zeichnen* eines »Bilds einer Welt« (Welt 24.05.) verstanden – Sprachnutzer*innen könnten somit bewusst Perspektiven der Wirklichkeit darstellen und würden dabei mit der Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums Frauen oder nicht-binäre Menschen ausschließen.

In Verbindung mit dem Topos der Ästhetik (vgl. Kap. 8.4.17) wird mit der Metapher *SPRACHE IST BILD* auch gegen genderbewussten Sprachgebrauch und für die Beibehaltung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums argumentiert. Wie auch bei anderen Metaphern zeigt sich wiederum, dass eine Metapher mit der Fokussierung anderer Eigenschaften auch für konträre Positionierungen eingesetzt wird. Die Quelldomäne *BILD* bezieht sich in diesen Belegen vor allem auf Bilder im Sinne von Kunst. Das Festhalten am geschlechtsübergreifenden Maskulinum Sorge dafür, dass »unsere schöne Sprache feinsinnig, nuancenreich [bleibt] und ermöglicht weiterhin geistreiche und poetische

163 Zur Metaphorik des Sprachraums und drinnen und draußen s. weiter unten Kap. 8.5.3.7.

Sprachbilder« (FAZ 04.01.). In den Belegen wird somit vor allem der ästhetische Wert als Eigenschaft der Quelldomäne BILD hervorgehoben und der Inhalt der Abbildung in den Hintergrund gerückt. Geschlechterbewusste Sprache wird zudem als »schlicht Sprachfälschung« (FAZ 07.06.b) beschrieben – während implizit das geschlechtsübergreifende Maskulinum somit als Original und besser bewertet wird, handelt es sich bei Formen geschlechterbewusster Sprache um Fälschungen, die entsprechend minderwertig seien. Zudem schreibt Fälschung wiederum Verantwortung für diese ›Manipulation‹ der Sprache durch Befürworter*innen geschlechterbewusster Sprache zu und bewertet diese somit negativ.

Aus sprachideologischer Perspektive ist diese Metapher mit der »referential ideology« (Blommaert 2006: 516) verbunden, die die Idee bezeichnet, »that accurate denotation is the primary function of language«. Diese Sprachideologie sei Begründung für Sprachwandel (vgl. Blommaert 2006), der sich ja auch in genderbewusstem Sprachgebrauch zeigt. Auch Felders (2022: 197) Begriff des »Wortobjektivismus« lässt sich dieser Auffassung von Sprache grob zuordnen, demzufolge ein Wort *genau eine* Bedeutung habe, mit der eine bestimmte Wirkung bzw. Assoziation bei Rezipient*innen erzielt bzw. ausgelöst würde.¹⁶⁴ An Sprache bzw. Sprachverwendung werden somit wiederum hohe Klarheitsanforderungen gestellt und die Möglichkeit von Vagheit negativ evaluiert.

Zusammenfassend wird die (Ab-)Bildmetaphorik in den medialen Texten vor allem von Befürworter*innen eingesetzt, die damit das Bestehen einer geschlechtlich diversen Realität postulieren, die entsprechend ihr Abbild in Sprache zeigen bzw. in dieser widergespiegelt werden müsse. Gegner*innen hingegen betonen den ihrer Meinung nach gegebenen ästhetischen Wert des geschlechtsübergreifenden Maskulinums, der nicht durch *Fälschung* vermindert werden dürfe.

8.5.3.6 Sprache ist Bauwerk

Als etwas Konstruiertes wird Sprache in der SPRACHE IST BAUWERK-Metapher dargestellt. Der Bau- bzw. Konstruktionsprozess der Sprache wird somit durchaus anerkannt, er wird allerdings als abgeschlossen betrachtet und der Zustand von Sprache somit als statisch dargestellt. Sprachwandel und geschlechterbewusste Sprachformen werden als externe Bedrohungen für das Bauwerk konzeptualisiert. Insbesondere Gegner*innen erklären, dass Sprache »ein komplexes Gebilde« (FAZ 04.03.) oder, indirekt Heidegger zitierend, »das Haus des Seins« (Welt 19.06.) sei, an deren »grammatischen Grundpfeilern« (Welt 25.01.) durch geschlechterbewussten Sprachgebrauch gerüttelt werde. Zudem sorge genderbewusste Sprache für einen »Umbau der deutschen Sprache«, indem auf der »Baustelle Gendersternchen« (SZ 14.05.) »seltsame Wortgebilde« (Bild 06.03.) erschaffen würden. Der Umbau verbessere die Sprache aber nicht, sondern »[d]ie Sprache werde dadurch ruiniert« (Bild 10.05.). Die Gefahr für das Haus bzw. Bauwerk der deutschen Sprache und damit auch der Gesellschaft insgesamt wird auch in einer Überschrift der *Welt* (17.05.b) verdeutlicht: »Es knackt im Gebälk der Republik«.

164 Auf Blommaerts und Felders Begrifflichkeiten bzw. die den konzeptuellen Metaphern und, allgemeiner gefasst, dem Diskurs zugrundeliegende Sprachideologien wird in Kap. 8.6 noch einmal zurückzukommen sein.

Durch die Metaphorik des Bauwerks kann wiederum Gefahr für die deutsche Sprache behauptet und – wie mit der Kriegs- und Kampfmetaphorik – die (zukünftige) Notwendigkeit der Verteidigung bzw. des Schutzes betont werden:

- 333) Wenn ich diese Sprachungebilde lese, überfällt mich Sorge, dass wir analog zum Natur- und Denkmalschutz bald auch unsere deutsche Sprache unter Schutz stellen müssen. (SZ 30.03.a)

Die Gefahr für dieses Fundament der deutschen Sprache, als welches in diesen Belegen das geschlechtsübergreifende Maskulinum gilt, wird auch mit der Metaphorik der schiefen Ebene hervorgehoben.¹⁶⁵ Durch genderbewusste Sprache gerate »unser Deutsch und damit unsere Kommunikation« in eine »Schiefelage« (Welt 04.02.), stehe also, um im Bild zu bleiben, nicht mehr eben auf einem Fundament, sondern drohe vielmehr, »abzurutschen«. Argumente zur Beibehaltung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums dagegen »füßen auf dem tatsächlichen Sprachgebrauch in Deutschland« (FAZ 06.02.), hätten also ein Fundament.

Verschleiert (im Sinne von *hiding*) wird bei dieser Verwendung der Metapher der Entstehungsprozess des Bauwerks Sprache und die Rolle der Sprecher*innen in diesem. Nicht thematisiert wird zudem die Tatsache, dass es sich bei Sprache um kein zu einem Zeitpunkt fertiggestelltes Gebäude handelt, durch dessen Räume sich Sprachnutzende nur bewegen, die sie aber nicht verändern können. Auch eventuell nötige »Renovierungsarbeiten« werden dethematisiert. Fokussiert werden vielmehr die Festigkeit und vermeintliche Unveränderlichkeit des seit langer Zeit in der jetzigen Form stehenden Hauses. Genau dieser Aspekt wird denn auch von Kunkel-Razum in einem Porträt über sie aufgegriffen, um den Vorwurf des Umbaus zu negieren: »Wir [die Duden-Redaktion; P. M.] können und wollen überhaupt nichts umbauen. Das macht die Sprachgemeinschaft schon selbst, wenn sie es denn will.« (SZ 06.03.) Das Bauwerk Sprache kann also umgebaut werden; dies geschieht aber durch Sprachnutzung in der Sprachgemeinschaft selbst, so Kunkel-Razum. Nicht nur in diesem Artikel wird die Metapher von Sprache als Bauwerk und deren Verwendung zur Ablehnung von Sprachwandel hin zu geschlechterbewusstem Sprachgebrauch auf einer Meta-Ebene verhandelt. Der Rückgriff auf die Metaphorik durch Kritiker*innen scheint im Diskurs soweit verfestigt zu sein, dass er in der *taz* parodierend und den Verfall affirmierend aufgegriffen werden kann:

- 334) Und wenn die deutsche Sprache doch verfällt? Wäre das schlimm? Vielleicht führt dieser Schritt zum Verfall des überhöhten deutschen Egos, und wer weiß, was danach noch so möglich ist. (taz 28.01.)

Die Metapher wird allerdings nicht ausschließlich von Gegner*innen genutzt. Auch mit Blick auf die Befürwortung genderbewusster Sprache findet sich ein Beleg in den Daten, der auf die Metapher SPRACHE IST BAUWERK zurückgreift:

- 335) [...] die fehlenden Worte für diverse Personen seien »eine Lücke im System, die jetzt erst sichtbar wird«. (SZ 11.03.b)

165 Vgl. Kap. 8.4.8 zum Gefahrentopos durch die Slippery-Slope-Argumentation – die Gefahr des Abrutschens, d.h. negativer Konsequenzen wird in dieser Argumentation mit größerer epistemischer Sicherheit betont.

Die von der Quelldomäne übertragene Eigenschaft ist in diesem Fall die Geschlossenheit bspw. einer Mauer im Bauwerk, die im Fall der »fehlenden Worte für diverse Personen« nicht gegeben sei und somit als Mangel und Stelle potenzieller Instabilität sichtbar werde. Aufbauend auf der »referential ideology« (Blommaert 2006: 516) und in Verbindung mit der Metapher SPRACHE IST (AB-)BILD wird somit für ein Schließen dieser Lücke durch Neologismen plädiert; es wird also die Notwendigkeit von neuen, genderbewussten Wortformen erklärt, um die Geschlossenheit des Systems der deutschen Sprache wiederherzustellen. Ebenfalls mit Bezug auf die *referential ideology*, der zufolge Sprache Wirklichkeit möglichst genau abzubilden habe, wird allerdings auch in einer Reaktion per Leserbrief auf obigen Beleg diese Notwendigkeit negiert:

- 336) Aber die Lücke bestand für viele Jahrhunderte gar nicht, denn ›divers‹ gab es nicht. Erst seit sehr wenigen Jahren existiert diese Problematik. Eine Problematik aber, die Jahrhunderte nicht existierte, kann auch keine Lücke darstellen im Rückblick. (SZ 30.03.b)

Da die behauptete Wirklichkeit, auf die im Sinne der *referential ideology* Bezug genommen wird, »viele Jahrhunderte« keine Menschen mit dem Geschlechtseintrag ›divers‹ kannte, kann demzufolge auch keine Lücke, kein Mangel an Geschlossenheit oder Festigkeit für das Sprachsystem behauptet werden, so das Argument.

Die Bauwerkmetaphorik wird somit insgesamt zwar nicht ausschließlich, aber vorrangig von Gegner*innen geschlechterbewusster Sprache verwendet. Sie erlaubt es ihnen, Sprache vor allem als bestehendes und gefestigtes Gebäude darzustellen, dass zwar bewohnt, aber nicht verändert werden kann und sollte. Zudem werden Gefahren für das Fundament und somit ein Abrutschen des Bauwerks in eine Schiefelage und der drohende Zerfall fokussiert, während der Konstruktionsprozess durch die Sprecher*innen defokussiert wird.

8.5.3.7 Sprache ist Heimat und Raum

Im Sinne einer Ortsmetaphorik in einem ähnlichen konzeptuellen Bereich wie die Metapher SPRACHE IST BAUWERK, insbesondere bspw. im bereits dort angeführten Beleg, in dem Sprache als »Haus des Seins« (Welt 19.06.) bezeichnet wird, befindet sich die Metapher SPRACHE IST HEIMAT. Diese Metaphorik wird beinahe ausschließlich in ablehnenden Argumentationen verwendet.¹⁶⁶ Sprache sei »kulturelle Heimat für Menschen« (Welt 13.04.a) bzw. Sorge für »[k]ulturelle Beheimatung« (FAZ 22.02.). Genderbewusste Sprache schließe demgegenüber all »die vernünftigen und ernst zu nehmenden Frauen, die diesen Unsinn [gemeint ist die Verwendung geschlechterbewusster Spachformen; P. M.] nicht mitmachen« aus; diese seien in der Folge »heimatlos« (FAZ 30.03.). Genderbewusste Sprache Sorge also für Heimatlosigkeit und darüber hinaus auch für Abwanderung aus dieser Heimat und sei somit eine Gefahr: »Schon jetzt gibt es eine massive

166 Einzige Ausnahme stellt ein Beleg aus der taz dar, in dem, wiederum, ähnlich wie bei der SPRACHE IST BAUWERK-Metaphorik, Argumente der Kritiker*innen ridikülisierend aufgenommen werden. Der von der kontra-Seite angeführte Ästhetiktopos, auf dessen Grundlage geschlechterbewusste Sprache abgelehnt wird, wird dabei ins Lächerliche gezogen, indem Deutsch als grundsätzlich unästhetische Sprache charakterisiert wird, da sie »Vornamen wie Horst, Dörte oder Gundula beherbergt« (taz 28.01.).

Abwanderung aus dem Deutschen als Wissenschaftssprache.« (Welt 28.05.b) Die Gefahr bestehe dabei darin, dass eine »linke, radikale Minderheit [sich] daran [macht], Ästhetik und Grammatik der deutschen Sprache in nie dagewesener Art und Weise ideologisch und moralisierend zu besetzen« (SZ 13.02.b) – die Heimat deutsche Sprache werde von einer Minderheit besetzt und somit der Kontrolle entzogen.

Die Metaphorik steht dabei im engen Zusammenhang mit der Sprachideologie, die Sprache und (National-)Identität gleichsetzt (vgl. Stukenbrock 2005; Coady 2024). Dies zeigt sich auch in der häufigen Kollokation von *deutsch* und *Sprache* für die Zeitungstexte (s. Kap. 8.3). Sprachliche Heimat ist das festgefügte Bauwerk, das als »unser Deutsch« (Welt 04.02.) imaginiert wird und durch geschlechterbewussten Sprachgebrauch in Gefahr ist.

In Verbindung mit der Metapher SPRACHE IST HEIMAT stehen Belege, die SPRACHE ALS RAUM metaphorisieren. Bei Spitzmüller (2005: 244) werden diese unter der Metapher Sprache als Container subsumiert. Gemeinsam ist den Metaphernkomplexen dabei, dass sie die Eigenschaften fester und definierbarer Grenzen auf die Sprache übertragen. Im Unterschied zur Heimatmetaphorik aber wird die Raummetaphorik sowohl in Positionierungen pro als auch kontra in den Texten des Korpus genutzt.

Von Befürworter*innen wird die metaphorische Gleichsetzung der Sprache mit einem Raum genutzt, um eine Öffnung und Erweiterung desselben zu postulieren, die durch genderbewusste Sprache ermöglicht werde:

- 337) ›Es ist richtig, dass sich Geschlechtergerechtigkeit in unserer Sprache wiederfinden muss.« (taz 29.05.c)
- 338) Der Gender Gap schafft Raum für alle nicht-binären Geschlechtsidentitäten (Welt 02.03.)
- 339) Man sieht und hört das in der Sprache, wenn junge Akademiker*innen (das sei zu Demonstrationszwecken gestattet) bei Personenbeschreibungen eine feine Sprechpause machen oder einen Genderstern hinschreiben, um Menschen einen Raum zu geben, die sich weder als männlich noch als weiblich definieren. (SZ 15.05.a)

Die Relevanz von geschlechterbewusster Sprache wird anhand der Metaphorik ebenfalls deutlich, wie sich in einem Zitat von Hornscheidt in der FAZ zeigt: »Es geht ja darum, ob ich vorkomme in der Sprache.« (FAZ 06.02.) Fokussiert wird bei der Übertragung von Quell- auf Zieldomäne somit die Eigenschaft von Räumen, Platz zu bieten, mithin groß genug und/oder offen für verschiedene Menschen zu sein.

Auch ablehnende Argumentationen in Bezug auf genderbewusste Sprache bedienen sich der Raummetaphorik, konzeptualisieren aber vor allem Gesellschaft als Raum und nicht so sehr Sprache selbst. Die Nutzung genderbewusster Sprache sei dann ein Moment des Ausschlusses aus dem bzw. eine Verengung (vgl. Welt 19.06.) des Raumes und daher abzulehnen. Geschlechterbewusste Sprache schließe Menschen mit geringerer Sprachkenntnis aus, so die Argumentation der Gegner*innen:

- 340) ›Wollen wir jetzt auch noch alle die ausschließen und verlieren, die das Gendersternchen nicht mitsprechen wollen und können?« (FAZ 10.03.a)
- 341) In einer Einwanderungsgesellschaft, in der Spracherwerb ein Schlüssel zu gesellschaftlicher Integration und beruflicher Qualifikation ist, wirkt diese Form der Sprachpolitik ausgrenzend. (FAZ 25.05.a)

In dieser Verwendung der Raummetapher steht die Begrenztheit von Räumen als Eigenschaft im Vordergrund und die damit einhergehende Möglichkeit bzw. Gefahr des Ausschlusses und des vor-verschlossenen-Türen-Stehens.¹⁶⁷

Diese Eigenschaft von Räumen wird allerdings nicht nur in Kontra-Argumentationen genutzt, sondern findet sich auch auf der Pro-Seite in Bezug auf das geschlechtsübergreifende Maskulinum: Während geschlechterbewusster Sprachgebrauch Räume öffne und Menschen mit einbeziehe, könne die geschlechtsübergreifende Verwendung des Maskulinums dafür sorgen, dass Menschen sich ausgeschlossen fühlen:

342) ›Du wolltest mich vielleicht nicht ausschließen, als du gerade nur die männliche Form benutzt hast – aber weil ich mich ausgeschlossen fühle, hast du es getan.‹ (taz 06.02.)

Mit der Heimatmetaphorik werden zusammenfassend geschlechterbewusste Sprachformen abgelehnt. Heimat sei das geschlechtsübergreifende Maskulinum, dem Gefahr durch die Befürworter*innen eines Sprachwandels hin zu genderbewusster Sprache drohe. Diese Metaphorik steht in engem Zusammenhang mit der Verbindung von Sprache und (nationaler) Identität. Die klaren Grenzen dieser werden auch in den Belegen der SPRACHE IST RAUM-Metapher fokussiert. Für diese Metapher zeigen sich dabei Belege von Befürworter*innen wie Gegner*innen geschlechterbewusster Sprache. Während Pro-Argumentationen die mögliche Erweiterung des RAUMS Sprache thematisieren, der durch geschlechterbewusste Sprachformen mehr Menschen Platz biete, heben Kontra-Argumentationen vor allem die Begrenzung und den damit einhergehenden Ausschluss durch geschlechterbewusste Sprache, bspw. aufgrund mangelnder Sprachkenntnis hervor.

8.5.3.8 Sprache ist Organismus

Wie die voranstehenden Ausführungen gezeigt haben, bedienen sich viele der Zeitungstexte des Korpus eines »artifactual« view of language« (Blommaert 2006: 512), konzeptualisieren (geschlechterbewusste) Sprache also als Objekt(e). Differenzierungen der Objekte bzw. Einheiten, mit denen (genderbewusste) Sprache metaphorisch gleichgesetzt wird, lassen sich für das Korpus in Bezug auf deren Künstlich- bzw. Natürlichkeit vornehmen. In den vorangegangenen Ausführungen konnten vor allem solche Quelldomänen herausgearbeitet werden, die Sprache als künstliche und menschengemachte Objekte greifbar machen, wenngleich ebendiese Konstruiertheit in vielen Belegen im Sinne des *hiding* defokussiert wird, um somit implizit Interventionen in die Sprache ablehnen zu können, bspw. in der SPRACHE IST BAUWERK-Metapher. Daneben findet sich in den Daten eine große Anzahl an Belegen, die Sprache als organische Einheit, als Organismus, konzeptualisieren und mit Eigenschaftszuschreibungen von Natürlichkeit insbesondere

167 In den Daten findet sich darüber hinaus ein Beleg für eine ablehnende Argumentation, die sich positiv auf Begrenzungen bezieht: »Es ist keine Lösung, Sprache einfach zur grenzenlosen Spielfläche zu erklären.« (taz 13.02.a) Während sich die anderen Kontra-Argumentationen auf die negative Deontik von Begrenzung stützen, fokussiert dieser Beleg demgegenüber den positiven Aspekt von Rahmung, innerhalb dessen Kommunikation erst möglich ist.

von Sprache selbst und der Bedrohung dieses Organismus von außen durch genderbewussten Sprachgebrauch argumentieren.

Die Metapher *SPRACHE IST ORGANISMUS* ist quantitativ betrachtet mit Blick auf die Zeitungstexte insgesamt und die Metaphorisierung von Sprache besonders dominant. Dies kann auch in ihrer langen Verwendungstradition in Metasprachdiskursen begründet liegen.¹⁶⁸ In der Analyse wurden Vorkommen, die sich dezidiert einer Körper- oder Pflanzenmetaphorik bedienen, von dieser übergeordneten Kategorie getrennt und als Subkategorie gezählt, um die spezifischen Eigenschaftszuschreibungen und damit gestützten Positionierungen dieser Metaphern detaillierter herauszuarbeiten. Sie sind daher in Abbildung 8 heller hinterlegt. Diese werden nach einer allgemeineren Analyse der Organismus-Metaphorik im Folgenden noch detaillierter einzeln untersucht.

Die Verwendung der Organismusmetaphorik erlaubt die Übertragung einiger Eigenschaften der Quelldomäne auf die Zieldomäne Sprache: Organismen haben in der Regel eine gewisse Lebensspanne, können also geboren werden und sterben¹⁶⁹, sie können erkranken oder gesunden (s. auch Kap. 8.5.3.13 zu geschlechterbewusster Sprache als Krankheit), insbesondere aber wird ihnen Eigenständigkeit zugeschrieben.

Unterscheiden lassen sich dabei die Eigenschaftszuschreibung der Vitalität und damit einhergehenden Veränderung, die insbesondere von der Pro-Seite verwendet wird und die Beschreibung eines gewachsenen Zustands, der möglichst beibehalten werden sollte, die insbesondere von der Kontra-Seite hervorgehoben wird. Befürworter*innen erklären demnach, dass Sprache »lebendig [ist] und [...] beweglich bleiben [muss]« (FAZ 13.02.b) und »sich ohnehin ständig weiterentwickelt« (Bild 30.06.). Formen genderbewusster Sprache sind demnach Teil einer natürlichen Entwicklung des Organismus Sprache, die sich herausbilden (vgl. Welt 07.02.) und »so die deutsche Sprache vital [halten]« (taz 28.01.), weil »Sprache lebt und [...] anpassungsfähig« (SZ 13.05.) sowie »etwas Lebendiges [ist], die [sic!] sich mit der Gesellschaft verändert« (taz 18.01.).

Ebenjene eigenständige Entwicklung genderbewusster Formen wird von den Kritiker*innen in den Texten im Zusammenspiel mit unter anderem den Topoi der Realitätsferne (vgl. Kap. 8.4.14), Minderheit (vgl. Kap. 8.4.11) oder Künstlichkeit (vgl. Kap. 8.4.16) negiert. Vielmehr wird die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums als »vernünftig gewachsene Sprachentwicklung« bezeichnet, die Gefahr laufe, durch genderbewussten Sprachgebrauch »einfach abgewürgt [zu] werden« (SZ 16.06.g) und somit zu sterben. Formen genderbewusster Sprache seien »politisch verordnet« (SZ 19.06.c) und nicht Teil einer natürlichen Entwicklung des Organismus Sprache; diese

168 Bereits Keller (2004: 4), Spitzmüller (2005) und Schneider (2007: 13) halten fest, dass die metaphorische Gleichsetzung von Sprache und (krankem) Organismus eine lange Tradition hat – auch in der Linguistik, wenngleich sie vor allem in öffentlichen Sprachdiskursen zu finden sei. Zu ihrer Popularität im sprachkritischen Diskurs der öffentlich-medialen Debatte vgl. Schneider (2007) und Neusius (2021). Für einen Überblick über Ursprung und Wandel der Organismusmetaphorik s. Spitzmüller (2005: 226–231). Zur These des Sprachverfalls auch Keller (2004).

169 Vgl. bspw. eine Überschrift der Welt (28.04.), in der »traditionelle« Pronomen totgesagt werden, während auf Neopronomen ein Hochruf ausgebracht wird: »Er, sie, es sind tot. Ens, bla, honk und plushie leben hoch« oder einen Leserbrief, der von der Aufnahme von Frauen in den »grammatischen Männerzirkel«, d.h. den Einbezug im geschlechtsübergreifenden Maskulinum gesprochen wird, »bis der Tod der deutschen Sprache uns scheide« (FAZ 31.03.).

»muss sich entwickeln, sie muss wachsen« (SZ 19.06.c) – Prozesse, die durch geschlechterbewusste Sprache und deren Einführung verhindert würden:

- 343) Sehen sie nicht, dass beim Gendern eine feministische Agenda über ein gewachsenes und funktionierendes Sprachsystem gestellt wird und dass hier begründeter Ideologieverdacht besteht? [...] Sehen sie nicht, dass eine Sprachpolitik von oben den natürlichen Sprachwandel manipuliert und verfälscht? (FAZ 16.02.)

Die Verwendung der Metapher erlaubt es somit, Sprache als »abgeschlossenes organisches Gebilde« zu verstehen, »das durch Einflüsse von außen in seiner Identität gefährdet ist« (Schneider 2007: 2). Jeglicher »Eingriff von außen« (FAZ 04.03.), d.h. durch menschliche Handlungen und Setzungen, bspw. in Leitfäden, wird somit zur Gefahr für den Organismus und kann auf dieser Grundlage abgelehnt werden. Gefahr für die Sprache wird unter Zuhilfenahme der Organismusmetaphorik aber auch in einem Text von der Pro-Seite artikuliert: Die Abwehr des Sprachwandels hin zu geschlechterbewusster Sprache »schützt sie [die deutsche Sprache] nicht – sie zerlegt sie nur in so unbrauchbare Teile, dass sie vor sich hin verwest« (taz 28.01.) – durch die Abwehr des eigentlich natürlichen Sprachwandels hin zu geschlechterbewusster Sprachformen sterbe die Sprache also (ab) und verwese.

Daneben wird die Organismusmetapher in Bezug auf genderbewusste Sprache von Gegner*innen auch insofern genutzt, als Formen genderbewusster Sprache zwar als organisch und somit gewachsen anerkannt werden, aber als »Wort-Ungetüme« (Bild 30.06., taz 23.01.a) oder als »Auswüchse« (Welt 13.06.) bezeichnet werden – genderbewusste Sprache sei demzufolge monströs (vgl. DWDS o.J. *Ungetüm*) oder eine Wucherung, d.h. ein Exzess der eigentlichen, natürlichen Entwicklung, die »nun auch in Behörden um sich [greift]« (Welt 14.05.). Die Konzeptualisierung der Verbreitung geschlechterbewusster Sprache als Ausbreitung einer Krankheit bzw. das darin liegende Verständnis von geschlechterbewusster Sprache selbst als Krankheit klingt in diesen Belegen bereits an und wird in Kap. 8.5.13 noch einmal ausführlicher analysiert. Im Sinne des *hiding* wird bei dieser Verwendung der Metapher verschleiert, dass Sprache kein Eigenleben hat und nicht unabhängig von menschlicher Aktivität existieren kann. Sprachwandel kann demzufolge keine den Organismus befallende Krankheit sein, sondern vollzieht sich in menschlicher Kommunikation und den Wandelprozessen, die darin stattfinden.

Die metaphorische Gleichsetzung von Sprache mit einem Organismus lässt sich mit Blick auf die Daten noch weiter ausdifferenzieren. Frequent und dominant sind in den Texten des Zeitungskorpus insbesondere Spezifizierungen, die auf den Körper und Pflanzen als Quelldomäne zurückgreifen, wobei vor allem Körper als Quelldomäne genutzt wird (vgl. Abbildung 8). Belege für diese Verwendungsweisen und ihre Funktion im Diskurs werden im Folgenden detaillierter betrachtet.

8.5.3.9 Sprache ist Körper

Unter die Organismusmetaphorik lassen sich Belege aus den untersuchten Texten subsumieren, in denen Sprache als Körper konzeptualisiert wird. Diese Spezifikation der Quelldomäne ermöglicht es durch die metaphorische Übertragung, die Verwendung genderbewusster Sprache mit bestimmten Verhaltensweisen Körpern gegenüber

gleichzusetzen und damit vor allem die Ablehnung dieser und eigene Forderungen zu legitimieren. Gegner*innen des Genders beziehen sich in ihrer Ablehnung insbesondere dann auf diese Metaphorik, wenn sie Formen genderbewusster Sprache als Gewalt an der Sprache, die als Körper konzeptualisiert wird, verstehen:¹⁷⁰

- 344) Er rief Moschner dazu auf, das Gendern sein zu lassen und die deutsche Sprache nicht weiter zu ›filetieren‹. (Bild 12.01.)
- 345) Aufgezwungenes, ›von oben‹ verordnetes ›Gendern‹ ist die Vergewaltigung von Sprachen, die sich über Jahrhunderte frei entwickeln durften. (SZ 26.05.a)
- 346) Gott sei Dank gibt es noch viele (genügend?) Meinungsbildner bei Politik und Presse und im gesamten öffentlichen Raum, die sich dieser Vergewaltigung verweigern. (FAZ 17.03.a)

Sprache wird in diesen Belegen vor allem als Opfer von (sexualisierter) Gewalt dargestellt: Gendern sei »Gewalt an der Sprache« (FAZ 18.02.). Diese gehe dabei von denjenigen aus, die genderbewusste Sprache verwenden.

Neben der expliziten Formulierung sexualisierter Gewalt, in der Formen genderbewusster Sprache zu *Vergewaltigung* erklärt werden, finden sich auch Belege, die von einem *Missbrauch* bzw. der drohenden Gefahr des Missbrauchs sprechen:

- 347) Politische, moralische, ideologische Absichten und Botschaften können sprachlich ohne jede Einschränkung ausgedrückt werden, die Sprache selbst aber kann und darf nicht Träger dieser Absichten und Botschaften sein, sie wäre sonst anfällig für jedweden Missbrauch. (FAZ 04.03.)

Auch in diesen Textstellen ist Sprache ›missbrauchtes‹ Opfer von denjenigen, die diesem Körper Gewalt antun.

Aufbauend auf der konzeptuellen Metapher, die Sprache mit einem Körper gleichsetzt, werden genderbewusster Sprachgebrauch als Akt der Gewalt und dessen Folgen weiter expliziert. Der Asterisk und andere Sonderzeichen seien »eine Verunstaltung« (Bild 02.03.b) und »Verstümmelungen unserer Sprache« (Welt 18.05.) und sorgten für

170 Vgl. zu den folgenden Ausführungen auch Meuleneers (2024b). In diesem Beitrag werden auf Grundlage medialer Daten, unter anderem anhand von Sendungen des Deutschlandfunks, einige Vorüberlegungen zu KÖRPER als Quelldomäne angestellt, die auch in dieses Kapitel eingeflossen sind. Sowohl die Lexik als auch die verwendete Metaphorik in den Texten des Analysekorpus dieser Arbeit sind zudem vergleichbar mit dem, was Lobin (2021: 85) in seiner Untersuchung der Zeitschrift des Vereins Deutscher Sprache herausarbeitet: Auch in diesen wird von *Verhunzung*, *Verunstaltung*, *Verrenkung* und *Vergewaltigung* der Sprache geschrieben. Dabei handelt es sich, wie auch in den Daten des hier untersuchten Korpus, um Metaphern mit unterschiedlicher Usualität. Verhunzung bspw. ist bereits lexikalisiert und nur noch über eine etymologische Herleitung der Organismusmetapher zuzuordnen (vgl. auch Spitzmüller 2005: 201). Für die Debatte in Frankreich belegt Coady (2024) ebenfalls die Verwendung ähnlicher Metaphern, mit denen Sprache einem Organismus und Körper bzw. einer Person gleichgesetzt wird. Die französische Sprache steht in den von ihr untersuchten Daten metonymisch für die Nation und wird als Opfer konzeptualisiert. Eine ähnliche Metonymie zeigt sich auch in den in dieser Arbeit untersuchten Daten, wenn vor allem von *der deutschen Sprache* gesprochen wird, der Gewalt angetan werde. Zur Zentralität von Körpermetaphorik im Sprechen über Staaten vgl. Bischof (2021).

»zerstückelt[e] Text[e]« (FAZ 07.03.). Zudem wird die postulierte Unnatürlichkeit genderbewusster Sprache in dieser konzeptuellen Metapher wieder aufgegriffen und auf Bewegungen bezogen, die der Sprachkörper machen müsse, um sich genderbewusster Sprache anzupassen. Diese führe zu »damit einhergehenden, oft unfreiwillig komischen« (FAZ 07.03.) und »eigenartigen Verrenkungen« (Welt 29.05.b), d.h. also zu unnatürlichen, beinahe clownesken Bewegungen und im Endeffekt zu Schmerzen und einem »Gender-Krampf« (Bild 29.05.). Die Konzeptualisierung genderbewusster Formen als Verrenkungen des Sprachkörpers legitimiert damit die Ablehnung sowie die implizite Vorstellung, dass die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums die »natürliche«, sich natürlich herausgebildete Bewegung und somit vorzuziehen sei. Darüber hinaus wird genderbewusste Sprache abgelehnt, da sie Sprache, in dieser metaphorischen Verwendung wiederum als Körper imaginiert, sexualisiere (vgl. FAZ 18.06.b)¹⁷¹. Die negative Deontik von Sexualisierung legt dabei die Ablehnung von geschlechterbewusstem Sprachgebrauch nahe.

Die Verwendung der konzeptuellen Metapher SPRACHE IST KÖRPER durch Gegner*innen genderbewussten Sprachgebrauchs ermöglicht es diesen, Forderungen nach Verteidigung, Schutz und Pflege der Sprache zu legitimieren. Insbesondere die Gleichsetzung der Verwendung genderbewusster Sprache mit Vergewaltigung ermöglicht aufgrund von gesellschaftlich geteiltem Wissen über sexualisierte Gewalt die Imagination der Sprache als weiblicher Körper sowie die Konstitution von In- und Outgroup und das *Othering* derjenigen, die geschlechterbewusste Sprache verwenden bzw. sich um ihre Verbreitung bemühen. Vergewaltigung ist, so Sanyal (2016) in ihrer kulturwissenschaftlichen Studie, im gesellschaftlichen Außen verortet und wird als inhärent böse verstanden; niemand will sich daher als Täter*in identifizieren. Durch die Verwendung der Metapher wird Sprache somit als passiver, potenziell hilfloser bzw. schwacher und unterlegener Körper – alles Stereotypen vermeintlich weiblicher Eigenschaften – imaginiert, während all diejenigen, die sich pro genderbewussten Sprachgebrauch und dessen Verbreitung aussprechen, zu Täter*innen in der Outgroup werden. Vor dieser Outgroup der Täter*innen muss Sprache, konzeptualisiert als (weiblicher) Körper, geschützt werden, wie bspw. zentral als Aufforderung in der *Welt* getitelt wird:

348) Schützen wir unsere Sprache gegen vorschnelle Eingriffe (Welt 28.05.b)¹⁷²

Die Verwendung der konzeptuellen Metapher erlaubt es nicht nur, Befürworter*innen genderbewusster Sprache als Out-Group und Täter*innen darzustellen, sondern auch, die In-Group als heldenhafte Verteidiger*innen des Organismus Sprache. Dies zeigt sich bspw. im voranstehenden Beleg 348), der in einer Überschrift im Imperativ zum Schutz aufruft, im Sprechen von »Sprachwächter[n]« (FAZ 02.06.) in einer weiteren Überschrift

171 In dem Artikel mit dem Titel »Sexualisierte Sprache« heißt es: »Mit dem Gendern einher geht eine Sexualisierung der Sprache. Der Geschlechtsunterschied, dessen gesellschaftspolitische Bedeutung doch gerade nivelliert werden soll, wird durch die explizite Nennung der Geschlechter stärker ins Bewusstsein gehoben als zuvor und dadurch zementiert.« (FAZ 18.06.b).

172 Auch die Verwendung des Worts »Eingriff« verstärkt in diesem Kontext die Konzeptualisierung von Sprache als Körper, indem über das Wort die Nutzung genderbewusster Sprache als »in den Körper eindringende Untersuchung oder Operation« (DWDS o.). *Eingriff*) dargestellt wird.

oder in der Kampagne des VDS »Rettet die deutsche Sprache vor dem Duden« (VDS o.J.).¹⁷³

Durch die Verwendung der Vergewaltigungsmetaphorik werden emotionale und polarisierte Reaktionen auf genderbewusste Sprache legitimiert. Read et al. (1990: 129) zeigen, dass emotionale Eigenschaften, die der Quelldomäne zugeschrieben werden, insbesondere in politischen Kontexten relevant sind, da sie emotionale Antworten hervorrufen. Das gesellschaftliche Wissen um sexualisierte Gewalt und die Verwundbarkeit von Körpern legitimiert somit harte und deutliche Abwehr und Abwertung genderbewusster Sprache, wenn diese mit Vergewaltigung und Missbrauch gleichgesetzt wird.

Eine Personifizierung der Sprache zeigt sich aber nicht nur in Belegen, in denen diese als Körper und Opfer von Gewalt imaginiert wird, sondern auch in solchen, in denen von Freundschaft und Liebe ihr gegenüber die Rede ist. Diese legitimiert wiederum ebenfalls die Ablehnung von und den Wunsch nach ihrem Schutz vor der vermeintlichen Gewalt und »Verunglimpfung« (Bild 10.05.) durch geschlechterbewusste Sprache:

- 349) Zum anderen aber verehrt die Bestseller-Autorin und Literatur-Kritikerin die Sprache. (Welt 06.06.a)
- 350) Kritik am Gendern speist sich keineswegs automatisch aus Emanzipationsfeindschaft, sondern oft allein aus Sprachfreundschaft. (Welt 06.06.a)
- 351) Hieraus leitet sich vermutlich auch eine zusätzliche Aufgabenstellung für die nächste Bundesregierung und alle anderen Zuständigen ab, via TV- und Rundfunkgebühren nicht nur eine elitäre Gendergemeinde zu bedienen, sondern auch die vielen Liebhaber des vertrauten generischen Maskulinums nicht weiter zu vergrätzen. (Welt 25.06.)

Insbesondere Beispiel 351) legt wiederum nahe, dass es sich um die metaphorische Gleichsetzung der Sprache nicht nur mit einer Person, sondern vielmehr mit einer Frau handelt. *Liebhaber* ist, auch unabhängig von der maskulinen Verwendung, die im Beleg geschlechtsübergreifend intendiert sein kann, ein vor allem zur Referenz auf Männer genutzter Begriff (vgl. z.B. DWDS o.J. *Liebhaber*). Zudem wird darin wiederum die *male as norm*-Perspektive reproduziert, indem der Umgang mit Sprache als der eines heterosexuellen Mannes bzw. Liebhabers mit dem als weiblich imaginierten Sprachkörper beschrieben wird.

Die Konzeptualisierung von Sprache als Körper zeigt sich auch in zwei Belegen, die genderbewusste Sprache weder vollständig ablehnen noch befürworten und insofern eine interessante und in den Daten seltene, weil weder eindeutig pro noch kontra Positionierung einnehmen. So wird die Autorin Kübra Gümüşay in der *Welt* (09.06.) mit der Frage zitiert »Wie kann man mit Sprache tanzen?« und auch in der *taz* (29.05.a) findet sich in einem Leserbrief ein »Dank für das tägliche Ringen um Sprache« – in beiden Belegen wird der Umgang mit dem Sprachkörper als Aushandlung und sportliche Arbeit mit einem Sprachkörper statt als gewaltvoller Zugriff durch eine machtvollere Per-

173 Der Duden wird im Begleittext der Kampagne denn auch aufgefordert, »in Zukunft sensibel und behutsam mit der deutschen Sprache umzugehen« (VDS o.J.), d.h. also in einer Art und Weise, die dem Umgang mit einem verwundbaren und gefährdeten Organismus oder Körper entspricht (vgl. Meuleneers 2024b: 257).

son konzeptualisiert. Die uneindeutige Positionierung zu geschlechterbewusster Sprache nutzt in diesen Belegen also ebenfalls die Quelldomäne KÖRPER, überträgt aber in der metaphorischen Charakterisierung von Sprachbenutzung vor allem die Tatsache, dass diesem *Sprachkörper*, der als dynamisch und beweglich fokussiert wird, begegnet werden kann. Diese beiden Belege bewegen sich somit in einem Graubereich der Positionierung geschlechterbewusster Sprache gegenüber, der im Großteil der anderen Belege der Körpermetaphorik defokussiert wird. In diesen werden vielmehr durch Übertragung von Eigenschaften der Quelldomäne (weiblicher) KÖRPER wie Verwundbarkeit oder der metaphorischen Gleichsetzung von genderbewusstem Sprachgebrauch mit (sexualisierter) Gewalt polarisierte und emotionale Abwehrreaktionen und deutliche Ablehnung geschlechterbewusster Sprache ermöglicht.

8.5.3.10 Sprache ist Pflanze

Die Organismusmetaphorik wird in den untersuchten Texten nicht nur mit Bezug auf die Quelldomäne KÖRPER, sondern auch mit der Quelldomäne PFLANZE spezifiziert. Mithilfe dieser wird wiederum, wie bei der übergeordneten metaphorischen Gleichsetzung mit einem Organismus, die Vorstellung einer natürlichen Sprachentwicklung insinuiert. Diese bestehe im *Wachstum* der Sprache und imaginiert Sprache als natürlichen und eigenständigen Organismus, dem man »beim Wachsen zusehen und [...] hierhin und dorthin verfolgen« (Welt 24.05.) kann. Sprachwandel wird in diesen Belegen zwar zuweilen bis zu einem gewissen Maß als natürlich anerkannt, genderbewusste Sprache aber als überschießend (vgl. bspw. noch einmal »Auswüchse« [Welt 13.06.]) und durch gezielte Einwirkung von außen durch elitäre und ideologische Minderheiten gepflanzt; sie sei mithin eine künstlich eingebrachte *Saat*, die gestreut würde und mit der ein bestimmtes Denken »eingepflanzt werden« soll:

- 352) Es scheint so zu sein, dass in einer bestimmten intellektuell-elitären Schicht über außersprachliche Zeichen, die völlig künstlich mit Bedeutung aufgeladen werden, Ideologien unter das ›gemeine‹ Volk gestreut werden in der Annahme, dass diese doch sicher irgendwann Allgemeingut werden würden. [...] Es geht daher nicht an, dass die öffentlich-rechtlichen Medien, die sich von Steuergeld speisen, einseitig ideologisierte, noch dazu grammatisch falsche Sprachbilder wie selbstverständlich streuen. (SZ 13.02.b)
- 353) In sie [Köpfe; P. M.] soll ein neues, vermeintlich politisch korrektes Denken eingepflanzt werden.« (Bild 13.04.)

Die Verbreitung von genderbewusster Sprache wird demnach nicht als natürliche Entwicklung des Organismus Sprache dargestellt, sondern vielmehr als dezidierte und ideologische Intervention in diese, um ein gewünschtes Ziel zu erreichen. Mit dieser konzeptuellen Metapher wird somit die Zuschreibung von zwangvollem Verhalten einer ideologischen Minderheit gestärkt. Die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums hingegen wird als natürliche Sprachentwicklung postuliert, in die man nicht eingreifen sollte.

Nachdem ich in den vorangegangenen Ausführungen vor allem Metaphern zur Konzeptualisierung von Sprache allgemein und der sich daraus ergebenden Legitimation für die Befürwortung und Ablehnung genderbewusster Sprache ausgeführt habe, sollen im

Folgenden noch in den Daten aufzufindende Metaphern ausgeführt werden, die nur zur Beschreibung genderbewusster Sprache selbst verwendet werden.

8.5.3.11 Genderbewusste Sprache ist Hindernis und Keil

Die frequenteste Metapher zur Charakterisierung geschlechterbewusster Sprache selbst in den Zeitungstexten ist die metaphorische Gleichsetzung genderbewusster Sprachformen mit einem Hindernis bzw. einer Hürde. Vor allem von Seiten der Kritiker*innen wird auf diese Metapher zurückgegriffen.

- 354) ›Für Menschen mit Lese- Rechtschreibschwäche wird das Textverständnis nicht einfacher, die Hürden höher.« (Bild 06.04.)
- 355) [D]ie Logik, die uns dahin führen würde, machte aus dem Sprechen und Schreiben einen kuriosen Hindernislauf. Jeder soll die private Freiheit haben, sich auf ihn zu begeben. (FAZ 13.03.a)
- 356) Ein Migrant aus Syrien hat es sowieso schon schwer beim Deutschlernen, jetzt bauen sie noch weitere Hürden ein. (Bild 30.06.)
- 357) Man kann auf grammatikalische Schwierigkeiten und logische Hürden hinweisen. (Welt 28.05.b)

Kommunikation und Sprachverwendung werden in den angeführten Belegen dieser konzeptuellen Metapher als Bewegung bzw. Gehen aufgefasst, die durch genderbewussten Sprachgebrauch erschwert werde. Mit dem Topos der Komplexität verbunden, werden »sternförmig[e] Stolpersteine zu Stolperfallen« (Welt 06.06.c) und Sprachbenutzung somit zu einem »Hindernislauf« (FAZ 13.03.a), wie es unter anderem im Titel eines Beitrags der FAZ heißt. Die Ablehnung genderbewusster Sprache wird mit dieser Metaphorik legitimiert, da ein Verzicht auf Gendern auch eine Vermeidung von Hürden und Hindernissen bei der Sprachbenutzung und ihrem Erwerb bedeute. Die Verwendung des Lexems *Hürde* fokussiert dabei zudem die künstliche und von außen eingebrachte Veränderung an der Sprache: Hürden werden explizit von jemandem aufgestellt, um Fortbewegung zu erschweren. Genderbewusste Sprache ist in der Metaphorik demnach auch »Unsinn«, den es zu »überwinden« (FAZ 28.01.) gelte.

Intensiviert wird die Hindernismetaphorik noch in der konzeptuellen Metapher, die genderbewusste Sprache als Grenze bezeichnet. Sprache wird dann zu einer Grenze und Mauer, die bzw. zu einem Keil, der die Sprachgemeinschaft spaltet und der Asterisk zu ihrem Signal (Bsp. 358). Die Mauer stellt dann ein unüberwindliches Hindernis dar, das die Gesellschaft deutlich spaltet und trennt.

- 358) Grenzsinal Gendersternchen (Welt 26.03.a)
- 359) Aber er [Kampf um Gleichberechtigung; P. M.] ist nicht durch einen Stern zu gewinnen, der mehr spaltet als eint. (SZ 11.06.a)
- 360) Die Gendersprache schafft nur neue Einteilungen und Kategorien von Menschen, sie spaltet nach äußeren Merkmalen und Gruppenidentitäten. (Welt 16.06.b)

Mit dieser Metaphorik wird zudem ein Konsens schwer vorstellbar und die Polarisierung und Behauptung fester Lager, die auch im Verständnis der Debatte als Krieg auftaucht, verstärkt. Zwischen den Menschen auf beiden Seiten der Grenze ist eine Verständigung

schwer möglich, sodass auch die Polarisierung der Debatte und das Verharren auf jeweiligen Standpunkten, am jeweiligen Ort, zwangsläufig erscheinen.

Dieser Vorstellung genderbewusster Sprache als trennende und spaltende Grenze wird dann Sprache mit dem geschlechtsübergreifenden Maskulinum als »eine Sprache, die zusammenführe« (Welt 25.05.) gegenübergestellt. In der metaphorischen Gleichsetzung geschlechterbewusster Sprache mit einem Hindernis bzw. einer Hürde wird zudem die Gefahr des Ausschlusses bzw. Fallens impliziert und somit die mit geschlechterbewusster Sprache einhergehende Gefahr betont. Die Metapher steht daher in engem Zusammenhang mit dem Gefahrentopos.

8.5.3.12 Genderbewusste Sprache ist Schmuck

Genderbewusste Sprache wird im Korpus von Kritiker*innen genderbewusster Sprache nicht nur als Hindernis, sondern unter anderem auch als Schmuck und Mode konzeptualisiert. Verbunden mit der Quelldomäne sind Belege, in denen geschlechterbewusste Sprache mit dem Topos der Ästhetik abgelehnt und als »Kosmetik, nichts weiter. Aber eine verunstaltende« (FAZ 17.03.c) beschrieben wird. Insbesondere aber kann mit der Bezugnahme auf Eigenschaften der Quelldomänen SCHMUCK und MODE eine Zeitgeistigkeit des Phänomens behauptet werden, womit implizit ein Anschluss an den Topos der Irrelevanz ermöglicht sowie eine mögliche Kurzzeitigkeit des Sprachwandels impliziert werden kann: Bestimmte Stile sind demnach zu bestimmten Zeiten modisch, verlieren diesen Status aber in der Folge oft auch wieder.¹⁷⁴ Zudem behauptet die Metaphorik eine Oberflächlichkeit der Verwendung und schreibt den geschlechterbewussten Sprachverwendenden wiederum mangelnde Ernsthaftigkeit und die Verwendung nur zur Zierde (Bsp. 361) sowie Unternehmen bspw. *Pinkwashing*¹⁷⁵ zu, die sich »mit dem Regenbogen [...] schmücken« (Bsp. 362). Implizit wird damit wiederum der Topos der Ineffektivität bedient: es handle sich um oberflächliches Verhalten und reinen Schmuck, nicht aber um ein tatsächliches Bemühen um Gleichberechtigung.

361) Durchdeklinierte Pronomen zieren die Social-Media-Profile von woken Millennials (Welt 28.04.)

362) Sich mit dem Regenbogen zu schmücken gehört für viele Unternehmen längst zum guten Ton. Sie färben ihre Logos in den sozialen Medien bunt, sie gendern, spenden Geld an Initiativen, die sich um Belange von Homo- oder Transsexuellen kümmern. (FAZ 24.06.a)

363) Im Fernsehen, im Duden, sogar in der CDU kommt geschlechtergerechte Sprache in Mode. (FAZ 06.02.)

364) [A]uch wenn diese kranke Mode immer mehr um sich greift [...]. (FAZ 07.06.b)¹⁷⁶

174 Vgl. auch Löffler (2016) zur Verhandlung von Sprachwandel und verschiedenen Sprachformen als »Sprachmoden«.

175 Unter *Pinkwashing* versteht man den positiven Bezug von Unternehmen auf die LGBTQIA*-Bewegung ohne substanzielle wie bspw. materielle Unterstützung dieser, vor allem aus kommerziellen Gründen. Als Beispiele werden Regenbogen-Logos oder kommerzielle Wagen bei Pride-Demonstrationen genannt (vgl. Pinkstinks o.); Kühne 2016).

176 Zur Krankheitsmetaphorik in Bezug auf die Verbreitung von geschlechterbewusster Sprache, die sich auch in diesem Beleg zeigt, s. das folgende Kapitel.

Während der Sprachwandel hin zur vermehrten Verwendung geschlechterbewusster Sprachformen somit in diesen Belegen zwar konstatiert wird, wird er zugleich als potenziell kurzfristiges und insgesamt ineffektives, weil rein oberflächliches Phänomen abgewertet.

8.5.3.13 Genderbewusste Sprache ist Krankheit

Eine Gefahr für den Organismus Sprache wird nicht nur durch die Charakterisierung der Verwendung geschlechterbewusster Sprachformen als (sexualisierte) Gewalt, sondern unter anderem auch durch die konzeptuelle Metapher **GENDERBEWUSSTE SPRACHE IST KRANKHEIT** insinuiert. Sie verbreite sich »wie ein Virus« (Bild 02.03.b) und Sorge dafür, dass »Sänger«, »Sprecher«, »Zuhörer«, »Leser« [...], sofern sie in der Pluralbildung nicht dem Gender-Stern anheimfallen, zu »Singenden«, »Sprechenden«, »Zuhörenden«, »Lesenden« mutieren!« (FAZ 11.06.). Im Ergebnis herrsche »eine Art von politischer Pandemie« (FAZ 17.05.).

Auch im Hinblick auf diese konzeptuelle Metaphorik, in der Sprachänderungen Krankheiten sind, zeigt sich wiederum eine Diskursverschränkung mit der Rechtschreibreform:

- 365) Es steckt einem ja nicht nur die bis heute als unausgereift einzustufende Rechtschreibreform den Knochen [...]. (FAZ 28.01.)

Die Krankheit der Rechtschreibreform sei demzufolge noch nicht vollständig überwunden bzw. der Sprachorganismus habe sich von ihr noch nicht vollständig erholt und werde nun mit dem neuen »Virus« geschlechterbewusste Sprache konfrontiert, der »an der einen oder anderen Stelle von Vorgängern kontaminiert wurde« (FAZ 13.02.a.)¹⁷⁷ – es findet also keine Gesundung oder gesunde Entwicklung statt, sodass Sprache selbst auch als zu umsorgender und zu pflegender Organismus verstanden wird, sodass wiederum Schutz und Pflege der Sprache legitimiert werden:

- 366) Von einer gesunden inneren Entwicklung ist unsere Sprache aber weit entfernt, wenn in geschriebenen Texten wild Sonderzeichen und Kunstendungen eingefügt werden, ohne die genannten Verwirrungen zu bedenken. (FAZ 14.02.b)
- 367) Die Sorge um unsere Sprache im Wettbewerb der Nationen sollte uns einige Millionen wert sein. (FAZ 15.05.)¹⁷⁸

Genderbewusste Sprache wird mit dem Bezug auf die Quelldomäne Virus bzw. Krankheit als Gefahr von außen konzeptualisiert, d.h. also nicht als Bestandteil von Sprache,

177 Die behauptete Kontamination bezieht sich auf den Begriff »Kunstschaffende«, der, dem Leserbrief zufolge, auch von den Nationalsozialist*innen verwendet wurde. Das Wörterbuch des Unmenschen (Sternberger et al. 1962), auf das der Beitrag explizit verweist, dagegen führt das Lexem nicht auf. Dort findet sich nur »Kulturschaffende« (Sternberger et al. 1962: 64–69). In der im Beleg behaupteten Traditionslinie wird mithilfe des Zwangstopos insinuiert, dass sich wie totalitäre Sprachregime verhalte, wer versuche, »ein Neusprech zu etablieren« (FAZ 13.02.a), welches sich in diesem Beleg auf genderbewussten Sprachgebrauch bezieht.

178 In diesem Zitat klingt ein Sprach- bzw. Ländervergleich an, der auch an anderen Stellen expliziert wird, wenn Frankreich und die dort stattfindende »Pflege der französischen Sprache« (FAZ 02.06.) der Académie française positiv hervorgehoben werden.

sondern als Bedrohung, als etwas, das nicht *vertragen* wird: »Ernsthafte Literatur verträgt kein Gendern« (FAZ 04.01.). Mit der Verwendung der Metapher durch Gegner*innen von genderbewusstem Sprachgebrauch werden somit einerseits Abwehrreaktionen als Schutz der Sprache und die Beibehaltung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums als etwas ›Gesundes‹ legitimiert, andererseits ermöglicht die Metapher die Pathologisierung der Befürworter*innen, die sich auch in Lexemen wie »Genderwahnsinn« (Welt 07.04., Welt 11.04.) ausdrückt. Damit stützt die Metapher wiederum den Ideologietopos – wer dem vermeintlichen Wahnsinn genderbewusster Sprache ›verfallen‹, d.h. erkrankt sei, könne nicht wissenschaftlich, sondern nur irrational handeln. Von dieser Krankheit könne man aber durch den Blick auf den vermeintlich allgemeinen Sprachgebrauch, wie er sich in Unterhaltungsshows oder *auf der Straße* zeige, geheilt werden bzw. gegen die Krankheit als Teil eines Zeitgeistesphänomens immun sein:

- 368) Die Genderei einer zweifellos gewachsenen Zahl an Institutionen, Journalisten, Politikern hat das generische Maskulinum nicht aus der Sprache vertrieben. Von einer solchen Vorstellung ist kuriert, wer sich eine Unterhaltungstalkshow wie die NDR-›Talkshow‹ oder ›Riverboat‹ anschaut und einmal generische Maskulina mitzählt oder den Menschen auf der Straße beim Reden zuhört. (Welt 08.01.)
- 369) Er sei aber durch seine Prägung in der Ära des CSU-Ministerpräsidenten Franz Josef Strauß robust gegen den heutigen Zeitgeist: ›Ich habe in dieser Hinsicht bereits eine Impfung, ich bin immun‹, sagte Zimmerschied. ›Ich habe den Strauß und die Päpste und die katholischen Kleriker, die Weltkriegsveteranen und die 80 Prozent CSU in Passau überlebt. Da werde ich diese paar Jahre Genderwahnsinn und neue Moralität überstehen.‹ (Welt 12.06.b)

Mit der Metapher GENDERBEWUSSTE SPRACHE IST KRANKHEIT wird nicht nur Sprache konzeptualisiert, sondern auch etwas über ihre Verbreitung ausgesagt – Menschen können angesteckt werden und sind dann vom ›Virus‹ infiziert bzw. werden zu »dem unsäglichen Genderwahn anheimgefallenen Claqueure[n]« (FAZ 28.01.). Genderbewusster Sprachgebrauch und seine Ausbreitung werden dabei als (Natur-)Katastrophe verstanden, da das Virus geschlechterbewusste Sprache sich verbreite und zu einer »Pandemie« (FAZ 17.05.), d.h. einer Notlage, führe. Diese konzeptuelle Metaphorik der Naturkatastrophe, mit der die Verbreitung geschlechterbewusster Sprachformen konzeptualisiert (und abgelehnt) wird, ist Thema des folgenden Unterkapitels. Daneben lassen sich in den untersuchten Texten weitere konzeptuelle Metaphern herausarbeiten, mit denen die Verbreitung genderbewusster Sprache beschrieben wird und die ebenfalls im Folgenden analysiert werden.

8.5.4 Metaphorik zur Konzeptualisierung der Verbreitung

Metaphern, die der Konzeptualisierung des Sprachwandels bzw. der Verbreitung geschlechterbewusster Sprachformen dienen, zeichnen sich, ähnlich wie Metaphern der metadiskursiven Verhandlung, in den untersuchten Texten nur durch geringe Varianz aus (vgl. Abbildung 9). Bei ihnen handelt es sich ebenfalls vor allem um Metaphern, die sich auch in anderen Bereichen öffentlich-politischer Kommunikation bzw. für polarisierte Diskurse finden. So wird die Verbreitung geschlechterbewusster Sprachformen

bspw. metaphorisch mit einer Naturkatastrophe gleichgesetzt und als »große Welle« (Welt 24.02.) beschrieben (ausführlicher dazu im folgenden Unterkapitel).

Abb. 9: Metaphern zur Konzeptualisierung der Verbreitung geschlechterbewusster Sprache (in absoluten Zahlen für alle Texte des Korpus)



(Eigene Darstellung)

Ein Sprachwandel hin zu vermehrter Verwendung genderbewusster Sprache wird in einigen der Belege von Kritiker*innen durchaus wahrgenommen und nicht rundheraus als marginales und irrelevantes Phänomen abgelehnt (vgl. zu dieser Argumentation Kap. 8.4.3). Beschrieben wird diese Veränderung vielfach und in dieser Kategorie quantitativ dominant durch die metaphorische Gleichsetzung mit einem Weg bzw. dem Zurücklegen eines Wegs. Hervorgehoben und defokussiert werden in diesem Zusammenhang je nach Positionierung gegenüber geschlechterbewusster Sprache verschiedene Eigenschaften der Quelldomäne, bspw., dass Wege in die Irre oder die richtige Richtung führen können. Daneben ordnen konzeptuelle Metaphern, die zur Beschreibung der gesteigerten Verwendung genutzt werden, diese allerdings auch als Gefahr und den Sprachwandel somit als angsteinflößend ein und legitimieren somit die Abwehr der Entwicklung und Schutzmaßnahmen. Im Folgenden soll im Anschluss an die im vorigen Kapitel untersuchte metaphorische Konzeptualisierung geschlechterbewusster Sprache als Krankheit zuerst die metaphorische Gleichsetzung ihrer Verbreitung mit Naturkatastrophen ausgeführt werden, bevor mit der Metapher SPRACHVERÄNDERUNG IST REINIGUNG die Vorstellung gezielten Agierens von Befürworter*innen untersucht wird. Dieses wird mit der Metapher als künstlicher und zwangvoller Eingriff von au-

ßen in das System Sprache konzeptualisiert und auf dieser Grundlage abgelehnt. Zum Abschluss wird dann mit der Metapher (SPRACH-)VERÄNDERUNG IST EIN WEG die frequenteste Metapher dieses Bereichs analysiert.

8.5.4.1 Verbreitung genderbewusster Sprache ist Naturkatastrophe

Die Verbreitung geschlechterbewusster Sprache wird, vergleichbar mit der und anschlussfähig an die Konzeptualisierung als eine Krankheit, die sich pandemisch verbreite, unter anderem als Naturkatastrophe und mithilfe der Überflutungsmetaphorik dargestellt:

- 370) Am Anfang ging das ganz langsam, jetzt erscheint es mir plötzlich wie eine große Welle. (Welt 24.02.)
- 371) Der Deich ist gebrochen [sic!] der Schwachsinn nimmt unaufhörlich seinen Lauf. [sic!]. (Bild 02.03.b)

Während in Beispiel 370) das Bedrohungsszenario der Überflutung noch nicht eingetreten ist, sich eine Welle aber bedrohlich groß auftürmt und somit Handlungsbedarf zum Schutz der Sprache insinuiert wird, ist die Perspektive des Belegs 371) fatalistischer. Die ergriffene Schutzmaßnahme des Deichbaus habe nicht gereicht und die Ausweitung des »Schwachsinn[s]« sei nicht mehr aufzuhalten; die Verbreitung geschlechterbewusster Sprachformen sei damit unabwendbar. Mit beiden Konzeptualisierungen geht allerdings gleichermaßen über das geteilte Wissen der Gefahr durch Überschwemmungen die Implikation von Gefahr und Ohnmacht einher – unabhängig davon, ob die Katastrophe bereits eingetreten ist oder nicht. Spitzmüller (2005: 248) bspw. erklärt, dass Fluten sich aufgrund ihrer breiten Verwurzelung im kulturellen Gedächtnis als biblische Urkatastrophe und einer damit einhergehenden Rolle als diskursive Grunderfahrung besonders gut für Bedrohungsszenarien eignen. Mit der damit einhergehenden Stilisierung von Gegner*innen geschlechterbewusster Sprache als Opfer, die Gefahr und Ohnmacht ausgeliefert seien, wird wiederum die Zuschreibung gestärkt, dass Befürworter*innen über besonders viel Macht und Einfluss verfügten und somit die Forderung nach Verteidigung legitimiert. Die Verwendung von Naturkatastrophenmetaphorik ist in öffentlichen Diskursen, insbesondere zu polarisierten und politischen Themen, wie dem Migrationsdiskurs (vgl. Böke 1997) oder dem Coronadiskurs (vgl. Schult 2021 zu »Coronawellen«; Spieß 2022), weit verbreitet und dient dabei in der Regel dazu, vor Gefahren zu warnen und somit Handlungsbedarf anzumahnen (vgl. Spieß 2011b: 439). Kritiker*innen geschlechterbewusster Sprache ermöglicht sie es somit, in Verbindung mit dem Topos der Gefahr eine Unterbrechung der Zunahme geschlechterbewussten Sprachgebrauchs zu fordern. Zudem geht mit der Eigenschaftszuschreibung von Gefahr zu den sich verbreitenden Sprachformen die Negativbewertung dieser einher.

8.5.4.2 Sprachveränderung ist Reinigung

Die Charakterisierung der Verwendung genderbewusster Sprache als Eingriff von außen, die sich bspw. auch in der Körpermetaphorik zeigt, wird auch in solchen Belegen deutlich, die sich gegen eine (nachträgliche) Bereinigung von Texten und Sprache aussprechen (vgl. Welt 03.06.a). Kritiker*innen lehnen in diesen Textstellen geschlechterbewusste Sprache ab, indem sie gezielten Sprachwandel durch »selbst ernannte Sprach-

reiniger« (Welt 04.02.), wie er ihrer Meinung nach bspw. in Vorschlägen genderbewusster Sprache sichtbar wird, als ein künstliches »Reinemachen der Sprache« (Welt 22.02.) konzeptualisieren. Ein externer, nach Publikation stattfindender Eingriff in die Sprache literarischer Texte mit Blick auf spezifische Lexeme, verstanden als Reinigung, wird dezidiert abgelehnt:

372) ›Literatur nachträglich bereinigen geht gar nicht.« (FAZ 04.06.)

Paradoxerweise impliziert diese Metaphorik, dass Sprache, die das geschlechtsübergreifende Maskulinum verwende, als schmutzig wahrgenommen werden kann, bevor es zu einer Reinigung kommt. Zudem läuft eine solche Perspektivierung sprachpuristischen Argumentationsmustern zuwider, die unter anderem Pfalzgraf (2024c) für Gegner*innen geschlechterbewusster Sprache nachweist. In diesen werden genderbewusste Sprachformen als etwas verstanden, von dem die eigentlich »reine« deutsche Sprache befreit werden müsse. Hervorgehoben werden aber in den untersuchten Daten durch den Fokus der Metapher auf eine Handlung und sie ausführende Personen nicht so sehr das vermeintlich zu reinigende Objekt (d.h. die Sprache) und der Idealzustand der Reinheit, sondern vielmehr, dass es sich dabei wiederum um einen (künstlichen) Eingriff von außen durch *Sprachreiniger* handelt. Genau dieser Eingriff von extern, der eine natürliche Entwicklung verhindere und unterbreche, wird abgelehnt. Anschlussfähig sind zudem wiederum Zuschreibungen, die auch im Topos des Zwangs, der Elite und der Ideologie bereits zu finden waren. Sprachänderungen werden dann als *Säuberung* (vgl. taz 17.04., die einen Artikel in der FAZ zitiert) verstanden und rufen assoziativ wiederum totalitäre Systeme und repressives politisches Vorgehen auf (vgl. DWDS o.J. *Säuberung*; auch Spitzmüller (2005: 240–241) zur nicht uneingeschränkt positiven Konnotation von *Reinheit* im metaphorischen Gebrauch, unter anderem durch assoziative Verknüpfungen mit der NS-Zeit). Die für sprachpuristische Diskurse zentrale Metapher der Reinigung (vgl. Göttert 2019) wird also in den untersuchten Texten des Zeitungskorpus anders und weniger frequent als in früheren sprachpuristischen Diskursen verwendet und nicht auf den Idealzustand einer »reinen« Sprache, sondern auf die Änderung von Formen und vor allem externe, künstliche Eingriffe bezogen, die damit abgelehnt werden.

Von Befürworter*innen wird diese konzeptuelle Metapher aufgegriffen, aber explizit negiert. Ihnen zufolge geht es bei genderbewusstem Sprachgebrauch »nicht um ein Reinwaschen, sondern um eine Erweiterung der Sprache, ein Mitmeinen und um Sprachbewusstsein« (taz 06.03.). Sie fokussieren demnach im Gegensatz zu Kritiker*innen mehr die Sprache und nicht im gleichen Ausmaß die Akteur*innen, d.h. Ursache einer Handlung. Sprache wird in diesem Beleg entsprechend nicht als zu reinigendes Objekt verstanden, sondern ist wiederum Raum oder Gebäude, die erweitert werden sollen.

8.5.4.3 (Sprach-)Veränderung ist Weg

Zur Charakterisierung der Verbreitung genderbewusster Sprache als Sprachwandelprozess wird daneben in den analysierten Daten besonders frequent (s. Abbildung 9) auf eine weitere »klassische« konzeptuelle Metapher zurückgegriffen und die Veränderung und

Verbreitung sowie das Erreichen eines Ziels mit dem Zurücklegen eines Wegs gleichgesetzt, auf dem *Schritte* getan werden.¹⁷⁹

- 373) Die Sprachwissenschaftlerin Luise F. Pusch (77) will am liebsten noch einen großen Schritt weiter gehen und fordert jetzt eine geschlechtergerechte Umformulierung des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland! (Bild 16.01.)
- 374) Aber warum kann sie die neuen Formen nicht einfach als einen Schritt in die richtige Richtung sehen, wo sich manches noch zurechtrütteln muss? (SZ 16.06.b)

Auch die Haltung und Positionierung gegenüber genderbewusstem Sprachgebrauch wird dabei als Fortbewegung auf einem Weg konzeptualisiert; nicht nur Sprachwandel, sondern auch die Debatte werden somit mit der Wegmetaphorik beschrieben: Positionierungen werden als Bewegung auf einem Weg verstanden, der bewusst *eingeschlagen* werde und an dem in Beispiel 376) der Duden *festhalte*:

- 375) Der Redaktion der F.A.Z. wünsche ich Mut auf dem eingeschlagenen Weg. Lassen Sie sich vom moralischen und politischen Druck nicht beirren. (FAZ 16.02.)
- 376) Der Duden hält an seinem Kurs fest. (Welt 14.02.)
- 377) Gibt es einen Mittelweg zwischen völliger Akzeptanz und gänzlicher Ablehnung des Genderns? (FAZ 18.06.b)

Die mittels einer rhetorischen Frage in Beispiel 377) aufgerufene Möglichkeit des Mittelwegs, d.h. letztlich die Frage nach dem in den Zeitungstexten vielfach defokussierten Graubereich zwischen polaren Positionierungen geschlechterbewusster Sprache gegenüber, wird im Kontext des Artikels allerdings verneint. Die Verwendung der Metaphorik erlaubt es daher, die Notwendigkeit einer Entscheidung zwischen den vermeintlich nur zwei möglichen Wegen – völlige Akzeptanz oder gänzliche Ablehnung von geschlechterbewusster Sprache – hervorzuheben; der im folgenden Beispiel 378) angesprochene Ausweg wird also als unmöglich, da inexistent dargestellt. Somit wird die Polarisierung der Debatte ein weiteres Mal verdeutlicht und verschiedene Positionierungen als das Einschlagen unterschiedlicher Wege konzeptualisiert.

- 378) Bleibt die Frage nach einem Ausweg aus dem Sprachkampf. (Welt 25.01.)

Die Eigenschaften der Quelldomäne erlauben dabei in der Übertragung einige Spezifikationen, die zur Stärkung der jeweiligen Positionierung und Argumentation eingesetzt werden. So kann ein Weg bspw. unterschiedlich geradlinig verlaufen und man kann sich auf diesem gut zurechtfinden oder Orientierungshilfe brauchen. Die Duden-Redaktion legitimiert ihr Vorgehen bezüglich der Online-Wörterbucheinträge zum Beispiel damit, dass sie »Orientierung bei Sprachfragen« (FAZ 21.03.b) gibt, während in einem Leserbrief in der *taz* ebenjene abgelehnt wird; die *Lenkung* in eine bestimmte Richtung durch geschlechterbewusste Sprachformen sei nicht nötig:

- 379) Dazu brauche ich weder einen Leitfaden, noch muss ich mir von irgendeinem Gleichstellungsbüro sagen lassen, dass irgendein Zeichen an der Morphemgrenze

179 Wenngleich es sich um andere Zieldomänen handelt, werden oft bspw. auch Älterwerden als Bewegung oder das Leben als Reise konzeptualisiert (vgl. Zima 2021: 79).

(Leser/innen, Schreiber!innen, Nutzer:innen) meine Kognition irgendwohin lenke.
(taz 22.02.)

Fokussiert wird mit der Metapher ebenfalls die Tatsache, dass Wege in eine gewünschte Richtung führen oder aber davon abbringen bzw. zu Verirrungen können – insbesondere von Kritiker*innen wird dieser Aspekt hervorgehoben:

380) Sie will die normale, tägliche Sprache verteidigen – und hat sich dafür ein paar besonders markante Beispiele herausgegriffen, die in die falsche Richtung führen.
(Welt 24.02.)

381) Ich halte die sogenannte gendergerechte Sprache für einen Irrweg. (Welt 04.02.)

382) Das ist eine Form, sich völlig zu verrennen. (Welt 13.04.a)

Das Ziel, zu dem der Weg führen solle, ist dabei (zumindest implizit) Gleichberechtigung der Geschlechter, wenngleich nur wenige der Belege der Metapher explizit teleologisch sind. Diese erklären, dass »[d]ie Sprache [...] uns dabei helfen [kann], umsichtiger zu sprechen, und sie [...] Wege ebnen [kann], um dem Ideal näher zu kommen« (FAZ 13.03.b). Sie heben also die Effektivität und Relevanz von Sprache hervor oder postulieren, dass »der Weg« zu einer »gerechte[n] und diskriminierungsfreie[n] Gesellschaft [...] vor allem über Symbolik und Sprache« (FAZ 21.03.b) führe. Wie bereits beim Topos der Ineffektivität gezeigt, wird die Erreichbarkeit des Ziels durch Sprache von der Kontraseite negiert:

383) Die Glottisschlagendung ist alles andere als ein großer Wurf auf dem Weg hin zu einer faireren Sprache. (Welt 26.03.a)

Konzediert wird denn allerdings auch, dass »auch die von ihr [Wagenknecht; P. M.] ver-teufelten ›Lifestyle-Linken‹ zustimmen, dass die Emanzipation der Frau kein einzig mit Gendersternchen gepflasterter Weg ist« (SZ 11.06.b); der in anderen Belegen erhobene Vorwurf des Anhängens sprachmagischer Vorstellungen und starker sprachrelativistischer Vorstellungen wird also etwas abgeschwächt. Gleichzeitig wird über das Postulat einer Ungewissheit über das Ziel des Weges der Gefahrentopos bedient:

384) Wohin lassen wir unsere deutsche Sprache führen? (SZ 30.03.a)

Potenzielles Verirren durch geschlechterbewusste Sprachformen wird auch in anderen Belegen der Metapher betont. So bestehe durch genderbewusste Sprache die Gefahr, »ein wenig die Orientierung [zu] verlieren bei alldem babylonischen Sprachgewirr« (FAZ 20.02.) bzw. – in Verbindung mit der SPRACHE IST PFLANZE-Metaphorik – »sich im [...] Dickicht [zu] verlaufen« (FAZ 18.02.). Zudem wird Leitfäden und bspw. der Duden-Redaktion in Verbindung mit dem Topos der Manipulation eine »Irreführung des Lesers« (Welt 08.01.) vorgeworfen. Vielfach wird die Ablehnung genderbewusster Sprachformen damit begründet, dass diese einen Rückschritt darstellten. Sprachwandel hin zur vermehrten Verwendung geschlechterbewusster Sprachformen führe demnach auf dem Weg in Richtung des gewünschten Ziels Gleichberechtigung in die falsche Richtung und bedeute Regression:

385) Ich halte die Änderungen für einen Rückschritt. (Welt 12.01.)

Diese Verwendung der Wegmetaphorik, in der Orientierungsschwierigkeiten und Gefahren (bspw. des Verlaufs oder Verirrens) betont werden, ermöglicht Kritiker*innen genderbewussten Sprachgebrauchs dessen Ablehnung. Gestützt durch den Komplexitätstopos und in Verbindung mit der Hindernismetaphorik werden die behaupteten Schwierigkeiten und unnötigen Verkomplizierungen der Sprache, der damit »nicht mehr vorplanierten Weg[e]« (taz 01.06.a), hervorgehoben und erklärt, dass es einen deutlich einfacheren, bereits lange begangenen bzw. »friedlich gefahrenen« (SZ 16.06.g) Weg gäbe: das geschlechtsübergreifende Maskulinum:

- 386) Der ›Weg zur sprachlichen Gleichberechtigung‹ braucht im Deutschen nicht gebahnt, sondern nur gepflegt zu werden, weil seit alters allgeschlechtlich vorhanden. (SZ 26.05.a)

In Verbindung mit der metaphorischen Verhandlung von Sprachwandel als Weg stehen aufgrund des Verständnisses von Veränderung als Bewegung Belege der Metapher *SPRACHE IST FORTBEWEGUNGSMITTEL*. Fortbewegungsmittel bewegen sich in der Regel in bestimmte Richtungen, die jeweils als richtig oder falsch deklariert werden können und für die unter anderem »Weichen« (SZ 19.06.a) gestellt werden können. So wird für »Gendern als ersten Schritt« argumentiert, um »die Ladies mit ins Boot zu holen« (Bild 12.01.) oder für die Beibehaltung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums, weil dieses »tief in der grammatischen Struktur des Deutschen und vieler weiterer Sprachen verankert« (Welt 08.01.) sei. Demgegenüber seien »die unlustigen Reklamefredls jetzt auf den Gendersternchenzug aufgesprungen« (taz 23.06.). Aufbauend auf dieser Metaphorik wird in einigen Belegen davon gesprochen, dass »Dax-Chefs [...] das Gendern [umschiffen]« (FAZ 18.05.a) oder »am großen Wörtersee« gearbeitet werde: »manchmal umschiffe ich dann die schwierigen Formulierungen« (FAZ 13.02.b). Sprache ist demnach das Boot, in dem die Sprecher*innen bzw. Dax-Chefs sitzen, während geschlechterbewusste Sprache als zu umschiffendes Hindernis imaginiert wird. Sie wird zudem als »das falsche Pferd« (Welt 13.04.a) konzeptualisiert, also als falsche Wahl zur Erreichung eines Ziels oder sei ein Fortbewegungsmittel, von dem sich viele »überfahren fühlen« (Welt 06.06.c), mit dem also Gefahren einhergehen.

Zudem wird, gestützt durch den Gefahrentopos, der Zustand der deutschen Sprache mit einem leckgeschlagenen Schiff gleichgesetzt; das Schiff deutsche Sprache sowie die Rettungsboote gehen demnach unter:¹⁸⁰

- 387) Allen Warnungen zum Trotz mutet die Verwendung der deutschen Sprache mittlerweile wie ein sinkendes Schiff an, dessen Unrettbarkeit allenfalls noch diejenigen kopfschüttelnd verfolgen dürfen, die es rechtzeitig auf eines der wenigen Rettungsboote geschafft haben; gleichwohl ist zu befürchten, dass auch sie durch den Sog mit in die Tiefe gerissen werden, wenn dem sprachlichen Stumpfsinn nicht sehr bald Einhalt geboten wird. (FAZ 28.01.)

180 Zugleich wird in diesem Zitat auch Sprachwandel und die damit verbundene Verbreitung genderbewusster Sprache als Naturkatastrophe konzeptualisiert, wenn diese mit einem Strudel, der Rettungsboote durch den Sog in die Tiefe reiße, gleichgesetzt wird. Vgl. dazu auch Kap. 8.5.4.1.

Der Gefahrentopos wird auch in der Charakterisierung der Debatte durch die Pro-Seite aufgerufen, wenn der »Kampf der Sprachpfleger mit einem trojanischen Pferd« verglichen wird:

- 388) Die Sprache wird gerade als Vehikel in die bürgerliche Mitte hineingeschoben, um damit gesellschaftspolitische Themen zu adressieren, die schwieriger in direkter Weise zu vermitteln wären. (SZ 06.03.)

Die Debatte um genderbewusste Sprache, die in diesem Zitat wiederum als Kampf konzeptualisiert wird, sei dabei nur Vehikel und Waffe (*trojanisches Pferd*), um Unterstützung für weitere gesellschaftspolitische Themen zu generieren, die ohne das Fortbewegungsmittel Sprache nicht gewährleistet sei.

8.5.5 Zusammenfassung und Diskussion der Metaphern im printmedialen Diskurs

Wie im letzten Beleg 388) noch einmal deutlich wurde und sich zusammenfassend festhalten lässt, sind die im untersuchten Diskursausschnitt verwendeten Metaphern oft miteinander verknüpft und werden auf je unterschiedliche Diskursebenen bezogen, die sich nicht immer trennscharf unterscheiden lassen: (i) eine metadiskursive Ebene, die vorrangig mithilfe von Kriegs-, aber auch Hitze- und Unwettermetaphorik die Polarisierung des Diskurses konstatiert, aber auch reproduziert, (ii) eine Ebene, die metaphorisch (geschlechterbewusste) Sprache verhandelt und dafür vor allem Objekt- und Organismusmetaphern nutzt, und (iii) eine Ebene, auf der Sprachwandel und im Speziellen die Verbreitung geschlechterbewusster Sprachformen mithilfe von Naturkatastrophen-, Reinigungs- und Wegmetaphern konzeptualisiert wird.

Es zeigt sich, dass in den Texten des Zeitungskorpus quell- und vielfach auch positionsübergreifend und sowohl in redaktionellen Beiträgen als auch in Leserbriefen auf ähnliche, gesellschaftlich geteilte Konzeptualisierungen von Debatte, (geschlechterbewusster) Sprache und Sprachwandel zurückgegriffen wird. Dass es sich dabei vielfach um gesellschaftlich verbreitete Perspektiven auf Sprachphänomene handelt, wird durch einen Vergleich mit anderen Untersuchungen nahegelegt. So sind die verwendeten Metaphern vor allem konventionalisierte, die aus anderen Untersuchungen öffentlicher bzw. metasprachlicher Diskurse bekannt sind und weniger kreative und ad-hoc Metaphern. Die im Untersuchungskorpus herausgearbeiteten Metaphern lassen sich bspw. sehr ähnlich in Spitzmüllers (2005) Analyse des Anglizismendiskurses finden. Zentral sind auch in seiner Analyse Organismus- und Objektmetaphern (die Spitzmüller Artefaktmetaphern nennt) sowie solche, die Sprache als Substanz und Container fassen und die sich auch in den hier untersuchten Zeitungstexten finden (vgl. z.B. die Ortsmetaphorik, Sprache als Flüssigkeit oder die Naturkatastrophenmetaphorik zur Konzeptualisierung der Verbreitung geschlechterbewusster Sprachformen). Auch Göttert (2019: 161–162) zeigt die Verwendung von Krankheits- und Überflutungsmetaphorik in den Texten der von ihm untersuchten *Sprachreiniger* des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins auf, wie auch Androutsopoulos (2007: 144) eine ähnliche Metaphorik im medialen Diskurs zu Ethnolekten feststellt. Es scheint also in gewisser Weise ein Reservoir an konzeptuellen Metaphern zu geben, um (kritisch) über Sprache bzw. Sprachwandel zu sprechen, auf das auch in diesem Diskurs zurückgegriffen wird. Dass

diese konventionalisierten Metaphern – z.B. die metadiskursive Konzeptualisierung von Streit als Kampf zur Illustration und (Re)Produktion der Debattenpolarisierung – in diesem Ausmaß im medialen Diskurs der Zeitungstexte verwendet werden, ist aber dennoch insofern von Interesse, als die entsprechende Konzeptualisierung in den Talkshows und Interviews weniger zu finden ist.

Unterschiede in der verwendeten Metaphorik im Korpus dieser Arbeit ergeben sich zwar in Bezug auf die Positionierungen, die mit den Metaphern einhergehen und die durch diese lizenziert werden. Es zeigt sich dennoch, dass – vergleichbar auch mit den Argumentationstopoi – Metaphern in der Regel nicht ausschließlich auf pro oder kontra Positionierungen beschränkt sind, wenngleich einzelne Konzeptualisierungen überwiegend von einer Seite im Diskurs verwendet werden. So wird bspw. die Bauwerk-metaphorik vorwiegend von Kritiker*innen geschlechterbewusster Sprache verwendet, um Konstanz sowie Bedrohung von Sprache zu betonen. Gleichzeitig werden diese und andere Metaphern aber auch von Befürworter*innen aufgegriffen und der mit ihnen vorgebrachte Vorwurf oder die postulierte Gefahr negiert bzw. andere Eigenschaften der Quelldomänen fokussiert. Die Quelldomäne RAUM wird z.B. von Gegner*innen in Hinblick auf ihre festen Grenzen und das damit einhergehende Exklusionspotenzial durch geschlechterbewusste Sprachformen spezifiziert. Dieses Exklusionspotenzial wird – dann bezogen auf das geschlechtsübergreifende Maskulinum – zwar auch von Befürworter*innen geschlechterbewusster Sprache aufgerufen, diese heben aber in ihrer Verwendung der Metapher insbesondere die Eigenschaft der Quelldomäne RAUM hervor, Platz für verschiedene Geschlechtsidentitäten zu schaffen und sich verändern und erweitern zu können. Die in der Einleitung dieses Kapitels bereits angesprochene argumentative Rolle von Metaphern lässt sich an dieser Stelle noch einmal hervorheben: Verwendete Metaphern lizensieren bestimmte Perspektiven auf (geschlechterbewusste) Sprache und deren Verbreitung und sind somit funktional für die je eingenommenen Positionen ihr gegenüber. Die Unterschiede in der verwendeten Metaphorik stehen somit in engem Zusammenhang mit den in Kapitel 8.4 herausgearbeiteten Argumentationsmustern sowie den unterschiedlichen Sprachverständnissen.

Nach der nun erfolgten Analyse der medialen Daten in Hinblick auf drei Ebenen – Lexik, Argumentationsmuster sowie Metaphorik – wird im folgenden Unterkapitel ein erstes Zwischenfazit gezogen. Im Anschluss sollen die Ergebnisse der printmedialen Diskursanalyse mit anderen Daten verglichen werden, um eventuelle Textsortenspezifika mit Blick auf die Untersuchungsfragen erkennen zu können.

8.6 Zwischenfazit zur medialen Diskursanalyse I

In der Zusammenschau der bisherigen Untersuchungsergebnisse der medialen Diskursanalyse zur Debatte rund um geschlechterbewusste Sprache lässt sich als Erstes eine Homogenisierung des Diskursgegenstands festhalten: Statt der Diskussion verschiedener Formen geschlechterbewusster Sprache ist eine Gleichsetzung von *Gendern* und *Asterisk* und Glottisschlag deutlich geworden. Gal & Irvine (2019: 89) schreiben zur Nicht-Wahrnehmung verschiedener Formen und selektiver Aufmerksamkeit für ein, im Fall

der untersuchten Debatte, grafisches Sonderzeichen und dessen Verbindung mit Personen- und Verhaltenstypen:

Selective attention picks out qualities, things, acts, events, practices, people, and situations that exist in the world and that, by conjecture (a guess), might be linked to each other as sign-and-object. But, noticing a possible connection is not enough. Only if the co-incidence of two phenomena is interpreted so that one is taken as a sign of the other can we talk of sign relations. This last moment is the crucial reflexive – metasemiotic – step of construing (taking up, conjecturing) and thereby constructing sign-relations.

Der für die printmedialen Texte des Korpus herausgearbeitete Fokus auf bzw. die selektive Wahrnehmung der besonders salienten Form von Asterisk und Glottisschlag und die damit einhergehende Löschung der anderen Formen ist also gewissermaßen der erste Schritt hin zur Enregistrierung *des* Genderns und des geschlechtsübergreifenden Maskulinums auf je unterschiedliche Weise durch Kritiker*innen und Befürworter*innen. Die indexikalischen Zuschreibungen sind dann der entscheidende Schritt in der Metasemie, der dazu führt, dass insbesondere geschlechterbewusster Sprachgebrauch symbolisch aufgeladen und mit bestimmten Personen- und Verhaltenstypen assoziiert wird, mit dem also das Schibboleth Asterisk entsteht. Geschlechterbewusste Sprache stellt in diesem Zusammenhang insofern einen Sonderfall dar, als durch unterschiedliche Vorschläge selektive Aufmerksamkeit für verschiedene Formen schon gegeben und durch die Quelle dieser Sprachplanung in feministischen Kontexten bestimmte Verbindungen schon naheliegend waren. Gleichzeitig war der Schritt der Metasemie hin zur Verbindung von Elite, Zwang, Totalitarismus etc. durch die Kritiker*innen nicht im Entstehungskontext geschlechterbewusster Sprachformen angelegt. Er ist dabei insofern der entscheidende für die Symbolizität geschlechterbewusster Sprache, als darauf aufbauend Kontra-Argumentationen zu finden sind. Während also die Enregistrierung von genderbewusster Sprache auf der Pro-Seite als unter anderem progressiv und feministisch in Teilen dem ursprünglichen Verwendungskontext und -ziel entspricht, zeigt die Entstehung des Schibboleth-Charakters des Asterisks – gleichgesetzt mit geschlechterbewusstem Sprachgebrauch – für die Kontra-Seite einen anderen und weiteren Schritt der Metasemie, d.h. anderer Zeichenverbindungen, auf.

Im medialen Diskurs zeigen sich diese beiden, gegeneinander gesetzten Zeichenverbindungen besonders deutlich. Mit Blick auf Spitzmüllers (2013) Modell metapragmatischer Positionierung (vgl. Kap. 7.7) ließe sich auch von je zwei sozialen Register-Dreiecken sprechen – für Verbindungen des geschlechtsübergreifenden Maskulinums, vor allem aber für solche geschlechterbewusster Sprache mit Personen- und Verhaltenstypen. Auf ebendiesen indexikalischen Verknüpfungen bauen die Argumentationen – sowohl auf lexikalischer als auch der Ebene der Topoi sowie der Metaphern – auf und stärken und reproduzieren diese im öffentlich-medialen Diskurs wiederum. Die Homogenisierung verschiedener, eigentlich möglicher und existierender Formen und Stile, von denen bspw. Kotthoff (2020) spricht, hin zur Verengung auf Asterisk und Glottisschlag und dann erfolgende Metasemie sind also funktional für die daran anschließenden Argumentationen, ergeben sich aber wiederum auch aus diesen. Die Topoi und Zuschreibungen im Diskurs überschneiden sich dabei in den Argumentationen auf ihrer je eigenen

Ebene, d.h., dass bspw. einzelne Topoi nicht immer trennscharf voneinander abzugrenzen sind. Dies belegt aber auch die enge Vernetzung der Argumentationsmuster, die in Verbindung zueinander zur Legitimation und Erklärung der Positionierung sowie der resultierenden Forderungen funktionieren.

Gleichzeitig existieren diese verschiedenen Verständnisse bzw. damit einhergehenden typisierten Personen- und Verhaltenstypen im medialen Diskurs aber nicht einfach nur nebeneinander, sondern werden gegeneinandergestellt. Sowohl Befürworter*innen als auch Kritiker*innen versuchen, ihre je eigene Repräsentation, ihre je eigene Definition der sozialen Realität des Genderns zur dominanten zu machen. Wie sich im Unterkapitel für Lexeme gezeigt hat, lassen sich in Bezug auf die Nominationen für den Phänomenbereich wenig Differenzierungen zwischen pro und kontra geschlechterbewusste Sprache finden; vielfach wird quell- und positionsübergreifend vor allem von *Gendern* gesprochen. Die damit verbundenen Personae und Verhalten allerdings unterscheiden sich je nach Positionierung und es wird versucht, das je eigene Verständnis im Diskurs durchzusetzen. Da Register sich als »culture-internal models« (Agha 2007: 135) in einem kontinuierlichen Prozess der (Re)Produktion befinden, bewegen sich die verschiedenen Verständnisse auf einem indexikalischen Feld, auf dem ihre Bedeutungen nicht fixiert sind, sondern verschiedene potenzielle Bedeutungen konstituiert werden (vgl. Eckert 2008: 454–456). Die Akteur*innen im Diskurs aber bemühen sich in der medialen Debatte um eine »authoritative entextualization« (Blommaert 1999: 9) geschlechterbewusster Sprache, d.h. darum, »in one relevant move, to fix certain metadiscursive perspectives on texts and discourse practices« (Blommaert 1999: 9). Sowohl Befürworter*innen als auch Gegner*innen wollen ihre je eigenen Perspektiven auf und Verständnisse von geschlechtsübergreifendem Maskulinum und geschlechterbewusstem Sprachgebrauch dominant setzen und fixieren. Deutlich wird in diesen polarisierten – im Sinne von diskursiv gegeneinander gestellten – Positionierungen, dass im medialen Diskurs um geschlechterbewussten Sprachgebrauch nicht notwendigerweise die Persuasion von anderen Debattenteilnehmenden das Ziel ist¹⁸¹, wenngleich die je eigene Perspektive zur dominanten werden soll.¹⁸² Dies zeigt sich bspw. in Beiträgen des Zeitungskorpus, in denen in ridikulisierender Absicht Argumente und Topoi der Gegenseite aufgegriffen werden. In der *taz* finden sich einige dieser Beispiele (vgl. Kap. 8.3.5), denen keine persuasive Absicht unterstellt werden kann. Vielmehr zeigt sich in diesen Belegen, ebenso wie in solchen, die per Übergeneralisierung die Pro-Seite diskreditieren, eine Abwertung der jeweiligen Argumentationslinie der Gegenseite sowie metadiskursives Wissen um diese. In diesen Verwendungen kann die Ingroup der Befürworter*innen oder Gegner*innen geschlechterbewusster Sprache gestärkt werden, da sie sich jeweils als ›in the know‹ stilisieren kann, die über den vermeintlich lächerlichen, da offensichtlich ›falschen‹ Begründungsmustern der jeweiligen Haltung der Gegenseite steht. Auch die Verwendung von Anmaßungsvokabular, insbesondere auf der Seite der Gegner*innen, trägt zu dieser Stilisierung bei. Durch die vermeintliche Transparenz und Offenkundigkeit der Korrektheit der eigenen Argumentation sowie den Repräsentationsanspruch, für ›das Volk‹,

181 Vgl. zu dieser Beobachtung zum Diskurs für Beiträge auf Instagram auch Lautenschläger (2024).

182 Dass Persuasion, z.B. von Zeitungslesenden, dennoch implizit als Ziel mitläuft, ist angesichts der verwendeten Argumentationstopoi naheliegend, es scheint mir aber nicht das Hauptziel zu sein.

›die Mehrheit‹ oder auch ›die einfachen Leute‹ zu stehen, wird die Gegenseite mit ihrer Haltung abgewertet. Die Darstellung des Wissens als offensichtlich trägt dabei zur vermeintlichen Faktizität und damit zusammenhängenden Objektivierung der eigenen Haltung und somit zum Versuch der *authoritative entextualization* bei:

And central to the process by which particular ideological viewpoints are authoritatively entextualised, they [Woolard & Gal 2001; P. M.] argue, is the manner in which social actors must systematically exclude the ›personal‹ from the object of their concern. [...] It is on this basis that ideological brokers attempt to claim authority for their particular viewpoints on the grounds that these do not represent the concerns of an interested party as such, but those of the ›public at large‹ [...]. (Johnson 2005: 149)

Das je eigene Verständnis wird somit nicht mehr als Meinung, sondern vielmehr als faktuale Gegebenheit inszeniert. Impliziert wird dadurch, dass die Gegenseite, die anders argumentiert, die vermeintlichen Gegebenheiten einfach nicht verstehe – es geht also nicht um eine Persuasion dieser Gegenseite, sondern vielmehr um die Stärkung der In-group in ihrem Selbstbild als auf der – objektiv – richtigen Seite stehend.

Die in Lexemen und Topoi sichtbaren Ideologeme tragen dabei letztlich zur wechselseitigen Konstitution und Konstruktion von zwei Gruppen bei, die sich blockhaft gegenüberstehen und unterschiedliche, je simplifizierende und homogenisierende Verständnisse von genderbewusstem Sprachgebrauch und geschlechtsübergreifendem Maskulinum sowie den Indexikalitäten dieser beiden Sprachformen haben; Binnendifferenzierung findet in der Regel nicht statt.¹⁸³ Auf der Pro-Seite wird geschlechterbewusste Sprache als progressive Sprachform angesehen, die – unter anderem gestützt durch die Diskursautorität Wissenschaft – effektiv dazu beiträgt, geschlechtliche Diversität auch sprachlich zu inkludieren und abzubilden. Zudem gilt sie den Befürworter*innen als bereits verbreitet bis hin zu einem gewissen Grad der Normalität, natürlich und umsetzbar. Gegner*innen geschlechterbewusster Sprachformen dagegen negieren dieses Verständnis und postulieren, dass die Verwendung geschlechterbewusster Sprache vor allem ideologisches, nicht umsetzbares und realitätsfernes Verhalten einer elitären Minderheit sei, die sich gegen den deutlichen Willen und den Sprachgebrauch der Mehrheit stelle. Dadurch bedeutet geschlechterbewusste Sprache für die Kontra-Seite Gefahr, insbesondere für die Sprache und die Gesellschaft. Zudem sei sie für das – auch von ihnen oft ausdrücklich geteilte – Ziel der Gleichberechtigung der Geschlechter irrelevant und ineffektiv. Auch sie berufen sich auf verschiedene Diskursautoritäten, um das Einschreiben und Aufgreifen dieser indexikalischen Verbindungen zu stützen.

Die Urteile über die Sprachformen, die im (vor allem evaluativen und epistemischen) *Stancetaking* in den Topoi, aber auch in einigen der verwendeten Lexemen deutlich werden, sind dabei zwar auch Urteile über die Sprache, aber eben auch über die Sprecher*innen bzw. vielmehr die diskursiv konstituierten Vorstellungen von Sprecher*innen der jeweiligen Sprachform, d.h. die laut Diskurs indexikalisch mit der Sprachform verbundenen Personae (vgl. dazu auch Purschke 2014: 133). Der tatsächliche Sprachgebrauch

183 Vgl. zu dieser Beobachtung aus komparativer Perspektive über verschiedene Sprachräume hinweg auch Pfalzgraf (2024b: 11).

von Menschen ist im medialen Diskurs von den diskursiv konstituierten Vorstellungen vermeintlich typischer Sprechender der jeweiligen Sprachform entkoppelt. Die Diskursakteur*innen bewerten,

wenn sie einen registrierten Sprachgebrauch bzw. eine registrierte Sprachform bewerten und/oder praktizieren, immer auch solche typisierten, damit indexikalisch verknüpften und durch die Praxis evozierten Personen und Verhaltensformen – also nicht nur die Form bzw. den Gebrauch selbst, sondern Personenkategorien und Verhaltensformen, die diese Akteur:innen in Bezug darauf für typisch halten. (Spitzmüller 2023: 50)

Während die Pro-Seite genderbewussten Sprachgebrauch als Index eines *being inklusiv und progressiv* versteht, stellt er für die Kontra-Seite ein *being totalitär und elitär* dar. Das geschlechtsübergreifende Maskulinum dagegen ist für diese die normale (und effektive, inklusive) Referenzform, während Befürworter*innen geschlechterbewusster Sprache darin ein *being ausschließend* sehen. Die Wahl der jeweiligen Form genderbewusster Sprache kann dann, mit Bezug auf die gerade aufgezeigten Konzeptualisierungen, als identitätsstiftend fungieren (vgl. auch Verschueren 2000: 452).

Verbunden sind diese unterschiedlichen Verständnisse dabei mit ihnen zugrundeliegenden Sprachideologien. Der Bezug auf verschiedene Sprachideologien kann die den jeweiligen Positionierungen inhärente Logik insofern erklären, als diese Teile der »sets of beliefs« über geschlechterbewusste Sprachformen und das geschlechtsübergreifende Maskulinum darstellen, die von den Diskursakteur*innen »as a rationalization or justification of perceived language structure and use« (Silverstein 1979: 193) geäußert werden. Von der Pro-Seite geht letztlich vor allem »Sprachmeliorismus« (Jung 1996: 20) aus, d.h. die Idee, mit Sprache Einfluss auf die Wirklichkeit auszuüben und diese besser zu machen. Die Kontra-Seite dagegen greift – zumindest an der sprachlichen Oberfläche – auch auf andere Aspekte (wie Sprachästhetik oder weitere soziopolitische Gründe wie Diskriminierung, Exklusion von Lerner*innen oder Mehrheitsverhältnisse) zurück, negiert aber insbesondere die Möglichkeit, »per Neologismen das Denken läutern zu können« (Jung 1996: 20), d.h. die Effektivität von Sprachänderungen zur Verbesserung der Wirklichkeit. In den Argumentationen scheinen demnach zwei zugrundeliegende, fundamental unterschiedliche Sprachverständnisse zum Ausdruck zu kommen. Auch Acke (2022: 34) erklärt, dass der Dissens im Diskurs um geschlechterbewusste Sprache auf der Ebene der Sprachideologie liegt, er »rührt an den Grundpfeilern dessen, was das Sprachverständnis sowohl in der Linguistik als auch im Alltag ausmacht«. Darin liegt ebenfalls eine Erklärung für die Polarisierung der Debatte, die auch in der metaphorischen Konzeptualisierung der Debatte selbst deutlich wird, in der diese insbesondere als blockhafte und krieglerische sowie anderweitig gefährliche Situation dargestellt wird. Anhand der verwendeten konzeptuellen Metaphern werden auch die differierenden Verständnisse und Sprachideologien noch einmal sichtbar. Von Kritiker*innen werden mit diesen insbesondere die Eigenständigkeit von Sprache hervorgehoben und somit postuliert, dass in diese autonomen Entwicklungen nicht eingegriffen werden darf. Sprache wird von der Kontra-Seite als Organismus – spezifisch als Pflanze oder Körper – konzeptualisiert, dessen eigenständiges ›Wachsen‹ nicht durch – lexikalisch mehr oder we-

niger explizite und drastische – Eingriffe von außen ver- und behindert werden dürfe. Auch die metaphorische Gleichsetzung von (deutscher) Sprache mit einem Bauwerk betont deren Unveränderlichkeit und vermeintliche Stabilität, die Identität und Heimat bedeute. Die Verbreitung geschlechterbewusster Sprache stelle demgegenüber eine Gefahr – metaphorisiert unter anderem als Naturkatastrophe – dar und müsse entsprechend verhindert werden. Deutlich wird also ein Verständnis von Sprache als weitgehend autonom und unabhängig von ihren Nutzer*innen, die diese höchstens pflegen und schützen, nicht aber verändern und in sie eingreifen sollten. Befürworter*innen dagegen konzeptualisieren Sprache als Instrument zur Veränderung, als Spiegel bestehender geschlechtlicher Diversität oder Raum, in den verschiedene Menschen einbezogen werden und in dem diese Platz finden können. Sprache ist demnach auf der Pro-Seite vor allem ein von den Nutzer*innen veränderbares und sich veränderndes Werkzeug. Neben der Verwendung von Anmaßungsvokabular und somit der Depersonalisierung und Desubjektivierung der geäußerten Haltungen (als ›view from nowhere‹) unterstützt demzufolge auch die verwendete Metaphorik zur Konzeptualisierung von Sprache die Entextualisierung der je eigenen Position und Argumentation.

Die Gegner*innen konzeptualisieren auch die Verbreitung genderbewussten Sprachgebrauchs mit Metaphern, um sich gegen diese auszusprechen, während auf der Pro-Seite konzeptuelle Metaphorik vor allem im Sprechen über geschlechterbewusste Sprache selbst sichtbar wird.

Damit zeigt sich in Bezug auf die Metaphorik ein ähnliches Bild wie bei den verwendeten Topoi: Während mit diesen von Kritiker*innen genderbewusster Sprache sowohl diese als auch ihre Verwendung sowie das Verhalten der Befürworter*innen argumentativ verhandelt werden, fokussieren Argumentationen der Befürworter*innen vor allem geschlechterbewusste Sprachformen und ihre Funktionsweise selbst und weisen höchstens an einigen Stellen durch Negationen die Topoi der Kritik zurück. Dieses Phänomen resultiert denn auch in größerer Varianz sowohl der verwendeten Topoi als auch konzeptueller Metaphern. Für beide Bereiche lassen sich mehr und variantenreichere Belege vonseiten der Kritiker*innen geschlechterbewusster Sprache in den medialen Daten herausarbeiten.

Diskurse und besonders mediale Diskurse zeichnen sich durch Intertextualität aus. Auch für die in diesem Kapitel analysierten Texte lässt sich dies festhalten. So zeigt sich bspw., dass vor allem in der *taz* und der *SZ* auf Artikel und z.B. Überschriften aus anderen Zeitungen verwiesen wird.¹⁸⁴ Zudem wird, unter anderem, aber nicht ausschließlich in den Leserbriefen, viel auf den öffentlichen Rundfunk und insbesondere Claus Kleber und Petra Gerster und ihren Sprachgebrauch eingegangen und Petra Gerster mehrfach zu ebendiesem interviewt. Diese Interviews wiederum werden auch in den im nächsten Kapitel analysierten Talkshows aufgegriffen. In der *tageszeitung* werden darüber hinaus wiederholt ridikulisierend Argumente oder die Lexik von Kritiker*innen aufgegriffen und widerlegt oder als irrelevant dargestellt. Letztlich illustriert insbesondere dieses

184 Bspw.: »So ist aktuell auf faz.de zu lesen: ›Krieg der Stern*innen: Müssen wir bald alle gendern?‹.« (taz 11.02.) oder »Alles begann mit einem Aufmacher in der Welt, Anfang Januar, Überschrift: ›Der Duden wird jetzt zur Dudin‹. Online lautete sie, investigativ angespitzt: ›Wie der Duden heimlich gegendert wird.‹« (SZ 06.03.).

Phänomen, genau wie die angesprochene Intertextualität insgesamt, dass sich in der Debatte monolithische Blöcke mit mehr oder weniger festem Repertoire an Argumenten gegenüberstehen. Weil sich Argumentationsmuster oft wiederholen und metadiskursives Wissen um diese vorherrscht, können Topoi vorweggenommen, ridiculisiert oder entkräftet werden und dienen somit wiederum der Stärkung der eigenen Positionierung und Ingroup. Dies zeigt sich darüber hinaus darin, dass es im Vergleich der Zeitungen untereinander zwar Nominationen gibt, die quellspezifisch sind – nur in der *Bild* und auch dort nur vereinzelt wird bspw. von »Gendergaga« geschrieben – sowie Topoi unterschiedlich dominant vertreten sind und auf unterschiedliche Phänomene bezogen werden, sich aber insgesamt keine großen Unterschiede zwischen den Zeitungen feststellen lassen. Differenzen zeigen sich vor allem in einzelnen Spezifika der Berichterstattung, bspw. des besonderen Fokus der *Bild*-Zeitung auf Hamburg und den CDU-Abgeordneten Ploß oder die Hervorhebung eines vermeintlich allgemeinen Sprachgebrauchs im Mehrheitstopos bei *FAZ* und *Welt*. Auch sind in *taz* und *SZ*, wie anhand der politischen Ausrichtung der Zeitungen und den damit in Verbindung stehenden indexikalischen Zuschreibungen erwartbar war, mehr positive Einstellungen gegenüber geschlechterbewusster Sprache zu finden und etwas mehr metasprachliche und metadiskursive Verhandlung des Themenkomplexes.

Ob es sich nun bei diesen Ergebnissen um printmediale Besonderheiten des Diskurses um geschlechterbewusste Sprache handelt oder nicht vielmehr um Beobachtungen, die allgemein für die mediale Verhandlung des Phänomenbereichs Gendern gelten können, ist Thema des nächsten Kapitels. In diesem werden für einen Vergleich andere mediale Formate herangezogen.